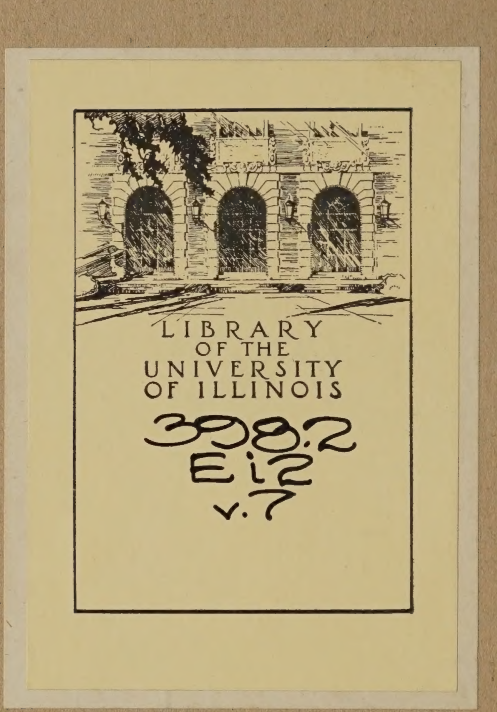
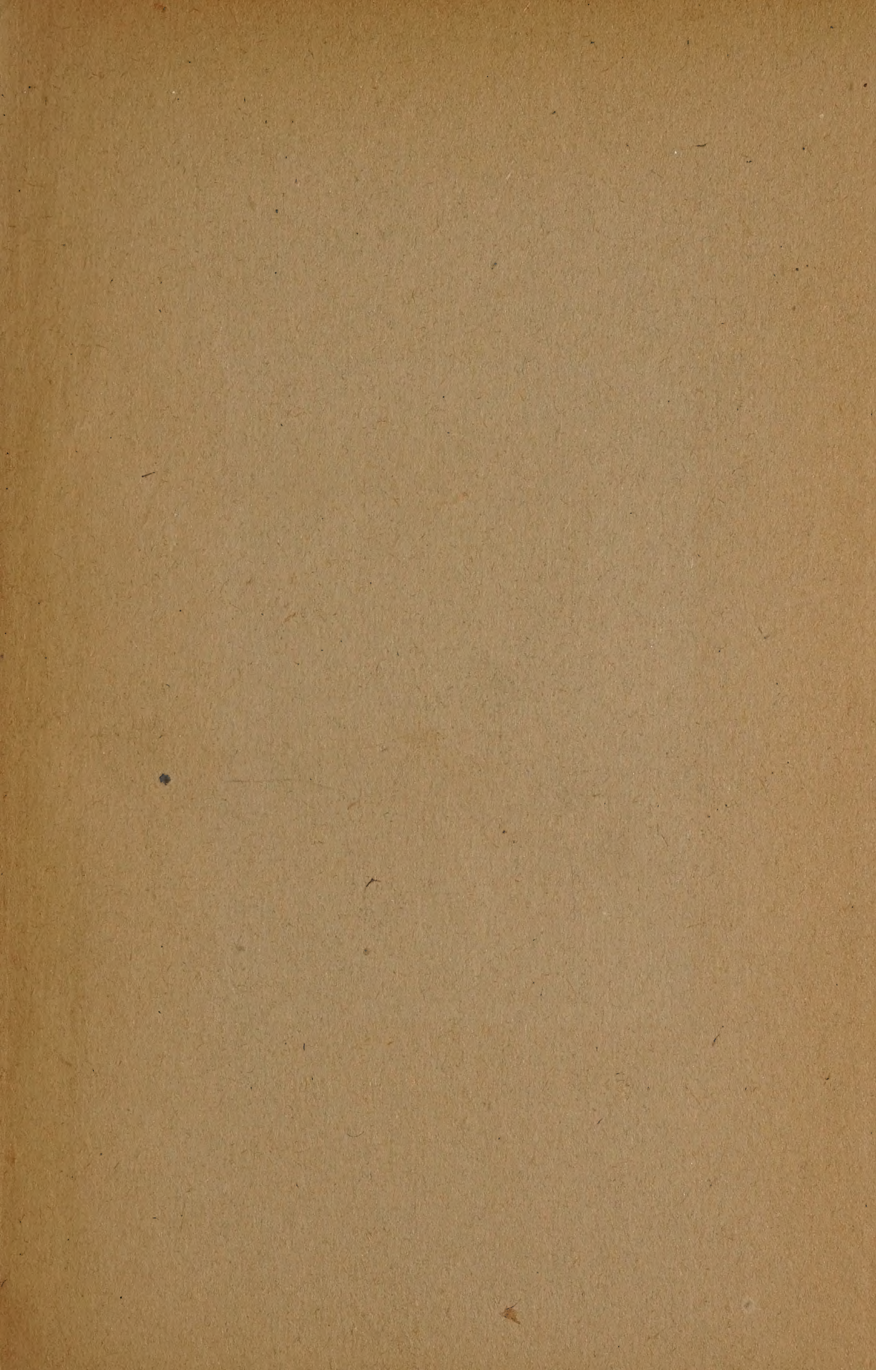
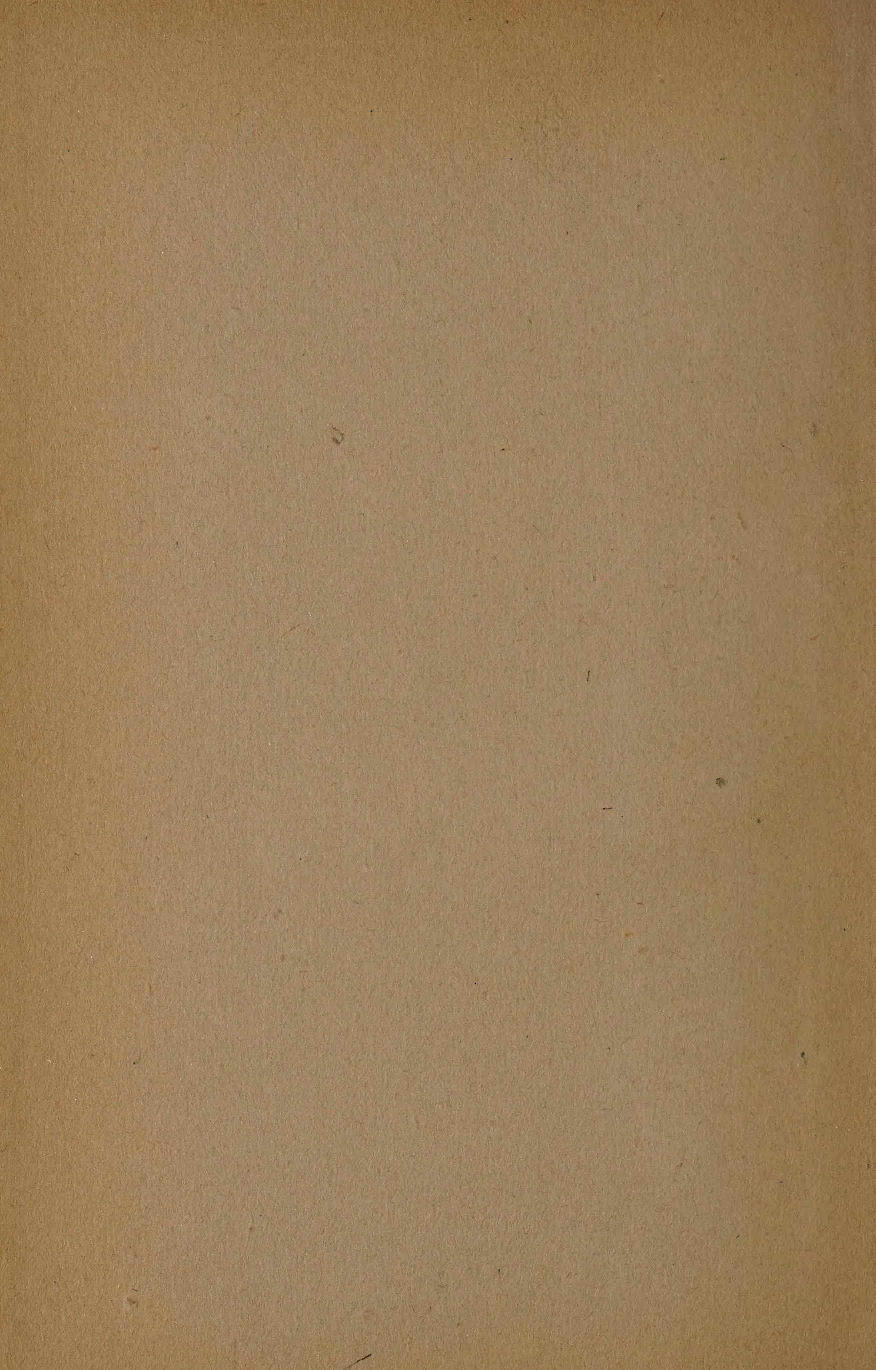
Niedersächsische Sagen

Dr. Gerhard Kahlo







Eichblatts

Deutscher Sagenschatz

Band 7: Niedersächsische Sagen I

von

Dr. Gerhard Kahlo







Der Dom zu Magdeburg.

Niedersächsische Sagen

Teil 1:

Provinz Sachsen, Braunschweig u. Anhalt

Herausgegeben
von
Dr. Gerhard Kahlo

Mit Titelbild



Hermann Eichblatt Verlag Leipzig-Gohlis
1923.



Vorwort.

Der Plan von Eichblatts Deutscher Sagenschatz, die Sagen unseres Vaterlandes nach den deutschen Stämmen geordnet herauszugeben, stieß bei der Provinz Sachsen auf Schwierigkeiten; denn im Norden dieser Provinz wohnen Niedersachsen, während bei Erfurt, ja, bis Halle hin, heute der thüringische Stamm seßhaft ist. Doch das war nicht immer so; früher wurde auch in Halle plattdeutsch gesprochen, und z. B. der Name Wittenberg (witt = weiß) beweist die Urzugehörigkeit dieser Gegend zu Niedersachsen. Auch an den Bauten sieht man niederdeutsche Einflüsse: Das Rathaus von Zeitz z. B. ist, obgleich Zeitz heute völlig mitteldeutsch (sächsisch-thüringisch) ist, in rein niederländischem Stil erbaut; man vergleiche das ganz genau so gebaute Rathaus in Wanzleben (in der völlig niederdeutschen Magdeburger Börde). Ist also heute der mitteldeutsche Einfluß im Süden der Provinz (die plattdeutsche Sprachgrenze läuft quer durch den Harz über Aschersleben bis Wittenberg) mächtig geworden, so kann die Zurechnung auch dieser Teile der politischen Einheit zur Stammeseinheit „Niedersachsen" wohl ruhig hingenommen werden, zumal bei einem Sagenbuche. Denn gerade die alter Zeit angehörigen Sagen dieser Gegenden zeigen Verwandtschaft mit rein niederdeutschen: Man vergleiche z. B. die pommerschen und märkischen Sagen (Band 1 und 2 der Eichblattschen Sammlung), ja, auch die friesischen und flämischen Sagen mit den vorliegenden!

Bei der Einteilung bin ich den Richtlinien meines verehrten Lehrers Professor Dr. Ranke gefolgt; ich beginne mit den seelischen Kräften: übernatürliche Geisteskraft, Fortleben nach dem Tode, Beseelung der Natur, die aus der Erkenntnis des Seelenlebens erwachsenden Religionen — dann erst lasse ich die örtlichen, geschichtlichen und lustigen Stücke folgen. Alles Novellenartige usw. ist ausgeschlossen, nur echte Volkssagen enthält das Buch, natürlich nicht alle, anderseits aber habe ich eine möglichste Vollständigkeit der bezeichnendsten Sagenstoffe angestrebt.

Wodurch unterscheiden sich Sagen und Märchen? Das Märchen dient zur Unterhaltung; man kann gewiß kulturgeschichtliche, volks- und religionskundliche Feststellungen machen, aber der Kern des Märchens gehört immer der schrankenlosen Phantasie an. Anders bei der Sage. Da ist nur ein Punkt wunderbar, alles andre ist wahr, geschichtlich, örtlich oder menschlich (seelisch) wahr. Sehr wertvoll ist auch die schöne Sittlichkeit, die in den Sagen herrscht; als echte Erzeugnisse des Volksgeistes lassen die Sagen gemäß der strengen, gerechten Volksmoral kein Verbrechen ungestraft; während im Märchen vieles durchgeht, findet in der Sage jede Untat ihre Sühne — entweder sofort, oder die Strafe besteht darin, daß der Sünder nach dem Tode keine Ruhe findet. Und wieviel Poesie liegt in den Sagen! Jeden Kinderfreund muß es mit tiefster Wehmut erfüllen, wenn er sieht, wie poesielos die heutige Jugend aufgewachsen ist. Viele hundert Kinder sahen mich erstaunt an, wenn ich sie nach Sagen fragte; oder sie lachten: „Ach, das ist ja alles nicht wahr!“ Sie kennen die Stimmung nicht, die aus der Dichtung erblüht; und bei den Sagen ist ja gerade das Schöne, daß sie Dichtung und Wahrheit in kühner, geheimnisvoller Weise verknüpft. Und wie stärkt die Kenntnis der Ortssagen die echte, wahre Liebe zur Heimat! Ist es nicht ein großer Unterschied, ob ich in einer Stadt nur eine Steinwüste, im

Land nur einen Haufen Erde sehe, oder ob mir jeder Stein meines Geburtsortes etwas zu erzählen weiß und jeder auffällige Baum, jede merkwürdige Ackerbreite ihre fesselnde Geschichte hat? Durch diese Verquickung von Mensch und Natur, Mensch und Ortschaft wird erst die wirkliche Heimatliebe erzeugt, die Mutter edler Gesinnung und guter Taten. Das mögen die Kinder aus den Sagen schöpfen, und

der deutschen Jugend

widme ich darum dies Buch mit dem Wunsche, daß sie die Poesie der Heimat in sich aufnehmen und später, als Erwachsene, nicht an der Oberfläche kleben bleiben und sich durch irdische Güter blenden lassen, sondern der Stimme ihres Herzens folgen, sich bestimmen lassen von der Kraft des Gemütes und den Blick von den irdischen Schätzen, die die Motten und der Rost fressen, fortwenden, hin zu den Schätzen des Geistes und der Seele!

Daß als Titelbild der Magdeburger Dom gewählt wurde, ist begründet sowohl in der Schönheit des erhabenen Bauwerks als auch darin, daß Magdeburg früher der geistige Mittelpunkt Niedersachsens war. (Alte Klöster, Hauptsitz des plattdeutschen Buchdrucks, Erscheinungsort der ersten deutschen Zeitung, Reformation usw.) Deshalb läßt auch Tromlitz (v. Witzleben) in seiner Novelle „Der Ring" Gustav Adolf sagen: „Nur Wien oder München konnte ein würdiges Opfer für die eingeäscherte Stadt (M. wurde 1631 zerstört) werden."

Schließlich danke ich herzlichst allen Damen und Herren für ihre freundliche Hilfe. Wer mir einzelne Sagen geliefert hat, ist im „Quellenverzeichnis" namentlich aufgeführt; an dieser Stelle möchte ich außerdem folgenden Herren meinen verbindlichsten Dank für ihre freundliche Unterstützung aussprechen: Den Herren Studiendirektoren Born-Kalbe, Grober-Bitterfeld, Hebestreit-Mühlhausen, Heusinger-Helmstedt, Laue-Tangermünde, Dr. Wahle-Delitzsch, Herrn Oberstudiendirektor

a. D. Dr. Brandes-Wolfenbüttel, Mittelschullehrer a. D. Th. Voges-Wolfenbüttel, Studienräten Schütte-Braunschweig und Hecker-Bitterfeld, Studienassessor Donath-Tangermünde, Schuldirektor Kleinau-Schöppenstedt, Lehrer Lutter-Wanzleben, Pastor Traue-Schwarz, Bürgermeister Wessel-Wanzleben, meinem Vater, Vorschullehrer a. D. Martin Kahlo-Magdeburg und meinem Schwager, Lehrer August Köhler-Braunschweig.

Magdeburg, im Sommer 1922.

Dr. Gerhard Kahlo.

Inhaltsverzeichnis.

I. Von Leuten, die mehr können als andere.

II. Die Seelen der Toten.

III. Bestrafte Sünder.

IV. Gespensterspuk.

V. Naturgeister.

Seite

VI. Sagen auf religiöser Grundlage heidnischer und christlicher Zeit.

VII. Der Teufel.

Seite

VIII. Örtliche Besonderheiten.

IX. Verborgene Schätze.

Seite

X. Ereignisse aus dem Familienleben.

XI. Geschichtliche Sagen.

XII. Entstehung von Festen und Gebräuchen.

XIII. Namenserklärungen.

XIV. Allerhand zum Lachen.

Seite

XV. Verschiedenes.



I. Von Leuten, die mehr können als andere.

1. Das Vorlat.

Manche Leute haben die Gabe, etwas vorauszusehen; namentlich können sie vorher sehen, wer im Orte stirbt. Von einem Manne, der das kann, sagt man, er hat dat Vorlat.

In Weddel ist ein alter Knecht namens Ernst gewesen, der hatte das Vorlat. Als er abends mit einem gewissen Beese auf der Straße geht, ruft er diesem zu, er solle seitwärts ausweichen. Aber Beese, der nichts sieht, geht ruhig weiter — da fällt er der Länge nach über einen unsichtbaren Gegenstand. Es war ein Leichenzug, den Ernst voraussah. In den nächsten Tagen starb auch einer. Ernst wollte das Vorlat aber gern los sein; er mochte aber das Übel auf keinen andern Menschen übertragen. Da ließ er sich von einem Hunde über die Schulter sehen; auf den ging die Sache nun über, und er mußte sich zu Tode heulen.

2. Der Hellseher.

Auf der Sanneföhrbrücke in Oschersleben blieben früher zwischen 12 und 1 Uhr nachts regelmäßig die Pferde stehen. Die Fuhrleute merkten, daß etwas quer über die Brücke gelegt war, konnten aber nicht sehen, was es war. Schlag 1 Uhr gingen die Pferde dann weiter. Nun lebte in Oschersleben der Tischlermeister Thielecke, der die Gabe besaß, daß er hellsehen konnte. Der begab sich nachts auf die Brücke und stellte fest, daß tote Pferde darauf lagen. Das war der Grund, daß die Brücke in der Geisterstunde versperrt war.



Thielecke ging Silvester immer auf den Friedhof; dort sah er die Leute, die im kommenden Jahr starben. Seine Familie wollte ihn davon zurückhalten, aber dann stieg er einfach aus dem Fenster. Da dem Meister die Gabe des Hellsehens selbst nicht angenehm war, vor allem, wenn er immer die künftigen Toten sah, erbot sich einmal sein Freund, ihn vom Hellsehen zu erlösen. Da nahm ihn Thielecke mit auf den Kirchhof, und er mußte ihm über die linke Schulter gucken. Da sah er die Leute an sich vorbei marschieren, die im nächsten Jahre sterben sollten. Zugleich erhielt er aber eine Ohrfeige und starb wenige Tage später. Thielecke war nun vom Hellsehen befreit.

3. Sterbefall angezeigt.

Vor Jahren wohnte auf der Wolfsbrücke in Zerbst eine Totenfrau, der es jedesmal um Mitternacht angezeigt wurde, wenn sie Tags darauf zur Leichenwaschung gerufen ward. Es fuhr alsdann Schlag 12 Uhr nachts ein schwer beladener Karren die Wolfsbrücke herauf bis vor ihr Haus, wo er plötzlich still stand. Gesehen hat ihn aber sonst niemand.

Eines Abends half die Frau in der vormaligen Schubert=schen Brauerei auf der Breite; ängstlich erkundigte sie sich von Zeit zu Zeit, wieviel Uhr es wäre. Einer von den andern Arbeitsleuten hatte ihr zum Schabernack die Uhr nachgestellt, die im Zimmer hing; so kam es, daß die Frau erst kurz vor Mitternacht wegging. Es hatte kaum auf dem Bartholomäi=turm ausgeschlagen, als auch schon der gespenstische Karren hinter der Geängstigten herfuhr, und er blieb immer dicht hinter ihr, bis sie vor Schrecken halb tot in ihrer Wohnung anlangte. Am andern Tage wurde sie zur Leichenwäsche ge=rufen, und zwar war der plötzlich gestorben, der die Uhr gestellt hatte.

4. Vom Bannen.

In Klein=Brunsrode lebte früher ein Bauer namens Rennau, von dem allgemein geglaubt wurde, er könne sich in ein Tier verwandeln. Dasselbe konnte auch eine Frau in demselben Dorfe. Als sich diese bei der Feldarbeit mit den andern Arbeitsleuten ausruhte und vor einer Roggenstiege



saß, kam Rennau vorüber. Plötzlich waren beide verschwunden, aber zwei Hasen liefen von einer Roggenstiege zur andern. Als später die Frau wieder bei den Arbeitern erschien und diese sie fragten, wo sie gewesen sei, antwortete sie: Das würden sie schon wissen.

Rennau konnte auch bannen. Einst kam er an einem Roggenfelde vorüber, wo der Herr mit zwei Knechten mähte und nur noch ein kleines Stück Roggen übrig war. „Da kommt Rennau,“ sagte der eine Knecht. „Sprich ja nicht mit dem,“ sagte der Herr, „sonst kriegen wir den Roggen nicht mehr ab.“ Da war aber Rennau schon da und sagte: „Die Ecke soll wohl noch auf Mittag ab?“ Da platzte der Knecht heraus: „Gewiß, das bißchen wollen wir doch schon noch abkriegen.“ Rennau lachte bloß und ging weiter. Und von da ab konnten der Herr und seine zwei Knechte keinen Halm mehr mähen, und der Bauer schalt den Knecht, daß er mit Rennau gesprochen hatte.

5. Der Zimmermann zu Kalvörde.

In Kalvörde lebte ein alter Zimmermeister, der konnte andere bannen. Wenn seine Gesellen ihr Werkzeug vom Arbeitsplatz mitnehmen wollten, so hat er ihnen geheißen, das nur ohne Sorge liegen zu lassen, es würde niemand ein Stück wegnehmen. Dann ist er, Sprüche murmelnd, um den Arbeitsplatz geschritten und fortgegangen. Wenn nun jemand kam, der irgendein Werkzeug heimlich wegnehmen wollte, so war er plötzlich festgebannt und konnte nicht von der Stelle. Dann mußten sie den alten Zimmermeister holen, und der ist dann, wieder seinen Spruch murmelnd, um den Gebannten herumgegangen und hat ihn losgesprochen und wieder frei gemacht. Da hat denn bald niemand mehr gewagt, in Abwesenheit der Gesellen den Bauplatz zu betreten.

6. Der Lappländer mit den roten Stiefeln und gelben Hacken.

Der Professor und Rektor des Stadtgymnasiums zu Magdeburg, Elias Kaspar Reichard, erzählte aus seiner Studentenzeit folgende merkwürdige Begebenheit:



Die Stadt Wittenberg hatte früher eine Universität, die ich besuchte. Aber statt daß ich meine Fachstudien trieb, las ich alte Zauberbücher, Abhandlungen über die schwarze Kunst und dergleichen. Schließlich kamen einige Freunde und ich auf den Gedanken, eine Geisterbeschwörung vorzunehmen. Wir gingen in der Christnacht bei Mondschein in ein Gehölz nahe bei der Stadt, räumten an einer Stelle den Schnee beiseite, machten Kreise und andere mathematische Figuren und magische Zeichen und fingen an, unsere Zaubersprüche vor uns herzumurmeln. Plötzlich kam eine wunderliche Gestalt in einem bunten, zerlappten Kleide mit schwarzen Strümpfen, roten Stiefeln und gelben Absätzen. Mein Freund Steller hatte die Verwegenheit, an den Kerl heran zu gehen, ihm den Fuß aufzuheben und die Stiefel mit den merkwürdigen Absätzen zu betrachten. In dem Augenblick erhob sich ein gewaltiger Sturm. Wir erschraken mächtig und flohen nach der Stadt zu; doch bis ans Tor wurden wir dauernd mit einer ungeheuren Menge Schneebällen beworfen. Schaden hat zwar niemand genommen, aber wir haben das Teufelshandwerk ein für allemal verschworen.

7. Das sechste und siebente Buch Moses.

Ein altmärker Lehrer erzählt: Mein Urgroßvater war auf dem Gute in Stappenbeck Hauslehrer. Eines Tages verreiste der Gutsbesitzer. Er sagte zu dem Hauslehrer, er könne alle seine Bücher während der Zeit lesen, nur das eine nicht, das mit einer Kette angeschlossen sei. Der Hauslehrer war aber neugierig und las gerade in dem angeketteten Buche. Anfangs war das Buch wie alle andern. Bald aber kam eine Seite, auf der lauter Namen standen. Als er anfing, diese zu lesen, entstand vor der Tür ein furchtbarer Lärm. Plötzlich sprang die Tür auf, und es kamen lauter Ritter in voller Rüstung herein. Da rief der Leser, um die Gespenster zu beschwören: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!" Aber das half nichts, obgleich er es mehrere Male rief. Da trat der größte Ritter aus der Schar hervor und sagte zu dem Hauslehrer, er solle die Namen alle rückwärts lesen. Das tat er denn. Er begann mit dem Namen „Azel", den er nun also „Leza" las, und fuhr so fort. Als er alle Namen rückwärts heruntergelesen hatte, waren auch alle die geister=



haften Rittergestalten wieder verschwunden. Auf seine Nachfrage bei den Dienern des Schlosses, ob sie von dem Lärm und Gepolter nichts vernommen hätten, bekam er nur ein erstauntes Kopfschütteln und Achselzucken zur Antwort. Niemand wollte etwas gehört haben.

Das mit Ketten angeschlossene Buch ist das sechste und siebente Buch Moses gewesen.

8. Zauberkräuter kochen.

Im Jahre 1672 hat sich zu Erfurt begeben, daß die Magd eines Tischlers und ein Färbergeselle, die in einem Hause gedient, einen Liebeshandel miteinander angefangen, welcher einige Zeit gedauert. Hernach wanderte der Geselle weiter und ging in Langensalza bei einem Meister in Arbeit. Die Magd aber wollte ihren Liebsten gern wieder haben. Am Pfingsttage, da alle Hausgenossen, der Lehrjunge ausgenommen, in der Kirche waren, tat sie gewisse Kräuter in einen Topf, setzte ihn zum Feuer, und sobald die Kräuter an zu kochen fingen, mußte auch ihr Liebster zugegen sein. Nun trug sich zu, daß, als der Topf beim Feuer stand und brodelte, der Lehrjunge, unwissend, was darin ist, ihn näher zur Glut rückt und seine Pfanne mit Leim an dessen Stelle setzt. Sobald jener Topf mit den Kräutern näher zur Feuerhitze gekommen, hat sich etliche Male darin eine Stimme vernehmen lassen und gesprochen: „Komm, komm, Hansel, komm! Komm, komm, Hansel, komm!“ Indem aber der Bube seinen Leim umrührt, fällt hinter ihm etwas nieder wie ein Sack, und als er sich umschaut, sieht er einen jungen Kerl daliegen, der nichts als ein Hemd am Leibe hat, worüber er ein jämmerlich Geschrei anhebt. Die Magd kam gelaufen, auch andere im Haus wohnende Leute, zu sehen, warum der Bube so heftig geschrien, und fanden den früheren Gesellen im Hemde liegen, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend. Indessen ermunterte er sich etwas und erzählte auf Befragen, es wäre ein großes schwarzes Tier, ganz zottig, wie ein Bock gestaltet, zu ihm vor sein Bett gekommen und habe ihn also geängstigt, daß er ihn alsbald auf seine Hörner gefaßt und zum Fenster mit ihm hinausgefahren. Wie ihm weiter geschehen, wisse er nicht, auch habe er nichts Sonderliches empfunden, nun aber befinde er sich so weit weg; denn gegen acht Uhr habe er noch



zu Langensalza im Bett gelegen, und jetzt wäre er in Erfurt und es sei kaum halber neun. Er könne nicht anders glauben, als daß die Katharine, seine frühere Liebste, dies zuwege gebracht, indem sie bei seiner Abreise zu ihm gesprochen, wenn er nicht bald wieder zu ihr käme, wollte sie ihn auf dem Bock holen lassen. Die Magd hat, nachdem man ihr gedroht, sie als eine Hexe der Obrigkeit zu überantworten, angefangen herzlich zu weinen und gestanden, daß ein altes Weib, dessen Namen sie auch nannte, sie dazu überredet und ihr Kräuter gegeben mit der Unterweisung: wenn sie die sachte würde kochen lassen, müsse ihr Liebster erscheinen, er sei so weit er auch immer wolle.

9. Die Mahrt.

Als Drückmahrten (Alb) ziehen bei Nacht Liebende zu ihren Geliebten, wenn ihnen diese untreu geworden sind; dann legen sie sich auf sie und ängstigen sie, um sie so für ihre Untreue zu bestrafen.

In Gorsleben wohnte ein junges Mädchen, das hatte ihrem Liebsten die Treue gebrochen; der kam nun alle Nächte zu ihr in Gestalt eines weißen Mäuschens. Neben dem Bett des Mädchens stand eine Lade, und die hatte sie eines abends zuzumachen vergessen. Als nun das Mäuschen heranschlich und auf das Bett springen wollte, lief es schnell über den Deckel der Lade hin; doch es glitt aus, fiel in die Lade, und der Deckel schlug zu. Nun fand man den Burschen, der mehrere Meilen von dem Dorfe des Mädchens entfernt wohnte, am folgenden Morgen tot im Bette. Man ließ dem Mädchen sagen, daß ihr alter Geliebter gestorben sei, wenn sie vielleicht zu seinem Begräbnis kommen wollte; und das beschloß sie auch zu tun. Als sie aber am Begräbnistage die Lade aufmachte, um ihre Sonntagskleider herauszunehmen, sprang das weiße Mäuschen heraus, lief über das Feld, und bald darauf sahen die Verwandten des Burschen, die an seinem Sarge standen, wie das Mäuschen dem Toten in den Mund schlüpfte. Da schlug er die Augen auf und war gesund. Er erzählte, daß ihm geträumt habe, er falle in eine tiefe Höhle und sitze drei Tage darin eingeschlossen. Als nun das Mädchen kam und dies hörte, erzählte sie von dem weißen



Mäuschen, das sich in ihrer Lade gefangen hatte, und nun erkannte man, daß der Bursch zu ihr als Mahrt gegangen war.

10. Die Mahr.

Die Mahr ist ein Plagegeist, der nachts durchs Schlüsselloch kommt und sich in irgendeiner Gestalt auf die Schlafenden setzt, so daß sie denken, sie müssen ersticken.

Ein Mann in Mieste hatte häufig Mahrtendrücken. Da hat er einmal zufällig das Loch gefunden, durch das die Mahr hereinkam. Es ist ein Bohrloch gewesen, in das der Zimmermann einen Nagel zu schlagen vergessen hatte. Er paßte nun auf, bis die Mahr wieder kam, und als sie im Hause war, machte er das Loch schnell zu. Da hat sie nicht mehr fortgekonnt. Es war ein hübsches junges Mädchen, und der Mann heiratete sie. Lange Zeit lebten sie glücklich zusammen und hatten mehrere Kinder. Einmal wurde aber beim Umbau des Hauses das Loch wieder geöffnet, und da war die Frau auf immer verschwunden. Nur jeden Sonntag morgen lag vor dem Bette jedes Kindes ein weißes Hemde; denn für ihre Kinder sorgte die Mahr noch.

11. Doktor Faust in Erfurt.

Als in Erfurt noch eine Universität war, ist Doktor Faust einmal nach Erfurt gekommen und hat durch allerlei Zauberstücke die Leute in Erstaunen versetzt.

Zwischen der Schlösser- und der Borngasse befand sich in Erfurt ein derartig schmales Gäßchen, daß ein Erwachsener kaum hindurch konnte, ohne anzustoßen. In dem nahen Gasthause „Zum Anker“ wohnte damals der Junker Dennstedt, des Doktors Freund. Als Faust diesen eines Tages besuchen wollte, fährt er mit einem mächtigen Fuder Heu, an dem zwei starke Pferde zogen, auf besagtes Gäßchen los. Die Leute auf der Straße blieben alle stehen und waren neugierig, wie das ablaufen würde. Doch die Mauern wichen zurück, und ohne den geringsten Anstoß ging die Fahrt durch das winzige Gäßchen. Als noch alles über das Wunder staunte, kam ein Mönch des Weges daher; der ärgerte sich mächtig über das Teufelswerk, wie er es nannte, und sprach einen Bannfluch



aus. Alsobald verschwand das Fuder Heu samt den Pferden. Letztere verwandelten sich in zwei rote Hähne, welche einen Strohhalm zogen und sich mit großer Geschwindigkeit zwischen dem Volk verloren. Seit jener Zeit nannte man die Gasse „Doktor-Faust-Gäßchen“.

Doktor Faust erhielt auch die Erlaubnis, auf der Universität Vorlesungen zu halten. Er erklärte seinen Zuhörern Homers Werke und schilderte die darin vorkommenden Kriegshelden und berühmten Männer und Frauen mit größter Anschaulichkeit. Da baten ihn die Studenten, er möchte doch mal durch seine Kunst die Gestalten der Homerischen Dichtungen in Wirklichkeit vorführen. Das tat er denn auch. Als er gerade von der „Odyssee“ sprach, schritten alle Leute, die er erwähnte, ins Gemach, Odysseus, Penelope, Telemach — zuletzt kam auch der einäugige Riese Polyphem, der noch an dem Schenkel eines Griechen kaute. Da kriegten die Zuhörer furchtbare Angst; und noch mehr fürchteten sie sich, als der Riese, trotz der Aufforderung des Doktors, nicht wieder fortgehen wollte, sondern trotzig mit seinem Spieße auf den Boden stieß, so daß der ganze Hörsaal erschüttert wurde, und sogar Miene machte, ein neues Opfer mit den Zähnen zu fassen.

Da Faust auch noch allerlei andere Kunststücke machte, durch die den Bürgern Schrecken eingejagt wurde, waren Bürgermeister und Stadträte froh, als er eines Nachts aus Erfurt verschwand.

12. Faustens Luftfahrt.

Faust bediente sich seines Mantels, um auf ihm durch die Luft zu fahren. So hat er mehrmals in Erfurt im Hause des Junkers in der Schlössergasse, das kenntlich ist durch den Anker auf der steinernen Spitze des Daches, sich auf seinen Mantel gesetzt, und da die Treppen des Hauses so geschickt angelegt sind, daß sie an den Mauern entlang gehen und in der Mitte einen Schacht frei lassen, so ist dies der Weg gewesen, den Doktor Faust genommen hat. Er fuhr den Schacht hoch und durch das Dach und weiter fort durch die Luft. Die Öffnung im Dach konnte nie zugemauert werden; denn so oft man Ziegel auflegte, fielen sie in der folgenden Nacht wieder herunter.



13. Der alte Ziethen.

In der Altmark erzählt man sich, daß der alte Ziethen, der berühmte General Friedrichs des Großen, ein Hexenmeister war. Das beste Stückchen, das er geliefert hat, ist folgendes:

Einstmals traf er mit einem großen Heere der verbündeten Österreicher und Russen zusammen. Er hatte zwar auch eine ganze Menge Soldaten bei sich, aber die Feinde waren zehnmal so viel. So kam es, daß er sich gegen Abend trotz der Tapferkeit seiner Soldaten zurückziehen mußte. Das ging in tadelloser Ordnung vor sich; denn der alte Ziethen sagte den Leuten, sie sollten nur ganz ruhig sein; wenn sie nur alle hübsch beisammen blieben, wollte er ihnen schon helfen; und sie wußten: was Ziethen ihnen versprach, darauf konnten sie sich verlassen. So kamen sie über einen Berg, und als sie in das dahinter liegende Tal gekommen waren, kommandierte Ziethen: „Halt! Und rühre keiner ein Glied!" Da standen sie alle still, Mann für Mann, wie eine Mauer, und der General schlug ein Kreuz und murmelte einige Worte in seinen Bart. Die konnte kein Mensch verstehen, aber in demselben Augenblick war die ganze Armee in einen großen Wald von allerlei Bäumen verwandelt. Der alte Ziethen selbst kletterte auf einen Eichbaum. Es dauerte nicht lange, da kam der Feind in voller Hast über den Berg weg, Panduren, Kroaten und Kosaken, und sie meinten, die Preußen nur so auffressen zu können. Wie erstaunten sie aber, als sie keinen Feind mehr sahen und sich auf einmal in einem dichten, großen Walde befanden. Sie fluchten und tobten und jagten wütend davon, nachdem sie noch, um ihr Mütchen zu kühlen, einige Zweige abgehauen hatten, die ihnen im Wege hingen.

Als sie nun weg waren, stieg Ziethen von seiner Eiche herunter, bekreuzte sich wieder und sagte einen andern Spruch. Da waren mit einem Mal die Bäume verschwunden, und die Soldaten standen wieder da mit Sack und Pack. Mancher hatte zwar von den Hieben in die Zweige ein Stück von seiner Nase oder seinem Zopf verloren, oder es taten ihm die Rippen weh, aber schwer verletzt war keiner; den Kopf hatten sie alle behalten, und darum machten sie sich aus den kleinen Wunden auch nicht viel. Nun sagte der



alte Ziethen: „Jetzt haben wir die Kerls! Vorwärts, marsch!" Und nun ging's in vollem Jagen, wie ein Donnerwetter, den Feinden in den Rücken, so daß sie mit Mann und Maus umkamen oder gefangen wurden.

Der alte Fritz wollte sich nachher totlachen, als er hörte, was Ziethen gemacht hatte.

14. Die Freimaurer.

I.

Die Freimaurer sind eine Teufelsgesellschaft. Auf der Leopoldstraße in Braunschweig, da haben sie ihr Haus, wo sie zusammenkommen, und im Versammlungssaale steht eine lange Tafel. Unter der liegt der Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit feurigen Augen. Ringsum an den Wänden hängen die Bildnisse sämtlicher Freimaurer.

Eine Frau wußte, daß ihr Mann Freimaurer geworden war; sie wollte ihn aber aus der Teufelsgesellschaft befreien und ging nach Braunschweig ins Freimaurerhaus. Da hing schon ihres Mannes Bild zwischen den übrigen. „Ich weiß schon, weshalb du kommst," sagte der Oberste, „du sollst ihn los haben. Hier, nimm diese Nadel und stich damit in deines Mannes Bild!" Die Frau nahm die Nadel und stach damit in ihres Mannes Bild. Als sie nach Hause kam, war ihr Mann tot.

II.

Die Freimaurer sind eine Gesellschaft von Leuten, die den Teufel beschwören, damit er ihnen Geld gibt. Auch im Handel haben sie niemals Unglück, besonders im Viehhandel. Aber in der Landwirtschaft verdirbt ihnen vieles. Darum arbeiten sie auch gar nicht auf dem Acker, sondern lassen ihn „verqueeken". Im Amte Salder gibt es viele Freimaurer. Ihren Versammlungsort haben sie in Lesse, — wenn es sich aber um ganz was Schlimmes handelt, dann kommen sie in die alte Windmühle nach Lichtenberg. Der Müller (Unverzagt) ist auch einer davon. Sie sitzen am Tische, immer je sieben und sieben an einem Tische, wenn's viele sind. Aber unter sieben dürfen es nicht sein. Wenn sie in einem Jahre einen verlieren, dann müssen sie noch vor Ablauf des Jahres wieder den siebenten suchen und aufnehmen, sonst stirbt noch einer von ihnen; und wenn es dann zwei



sind, die fehlen, dann müssen sie bis Martini zwei neue haben, sonst geht der Tod weiter. Die Toten aber holt der Teufel. Sie sitzen also am Tische. Sieben Kerzen stehen darauf. Einer liest aus dem sechsten und siebenten Buch Moses vor, die andern hören zu. Unter dem Tisch liegt ein lederner Sack, auf den haben alle die Füße gesetzt. Nun beschwören sie den Teufel in den Sack hinein und treten ihn feste mit den Füßen, bis er alles verspricht, was sie verlangen. Der Teufel hält alles pünktlich, was er verspricht. Wenn die Freimaurer aber nicht auch alles tun, was sie unterschrieben haben, dann holt er einen von ihnen. Aber nicht immer den, der gerade etwas nicht erfüllt hat, sondern irgendeinen. Und die andern sind dann wütend und wissen nicht, wer die Schuld hat. Darum sind sie sich auch alle spinnefeind unter sich. Aber sie müssen schon nach außen zusammenhalten, ob sie wollen oder nicht. Sie können auch andern den Tod wünschen, besonders wenn sie einer beobachtet. In die Kirche gehen sie nicht, wenn sie das aber doch mal tun müssen, z. B. wenn einem ein Kind konfirmiert oder getauft wird, — dann konfirmiert oder tauft ihn der Vater vorher zu Hause: So auf ihre Weise, und dann schadet ihnen die Sache nichts. Neulich ist der dicke Salz- und Käsemann aus Lengede gestorben, der immer in den Konsum kam und so 'ne dicke Ledertasche mit Geld hatte. Das ist auch so'n schwarzer Bruder gewesen. Und da haben sie einen Schmiedegesellen aus Lesse für ihn aufgenommen, damit sie in dessen Schmiede zusammen kommen können. Wenn einer von ihnen gestorben ist, dann läuft der, der am nächsten wohnt, hin und dreht ihm schnell das Gesicht wieder nach vorn, ehe die Leute und der Pastor kommen. Denn der Teufel kommt drei Minuten vor dem Tode, und gerade wenn er stirbt, dann dreht er ihm den Hals um und zieht ihm die Seele heraus. Das ist furchtbar schwer, einem nachher den Kopf wieder nach vorn zu biegen, — und manchmal geht's gar nicht. Aber Geld gibt ihnen der Teufel, so viel sie wollen, aber sie dürfen's nicht ganz ausgeben, sonst gibt's ein Unglück im Hause, das Kind stirbt, das Dach bricht ein, oder so. Aber brennen tut's nie bei ihnen. Das hat man schon oft gesehen, daß alles ringsum brennt, aber das Haus, wo der Freimaurer wohnt, das bleibt stehen. Neulich, als Schulfest war,



und als wir oben auf dem Burgberg waren, da brannten im Dorfe zwei Häuser, — aber in die Mühle schlug ein kalter Blitz und hat nur ein paar Latten abgerissen.

Der Oberste der Freimaurer heißt Meister, die andern sind Gesellen. Sie haben auch alle Werkzeuge wie die Maurer, aber bauen tun sie nicht damit. In Braunschweig haben sie ihr Haupthaus, in einem dichten Garten, und davor ist ein Eisengitter mit goldenen Spitzen. In Braunschweig hat der Teufel den Doktor Lessing geholt. Das hat alle Welt gesehen, wie der Teufel mit seiner Seele aus dem Schornstein geflogen ist. Das ist aber schon lange her. In Wolfenbüttel haben sie auch ein Haus. Da sind die Werkzeuge über der Tür in Stein gehauen.

15. Der Werwolfstein.

Bei Eggenstedt erhebt sich auf dem Anger nach Seehausen zu ein großer Stein, den das Volk den Wolf- oder Werwolfstein nennt. Vor langer, langer Zeit hielt sich an dem Brandsleber Holze ein Unbekannter auf, von dem man nie erfahren hat, wer er sei, noch woher er stamme. Überall bekannt unter dem Namen „der Alte“, kam er öfters ohne Aufsehen in die Dörfer, bot seine Dienste an und verrichtete sie zu der Landleute Zufriedenheit. Besonders pflegte er die Hütung der Schafe zu übernehmen. Es geschah, daß in der Herde des Schäfers Melle ein niedliches, buntes Lamm fiel; der Unbekannte bat den Schäfer dringend und ohne Ablaß, es ihm zu schenken. Der Schäfer wollte es aber nicht lassen. Am Tag der Schur brauchte Melle den Alten, der ihm dabei half; bei seiner Zurückkunft fand er zwar alles in Ordnung und die Arbeit getan, aber weder den Alten noch das bunte Lamm. Niemand wußte geraume Zeit lang von dem Alten. Endlich stand er einmal unerwartet vor Melle, der im Kettental weidete, und rief höhnisch: „Guten Tag, Melle! Dein bunt Lamm läßt dich grüßen!“ Ergrimmt ergriff der Schäfer seinen Krummstab und wollte sich rächen. Da wandelte plötzlich der Unbekannte seine Gestalt und sprang ihm als Werwolf entgegen. Der Schäfer erschrak, aber seine Hunde fielen wütend auf den Wolf, welcher entfloh; verfolgt rannte er durch Wald und Tal bis in die Nähe von Eggenstedt. Die Hunde umringten ihn da, und der Schäfer rief: „Nun sollst



du sterben!“ Da stand der Alte wieder in Menschengestalt, flehte bittend um Schonung und erbot sich zu allem. Aber wütend stürzte der Schäfer mit seinem Stock auf ihn ein — urplötzlich stand vor ihm ein aufsprießender Dornstrauch. Auch den schonte der Rachsüchtige nicht, sondern zerhieb grausam die Zweige. Noch einmal wandelte sich der Unbekannte in einen Menschen und bat um sein Leben. Allein der hartherzige Melle blieb unerbittlich. Da suchte der Alte als Werwolf zu entfliehen, aber ein Streich Melles streckte ihn tot zur Erde. Wo er fiel und beigescharrt wurde, bezeichnet ein Felsstein den Ort und heißt nach ihm auf ewige Zeiten.

16. Der Werwolf zu Hindenburg.

In Hindenburg, einem Dorfe in der Wische, war ein Mann, der sich in einen Werwolf verwandeln konnte. Er band sich einen Streifen Leder aus Wolfshaut, an dem noch die Haare waren, um den Leib und bekam dann solche Stärke, daß er einen ganzen Ochsen ins Maul nehmen und fortschleppen konnte. Ja, er fraß sogar Menschen, und infolgedessen hatten die Leute große Angst vor ihm. Diese Furcht ging soweit, daß man nicht wagte, das Wort „Wolf“ auszusprechen. Besonders nahmen sich die Schäfer davor in acht. Einer mußte mal zum Pastor, der Wolf hieß, und er redete ihn, um sich ja recht vorsichtig auszudrücken, folgendermaßen an: „Guten Tag, Herr Untier, ich wollte gern mein Kind taufen lassen.“

17. Der verprügelte Werwolf.

In Doläh (Hohendodeleben), doa sünd in eenen Hoff öfters de Schoape stohln. Umme Länge passen se moal op; doa seihn se dunn, dat de Werwulf in'n Schoapstall jeiht. Dunn lätt de Härre jlieks siene Knechte Bescheid sejjen, dee motten mit Forken un Jreepen kommen un motten oppassen, wie he wedder ut'n Stall rut will. Op eenmoal kümmt he an mit'n besten Hamel. Dunn hebben se 'n sau estooken, dat op'm janzen Wej de Blautspuren to seihn west sünd. Dän Hamel hat he doch mit enomen, oaber wedder ekomen is he denn nich wedder.



18. Zauberer und Hexen.

In Bitterfeld lebte früher ein Wunderdoktor, der konnte alle Krankheiten durch Tee heilen. Die Leute, die von ihm Tee holten, durften ihm aber nicht „Guten Tag!“ sagen, und sie mußten immer für 3, 5, 7 usw. Pfennige kaufen; wenn sie für eine gerade Zahl (2, 4, 6 usw.) Pfennige kauften, hatte der Tee keine Wirkung.

In Bitterfeld lebte auch eine alte Frau, die konnte hexen. Sie „beschrie“ die kleinen Kinder, das heißt sie lobte sie übermäßig, und wenn sie dann weggegangen war, wurden die Kinder krank. Als die Leute das merkten, legten sie, wenn sie sie kommen sahen, einen Besen an die Tür oder unter das Kinderbett; dann mußte sie unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die Kinder wurden wieder gesund, wenn man sie mit Wachholder räucherte und ihnen eine Erbbibel unter das Kopfkissen legte.

19. Die spukende Katze.

Vor 80 Jahren war in Grasleben eine Frau, die eine Hexe war, denn sie konnte sich in einen Hund oder in eine Katze verwandeln. Neben ihrem Gehöft war eine enge Straße, die Kattenstraße benannt, weil die Frau dort oft als Katze herumspukte. Als solche fraß sie die grünen Pflaumen von den Bäumen.

Als sie einst auf einem Zaune saß und wiederum die grünen Früchte abfraß, schlug sie einer. Das Tier aber lief nicht fort, sondern sprang vom Zaune herab und suchte den Mann in die Beine zu beißen. Da trat sie dieser mit seinen pinnenbeschlagenen Stiefeln an den Kopf. Am andern Tage hatte die Frau ein Tuch ums Gesicht gebunden, angeblich, weil sie sich gestoßen hatte. Als sie es aber ablegte, sah man deutlich an ihrer Backe die Schrammen von den Nägeln.

20. Der Katzenberg bei Merseburg.

Auf dem Schlosse zu Merseburg hängt ein Bild des Bischofs Michael, auf dem außerdem auch eine schwarze Katze abgebildet ist. Bischof Michael hatte sich nämlich eine Katze angeschafft, die er sehr pflegte und mit der er gern spielte. Einmal mußte er zum Erzbischof nach Magdeburg. Unter-



wegs kam er an einem Berg vorbei; da sah er unzählige Kater und Katzen auf dem Berge versammelt, die dort spielten und miauten. Weil es so viele waren, kam ihm der Anblick komisch vor, und er rief: „Na, seid ihr denn vollzählig beisammen?" Da trat ein alter, grauer Kater aus dem Kreise der Katzen hervor und sagte: „Wir sind alle beisammen — nur des Bischofs Katze fehlt."

Als nun der Bischof zurückgekehrt war, kam ihm seine Katze entgegengelaufen, und er freute sich und streichelte sie und erzählte ihr, was er im Walde gesehen und was der alte Kater gesagt hatte. Da fauchte die Katze fürchterlich, lief durch die Stube, sprang aus dem Fenster und verschwand auf Nimmerwiedersehn. Diese Katze war eine Hexe gewesen.

21. Die große graue Katze.

Ein Windmüller bei Wettin konnte lange keinen Mühlknecht bekommen, weil es in der Mühle spukte und schon vier Knechte kurz nacheinander gestorben waren. Endlich aber nahm ein beherzter Bursche wieder bei ihm Dienst. Als der um Mitternacht das Getreide aufschüttete, schlich eine kleine schwarze Katze herzu; bald folgte eine zweite, etwas größere, und sie grinsten den Burschen tückisch an, und die eine sagte zu der andern: „Wenn nur die große graue erst käme!" Bald darauf kam eine große graue Katze; die schoß, sobald sie den Burschen sah, ihm nach der Kehle empor; doch der Bursche hieb ihr gewandt mit einem Beile eine halbe Pfote ab, die sich alsbald in einen halben Frauenarm verwandelte. Da liefen die Katzen davon. Am andern Morgen aber wartete der Bursch vergeblich auf sein Frühstück. Er ging hinunter und fragte den Müller, ob heute Fasttag sei. Da entschuldigte sich der Müller und sagte, seine Frau sei plötzlich totkrank geworden. „Fehlt ihr vielleicht ein halber Arm?" fragte der Bursch. „Dann kann ich ihr einen borgen." Und wirklich hatte die Frau den einen Arm nur noch halb, und das abgehauene Stück paßte an den Stumpf. Da erkannte man, daß sie eine Hexe war, und verbrannte sie.

22. Hexe als Hase.

Vor 40 Jahren wurden einem Landmann in Emmerstedt jeden Morgen die Kühe ausgemolken. Da paßte er auf und



bemerkte, daß ein dreibeiniger Hase in den Stall lief. Da holte er sein Gewehr; aber so oft er es auch anlegte, es versagte immer. Da versuchte er, den Hasen zu fangen. Als der Hase am folgenden Morgen wiederkam, machte der Landwirt die Tür zu. Vorher hatte er in die Wand ein Loch geschlagen, aber einen Sack davor gespannt. Richtig lief der Hase, da er keinen andern Ausweg fand, durch das Loch und in den Sack hinein. Als man den Sack nun öffnete, da war darin kein Hase, sondern eine Frau, die einen Eimer voll Milch auf dem Arme hatte. Die Frau war also eine Hexe, die die Fähigkeit hatte, sich in einen dreibeinigen Hasen zu verwandeln.

In Emmerstedt zeigt sich jede Nacht um 12 Uhr auf der schwarzen Straße eine eiserne Sau mit 13 Ferkeln. Das ist sicher auch eine Hexe.

23. Hexenritt.

In Güssefeld war mal ein Junge, dessen Mutter und Schwester waren Hexen; als nun der erste Mai kommt, sieht er, wie sie abends vorher etwas kochen, sich damit bestreichen, sich auf Besenstiele setzen und sprechen:

Up un davan, neinig (= nirgends) an!
Up un davan, neinig an!
Up un davan, neinig an!

Und auf geht's mit ihnen und davon. Nun hatten sie aber den Topf, in dem sie ihre Salbe gekocht hatten, nicht fortgeschlossen, und der Junge, der aus seinem Versteck alles mit angesehen hatte, denkt: Das kannst du ja auch versuchen!, holt den Topf hervor, bestreicht sich, setzt sich auf einen Besenstiel und sagt:

Up un davan, alleweg an!
Up un davan, alleweg an!
Up un davan, alleweg an!

Und da geht's auf mit ihm und hier gegen eine Fichte, da gegen eine Eiche, daß ihm der Kopf nur so brummt, und da fällt ihm ein, daß er falsch gesprochen, und wiederholt nun dreimal: „Up un davan, neinig an!" Und sogleich geht's rasch mit ihm auf, und er ist im Augenblick an dem Ort, wo alle Hexen versammelt sind. Da findet er denn auch seine



Mutter und Schwester, die sind gerade beim Mahle und essen, wie alle andern auch, Erbsen. Wie ihn seine Mutter sieht, fragt sie ihn: „Junge, wie kommst du denn her?" Und er antwortet: „Nun, gerade wie du." Da warnt sie ihn, niemand ein Wort von dem zu sagen, was hier geschehe, auch kein Wort weiter zu sprechen, und nun geht's fort. Sie sind aber gerade an einem großen Wasser, darum setzen sie ihn auf einen dreijährigen Bullen, und der ist mit einem Sprunge über das Wasser; aber im Augenblick ist er auch abgeworfen und hat acht Tage wandern müssen, ehe er wieder nach Hause gekommen ist.

24. Die Hexen am Landgraben bei Steinfurth.

Am Landgraben bei Steinfurth beginnen die Hexen am Johannistage nachts um 12 Uhr ihr Wesen zu treiben. Will man ihre Kraft, die besonders gern gegen übermäßig schreiende Kinder angewandt wird, ausnutzen, so muß man sich mit dem Kinde und einer Leiter zur angegebenen Stunde dorthin begeben. Das Kind wird dann durch die mittelste Sprosse der Leiter hindurchgesteckt, wobei einige Worte, die ich nicht kenne, gesprochen werden. Das Kind ist dann von seiner Untugend befreit.

25. Erkannte Hexen.

Hexen erkennt man, wenn man durch eine Egge schaut, deren Zähne nach auswärts gerichtet sind. Am Gründonnerstag kann man die Hexen erkennen, wenn man ein an diesem Tage vor Sonnenaufgang gelegtes Ei bei sich trägt. Auf diese Weise erkannte einmal ein junges Mädchen aus Schandelah eine Hexe; aber als sie heimwärts ging, lief die Hexe hinter ihr her, drückte das Ei entzwei, und da stürzte das Mädchen tot nieder.

Auf eine andere Art erkannte vor 300 Jahren der Sohn des Opfermannes zu Geitelde, Hans Reinhart, die Hexen. In der Walpurgisnacht setzte er sich auf einen hölzernen, dreibeinigen Schemel, dann drehte er sich in des Teufels Namen dreimal darauf um, rückte durchs Dorf und vor dasselbe bis nach einem Kreuzweg. Dort machte er mit der rechten Hand einen Kreis, malte vier Kreuze und setzte sich in den Kreis. Nach anderthalb Stunden entstand ein grau-



samer Wirbelsturm, und sechs alte Weiber aus Geitelde kamen um den Kreis und wollten ihn herausziehen; er betete aber, und da vermochten sie es nicht. Dabei hatte er aber solche Angst, daß er sich gar nicht hinzublicken getraute, was alles um ihn herum vorging. Am nächsten Tage nannte er sechs Frauen aus Geitelde, darunter seine eigene Mutter, als Hexen. Darob erhob sich großes Geschrei im Dorfe, und man verabfolgte dem Jungen eine Tracht Prügel.

26. Hexenzaubereien.

In Veltheim an der Ohe lebte eine Frau namens Pape; die konnte gut hexen. Einmal gab sie einem Knaben einen Apfel zu essen; da schwoll diesem nach dem Verzehren das Gesicht so an, daß ihm das eine Auge ganz aus dem Kopfe quoll. Einem Mädchen, dem die gleiche Hexe eine Pflaume zum Essen gegeben, schwoll die Brust an, und es mußte infolgedessen sterben.

Einmal lieh Frau Pape von dem Mädchen im Kruge zu Veltheim ein Messer, um Salat zu schneiden; als sie das Messer zurückbrachte, wollte das Mädchen es nicht wieder annehmen, da es die Hexe fürchtete. Da warf die Pape das Messer auf die Erde, und sofort verschwand es, indem es von der Erde verschlungen wurde.

Ehe sie starb, hat die Pape drei Jahre krank gelegen. Dabei war sie ganz zusammengezogen, die Fersen lagen ihr unterm Gesäß.

27. Der Görschlitzer Hexenprozeß.

Das Gericht zu Düben erhielt durch einen Knecht namens Albrecht aus Görschlitz davon Kenntnis, daß der Görschlitzer Einwohner Andreas Deutrich und dessen Ehefrau zur Nachtzeit keine Ruhe mehr finden könnten. Um der Ursache nachzuspüren, hätten die Deutrichschen Eheleute das Bettstroh ausgeräumt und darin gefunden: ein Säcklein, in dem gestecket eine trockene Kröte, eine gedörrte Heuschrecke, eine dürre Heimicke (= Heimchen), ingleichen Kraut, als wenn es von einem Kranze genommen worden. Der Verdacht, diese Gegenstände den Leuten zu ihrem Verderben ins Bett gelegt zu haben, fiel auf die Vorbesitzerin des Hauses, Elisabeth Mann, geboren zu Battaune (Kreis Delitzsch), seit dreißig



Jahren in Görschlitz wohnhaft. Das Gericht folterte die Frau und verlangte, daß sie ihre Hexereien eingestehen sollte; sie sagte aber, daß sie nur vom Christentum wisse und auf Gott hoffe. Da beschloß das Gericht, sie noch einmal auf die Folter zu spannen; aber bevor das zweite Verfahren stattfand, starb die Frau.

II. Die Seelen der Toten.

28. Die ruhelosen Toten in der Dumburg.

Im Hakelwald liegen die Trümmer einer alten Veste, Dumburg genannt. Die Besitzer dieser Burg waren früher schreckliche Raubritter, die die Kaufleute überfielen und viele Menschen ums Leben gebracht haben. Einer der grausamsten der Herren, der die umliegenden Städte überfiel und ausplünderte, die Männer tot schlug und die Frauen und Mädchen nicht in Ruhe ließ, soll bei der schwarzen Eiche bei Kochstedt vom Femgericht verurteilt und hingerichtet worden sein. Als man nach seinem Tode die Burg zerstörte, fand man einen ganzen Haufen von Schädeln.

Wenn heutigen Tages ein verirrter Wanderer sich nachts der Dumburg nähert, so erlebt er furchtbare Dinge. Zunächst läßt sich ein leises Ächzen und Stöhnen vernehmen, das aus der Erde kommt und nach und nach immer lauter wird. Zur Mitternachtsstunde steigen Geister aus der Tiefe, die Särge mit Totengerippen und zerschmetterten Schädeln tragen. Die Träger winken dem Wanderer und machen Zeichen, daß er ihnen helfen soll. Diese Geister sind die Mörder der Erschlagenen, und sie finden nicht eher Ruhe im Grabe, bis ihre Opfer in geweihter Erde bestattet sind.

29. Die alte Münze zu Zerbst.

Früher stand im Schloßgarten von Zerbst das alte fürstliche Münzgebäude. Seit dem Tode Friedrich Augusts wurden keine Münzen mehr geprägt, und die Münze lag öde und unbenutzt da. Da kam in der Neujahrsnacht alljährlich der letzte Münzmeister mit seinen Arbeitern. Lautlos, in tiefem Ernst zogen sie dreimal um das Münzgebäude herum und verschwanden dann wieder. Das wiederholte sich alle Sil-



vester, bis das Gebäude Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts abgetragen wurde.

30. Der gebannte Geist.

Altvater Brandes aus Oberg erzählt folgendes: Als mein Vater in Ölsburg diente, starb dort der alte Rittmeier. Nun ging alle Nacht ein mächtiger Spektakel los in dessen Haus; es rumorte oben und unten, denn Rittmeier ging als Geist um. Um den Geist zu bannen, ließ man einen katholischen Pater kommen; denn Geister bannen können bloß die katholischen Geistlichen und die Jesuiten, die evangelischen und lutherischen können das nicht. Nachdem der Geist gebannt war, mußte mein Vater ihn und den katholischen Pater fortfahren; er durfte sich aber dabei nicht umsehen, auch keine Frage an die hinter ihm Sitzenden richten. Als mein Vater nun mit seiner seltsamen Fracht an den Pisserbach gekommen war, erhielt er die Weisung, im gestreckten Galopp wieder nach Hause zu fahren, sich aber nicht umzusehen, und so kam er in Schweiß gebadet wieder nach Ölsburg.

Was aus dem gebannten Geiste geworden war, erfuhr man später: Ein Mann aus Schmedenstedt war in Peine zum Markte gewesen, und auf dem Rückwege kam er an den Pissergraben; da sieht er einen verlassenen großen Ochsen stehen; er will ihn mitnehmen, der aber stößt ihn in den Graben und ist verschwunden. Das ist der alte Rittmeier gewesen.

31. Der spukende Landwirt.

In Sonnenberg guckte ein gestorbener Landwirt immer aus der Bodenluke seines früheren Gehöfts und forderte sich alljährlich ein Stück Vieh, und zwar das beste Pferd oder die beste Kuh. Da ließ man einen katholischen Pater holen. Dieser ging auf den Kornboden und bannte den Geist in eine Flasche. Trotzdem ging aber auch in dem Jahr das beste Stück Vieh verloren. Jedes Jahr mußte der Pater den Geist bannen. Wenn er mit der Flasche wegfuhr, mußte der Knecht so jagen, daß kein Rad auf die Erde kam, bis man am schwarzen Bruche zwischen Lebenstedt und Bodenstedt angelangt war. Dorthin wurde nämlich der Geist gebannt. Wurde aber ein Pater nicht mit dem Wagen geholt, sondern kam zu



Fuß, so war er untauglich zur Geisterbannung, wenn er unterwegs mit seinem Schnallenschuh eine Kornähre abgerissen hatte. Dann sagte nämlich der Geist auf dem Boden zu ihm: „Du deist et mik noch nich."

32. Die spukende Frau.

Im Ilkenbruche bei der breiten Wiese in der Nähe von Schöningen spukte es. Ein Fuhrmann hatte da einmal festgefahren. Es war nach sieben Uhr abends, wo die Spukzeit schon begonnen hat. Da standen seine Pferde plötzlich still, scheuten, kriegten dicke Augen und wollten durchaus nicht fort, obwohl sie den Wagen gut hätten ziehen können. Sie waren aber von dem Spukgeist festgebannt. Da ließ der Fuhrmann den Wagen stehen und nahm seine Pferde mit nach Hause. Am andern Morgen spannte er sie wieder an, und da kriegten sie den Wagen gleich fort. Dieser Spukgeist soll eine Frau mit Schlüsseln sein. Sie klimpert mit ihrem Schlüsselbund. Gesehen hat sie aber noch niemand.

33. Die drei weißen Jungfern.

Auf dem Burgwall bei Rohrberg, den man auch die Kathinkenburg nennt, hat ehmals ein Schloß gestanden, das ist untergegangen; nachts aber sieht man dort oft drei weiße Jungfern tanzen. Ein alter Mann sagte oft zu seinem Enkel, der es wieder als 85jähriger Greis erzählte, dort sei's gar nicht richtig; aber dieser ließ sich doch nicht warnen und trieb einst seine Pferde am Burgwall auf die Nachtweide; da sah er im hellen Mondenschein drei weiße Jungfern sitzen, und da er ein übermütiger Gesell war, schlug er mit seiner langen Peitsche nach ihnen und traf das Taschentuch der einen, und zwar so, daß es an der Schnur sitzen blieb. Da schwang er sich eilig auf ein Pferd und jagte davon, die weiße Jungfrau aber folgte ihm wie der Sturm und konnte schneller laufen, als er reiten, und war schon ganz nahe bei ihm, da nahm er das Taschentuch und warf es weit von sich. Sofort ließ sie von der Verfolgung ab, rief ihm aber noch nach: „Dat 's dîn Glück west, süst hätste sterwen mütten."

34. Weiße Frauen.

Bei Löbejün geht eine weiße Frau um. Manche sagen, sie sei eine verwunschene Prinzessin. Sie hat ein schwarzes



Kleid an mit weißer Schürze, eine hohe, schwarz-weiß gewürfelte Mütze und ein Schlüsselbund am Gürtel. Läßt man sie ruhig gehen, so tut sie niemand etwas zu leide; doch wer sie verspottet oder sonstwie erzürnt, neben dem steht sie plötzlich und haucht ihn an, und dann wird er von schwerer Krankheit befallen.

Auch in Wettin, auf dem Stammschloß der Könige von Sachsen, geht eine weiße Frau um. Früher erschien sie stets kurz zuvor, eh jemand aus dem sächsischen Königshause starb. Manchmal kam sie auch am Morgen und Abend zu den Mägden in den Stall und half ihnen melken.

35. Die Bläsjungfer.

Zwischen Nienburg und dem Dorfe Altenburg liegt ein Teich, der Bläs genannt, rings von Wiesen umgeben. In dem soll vor alter Zeit ein Schloß untergegangen sein, und viele behaupten, daß sich da oft die Bläsjungfer sehen lasse, mit ihrem Schlüsselbunde an der Seite. Viele soll sie schon ersucht haben, sie zu erlösen, und einmal hat sie auch ein goldenes Ei hingeworfen, aber es hat sich keiner gefunden, der es hat aufheben mögen; wäre das geschehen, so wäre sie erlöst gewesen.

36. Der Mönch in den Schallöchern der Domtürme zu Stendal.

Der Kurfürst Joachim I., der sich gern in Stendal aufhielt und daselbst auch starb, war ein Gegner der Reformation. Wenn er in Stendal zum Gottesdienst ging, schickte er immer einen Mönch auf die Domtürme; der mußte durch die Schallöcher gucken und aufpassen, ob auch alle Leute, wenn die Betglocke ertönte, auf der Straße still standen und sich nach katholischer Weise bekreuzigten. Dies tat der Mönch gerne, und da er scharfe Augen hatte, so entdeckte er oft solche Leute, die er dann dem Kurfürsten anzeigte, der sie als Ketzer bestrafen ließ. Dadurch machte sich der Mönch verhaßt, und die Leute, die er verraten hatte, wünschten ihm, daß er nach seinem Tode keine Ruhe finden möge. Dieser Wunsch des Volkes ging auch in Erfüllung; denn noch jetzt sieht man den Pater, wenn die Betglocke anschlägt, aus den Schallöchern herauslugen.



Die Katholiken wiederum erzählen, daß ein evangelischer Geistlicher im Dom herumspukt. Um Mitternacht klettert ein Gerippe, das mit Priesterrock und Halskrause bekleidet ist, an den Fenstern der Sakristei auf und ab. Welches Predigers unruhiger Geist dies ist, kann man aber nicht sagen.

37. Spukender Mönch.

Vom Petersberg bei Halle nach Krosigk soll ein unterirdischer Gang führen, dessen Tür jetzt zwar vermauert ist, aber auf dem Hofe von Krosigk ist's darum doch nicht recht richtig. Da sieht man oft einen Mönch umherwandeln, der tut niemanden etwas zu leide, sondern striegelt sogar die Pferde und melkt die Kühe, neckt auch die faulen Mägde bisweilen; nachts aber setzt er sich auf ein Pferd und wählt besonders gern einen Schimmel dazu aus. Den findet man dann am andern Morgen mit Staub und Schweiß bedeckt; er hat auf der Spitze des Petersberges mit ihm umhergejagt, wo ihn schon mancher im hellen Mondschein dahinreiten sah.

38. Die Nonne in Coburg.

Eine arme Witwe in Coburg war nach der Wassermühle gegangen, um Mehl zum Hochzeitsfeste ihrer Tochter zu kaufen. Aber der Müller hatte nichts vorrätig. Betrübt trat die Witwe den Heimweg an. Sie ging gleich über die Bruchwiese; dabei mußte sie über einen kleinen Zaun steigen. Da saß eine Frau in Klosterkleidung und versperrte ihr den Weg. Da sich die Fremde nicht erhob, drängte sich die Witwe an ihr vorüber. Zu Hause erzählte sie ihrer Tochter den Vorgang. „Ei," sagte diese, „das ist die Nonne vom Schlosse! Die hättest du anreden sollen, vielleicht hätte sie dir eine Gabe für meine Hochzeit geschenkt." Da sprach die Mutter: „Sie hatte keine Eile, ich werde sie wohl noch am Zaune treffen." Sie ging also nochmal hin und sah auch die Nonne noch da sitzen. Als sie aber heran kam, war die Nonne verschwunden. Die Witwe lief überall herum, konnte sie aber nicht finden.

Da sah sie auf einem Pfahle des Zaunes einen Beutel hängen, durch dessen Maschen Gold schimmerte. Schnell steckte sie den Fund ein und eilte voll Freude heim. Als man den Inhalt des Beutels besah, waren fünfzig Goldstücke und zwei mit



Edelsteinen besetzte Kreuze darin. „Oh, Mutter, nun sind wir reich, nun können wir meine Hochzeit feiern!“ jubelte die Tochter.

Als aber Kunz, der zukünftige Schwiegersohn der Witwe, von der Sache erfuhr, sagte er: „Tragt den Beutel wieder da hin, wo ihr ihn gefunden habt. Vielleicht hat ihn die Frau aus Unachtsamkeit vergessen und sucht ihn jetzt. Holt sie ihn nicht, so tragt ihn auf das Rathaus. Ich werde euch bis zur Schloßwiese begleiten.“ Nur ungern folgte die Witwe. Als sie an den Zaun kamen, sahen sie die Frauengestalt gebückt am Boden umhersuchen. Da nahm Kunz den Beutel und reichte ihn der Nonne. Diese nahm ihn und gab Kunz dafür eine Rose. Kunz war zwar verwundert über den Tausch, bedankte sich aber für die Rose und setzte sie zu Hause in ein Wasserglas. Als er sie am Abend noch einmal anguckte, fiel ein Blatt der Blüte ab. Am andern Morgen, als es die Braut wegnehmen wollte, war es ein Goldstück geworden. Die Rose selbst war unverändert. Der nächste Morgen brachte wieder ein Goldstück, und so löste sich Blatt auf Blatt und verwandelte sich in Gold. Dadurch wurde Kunz zum reichen Manne und lebte mit seiner Frau glücklich und zufrieden bis in sein hohes Alter. Da erschien ihm die Nonne noch einmal. Wieder schenkte sie ihm eine Rose, aber mit der Weisung, diese in dem Schlosse einzumauern. Das tat Kunz, und seit dieser Zeit wurde die Nonne nicht mehr gesehen.

39. Die Amtmannsfrau zu Helbra.

Einem Amtmann zu Helbra starb seine Frau, und er nahm eine zweite, die mit den Kindern der ersten lieblos umging. Da kam die erste alle Morgen und alle Abende zu den Mägden in den Stall, half ihnen melken und das Vieh striegeln und bat sie gar wehmütig, alles Liebe, was sie ihnen hier im Stall antue, möchten sie doch ihren Kindern auf dem Schlosse wieder zu gute kommen lassen; denn auf das Schloß dürfe sie nicht gehen. Und weil die Mägde freundlich zu ihr waren, wurde sie immer vertraulicher, bis sie eines Morgens, als sie fortschlich, vom Amtmann bemerkt wurde. Da ließ er einen Jesuiten kommen, welcher die Frau bannen sollte. Und der Jesuit hieß sie aus dem Grabgewölbe



nehmen und in ein Gehölz vor dem Dorfe legen, welches das Pfarrholz heißt. An das Pfarrholz stößt ein Teich, und der Jesuit gab der Toten ein Sieb in die Hand und bannte sie, wenn sie im Grabe nicht rasten wolle, müsse sie erst mit dem Siebe den Teich ausschöpfen, ehe sie wieder auf den Schloßhof kommen dürfe. Nun war der Teich alle Morgen kleiner geworden, und es währte nicht lange, so war er ausgetrocknet, und die Frau erschien wieder im Stalle. Da nahm man sie zum zweitenmal aus dem Grabe und brachte sie über die Grenze. Nun konnte sie nicht mehr nach Helbra auf das Schloß kommen; denn über die Grenze dürfen Geister nicht. Doch ging sie noch lange an den Grenzsteinen auf und nieder und schaute sehnsüchtig nach dem Schlosse hinüber. Und das ist erst vor fünfundzwanzig Jahren geschehen.

40. Schäfer Kilian von Pömmelte.

Schäfer Kilian aus Pömmelte weidete im Hasenwinkel seine Herde. Da seine Hunde sehr wachsam waren und er selbst müde war — denn es war Sommer, und die Sonne stach heiß hernieder —, legte er sich gegen Mittag ins Gras, um ein bißchen zu druseln. Er träumte von Nachbars Hannchen, die eben vorbeigegangen war und deren bunte Schürze er noch in der Ferne leuchten sah, da sah er plötzlich neben sich ein edles Fräulein in einem hellblauen Kleide stehen, mit lang herabhängenden, goldblonden, offenen Haaren; die sprach zu ihm mit lieblicher Stimme: „Kilian, hast du Mut?“ Da sagte Kilian: „Jawohl, ich bin tapfer!“ Da fuhr die Frau fort: „So komm am nächsten Sonntag hierher und küsse das, was dann hier ist, dreimal, so wirst du glücklich werden!“ Damit verschwand die Erscheinung ebenso plötzlich, wie sie gekommen war.

Pünktlich mittags 12 Uhr war Kilian am nächsten Sonntag zur Stelle; doch vergebens schaute er sich nach seiner Huldin um. Da fiel ihm ein, daß sie ja gar nicht gesagt hatte, sie würde selber kommen, sondern daß er das, was er fände, dreimal küssen sollte. Nun sah er sich um und entdeckte an der Stelle, wo das Fräulein gestanden hatte, eine dicke Kröte. Er hob sie in Erinnerung an das schöne Mädchen hoch und wollte sie küssen — aber er brachte es doch nicht fertig und warf die Kröte zu Boden. Da verwandelte sich



die Kröte in seine Dame und sagte mit leiser Stimme traurig zu ihm: „O Kilian, die Kröte war ich; hättest du sie geküßt, so wäre ich erlöst, und wir könnten beide sehr glücklich sein!" Damit verschwand sie seinen Blicken.

Mißmutig schlenderte Kilian nach Hause und ärgerte sich, daß er das Glück verpaßt hatte. Als er an seines Nachbars Haus vorüberkam, sah er hinter der Hecke seinen Freund Peter bei Hannchen stehn. Also auch da wäre er nun zu spät gekommen!

41. Altes Mütterchen erlöst.

In Gutenberg war eine Wöchnerin eines Abends ganz allein zu Hause, weil ihr Mann über Land gegangen war und sich auf dem Heimwege verspätet hatte. Als sie nun still in ihrem Bette lag und sich im ganzen Dorf nichts mehr regte, da begann es plötzlich unter ihr im Keller des Hauses zu rascheln; die Kellertreppe herauf kamen langsame Schritte, und herein trat ein altes, gebücktes Mütterchen mit einem Spinnrocken in der Hand. Es setzte sich ohne zu sprechen oder zu grüßen neben die Wiege und spann und sah das Kind von Zeit zu Zeit mit so recht freundlichen, doch wehmütigen Augen an. Die Frau zitterte vor Angst, doch schwieg sie und zog nur heimlich die Wiege immer etwas näher an das Bett. Als das Mütterchen eine Weile gesponnen hatte, stand sie auf, nahm den Rocken in die Hand und winkte der Frau, mit ihr zu gehen. Die aber hüllte sich tiefer ins Bett, machte die Augen fest zu und sah nicht eher wieder auf, als bis sie ihren Mann zur Tür hereinkommen hörte. Wie sie dem erzählte, was sie gesehen hatte, wurde auch ihm ganz bang, und er versprach, sie nicht wieder abends allein zu lassen. Sie saßen nun die nächsten Abende traulich beisammen und sahen und hörten nichts. Nach einigen Tagen aber geschah es doch wieder, daß der Mann, als die Nacht anbrach, noch ausblieb, und nun kam um dieselbe Zeit, wie das erstemal, das alte Mütterchen mit dem Spinnrocken, setzte sich an die Wiege und spann, ohne ein Wort zu sprechen. Und als sie wegging, winkte sie der Frau wieder und sah sie gar freundlich bittend mit so lieblicher und doch bekümmerter Miene an, daß die Frau fast mitgegangen wäre, wenn sie nicht gefürchtet hätte, es sei ein böser Geist, der sie verlocken wollte.



Am folgenden Tage ging ihr Mann zum Pfarrer und erzählte ihm die Geschichte von dem alten Mütterchen, welches schon zweimal bei seiner Frau gewesen sei. Und der Pfarrer kam zu der Frau, segnete sie ein und las eine Messe über sie (denn das alles ist schon lange her, als alle noch katholisch waren), und nun hieß er sie, wenn das Mütterchen wiederkomme, getrost aufstehen und mitgehen, nun würden alle bösen Geister der Welt ihr kein Haar zu krümmen wagen. Als die Frau bald darauf wieder eines Abends allein war, kam richtig wieder das gebückte Mütterchen und spann wie früher still vor sich hin, grüßte nicht und sprach nicht; doch als sie diesmal den Rocken nahm und der Frau winkte, stand diese auf, ergriff die Lampe und folgte ihr. Sie gingen die Kellertreppe hinab, und als die Frau auf die unterste Stufe trat, fuhr sie erschrocken zurück, denn vor ihr stand eine Mulde voll runder, blanker Dukaten. Und das alte Mütterchen fiel ihr um den Hals und rief: „Gott sei gedankt! Nun bin ich erlöst, und du bist meine Retterin. Ich war verwünscht, diesen Schatz zu bewachen, bis am neunten eines Monats in diesem Hause ein Knäblein geboren würde, dessen Mutter ich ohne zu sprechen zu dem Schatz herablocken könnte. Dein Sohn ist am neunten geboren; doch wärst du heute nicht mitgekommen, so wäre ich verloren gewesen, denn nur dreimal durfte ich den Schatz verlassen. Nun nimm das Gold und lebe fröhlich damit; solange einer von deiner Familie übrig ist, wird es nicht zu Ende gehen.“ Und wie die Frau noch erstaunt bald das Mütterchen, bald die Dukaten ansah, war die Alte plötzlich verschwunden. Da griff die Frau eilig nach den Dukaten, um zu sehen, ob sie auch verschwinden würden; doch es waren wirkliche Dukaten, und die Mulde wurde ihr sehr schwer, als sie sie die Treppe hinauftrug.

42. Gott helf!

Als einst ein Mann bei Nacht an der Kirche, die auf dem Neumarkt zu Halle steht, vorüber ging, saß eine Frau in weißen Kleidern auf der Kirchhofsmauer und nieste. „Gott helf!“ rief der Mann, doch sie dankte nicht, sondern nieste noch einmal. Da rief er wieder: „Gott helf!“ Sie aber nieste zum dritten Male. Da wurde der Mann ärgerlich und sagte: „Wenn dir Gott nicht helfen will, so helfe dir der Teufel!“



Da fing die Frau laut an zu klagen und sprach: „Hättest du zum dritten Male „Gott helf!“ gesagt, so wäre ich erlöst worden; doch nun muß ich wieder hundert Jahre warten, ehe mich jemand erlösen kann.“

43. Der Spuk zu Kerkau.

Zu Kerkau hat man früher auf dem ehemals Winkelmannschen Hofe unter dem Wassertroge gar oft ein starkes Gewinsel gehört. Als sich eines Morgens ein Tagelöhner in dem Trog waschen wollte und das Gewinsel wiederum vernahm, rief er: „Nun helfe Gott dir und mir!“ Da antwortete es unter dem Wassertroge: „Darauf habe ich schon lange gelauert.“ Seit dieser Zeit hat man nie wieder etwas von dem Gewinsel vernommen.

44. Das rote Männchen zu Tangermünde.

Der Sohn des reichen Stadthauptmanns von Tangermünde, Helmreich, liebte ein schönes, braves Mädchen; die Eltern aber waren gegen die Heirat, weil die Jungfrau arm war. Darüber war das Mägdlein sehr bekümmert und weinte oft; damit es keiner sah, ging sie in die Jasminlaube in ihrem Gärtchen. Als sie dort auch wiederum eines Abends saß, sah sie plötzlich — der Vollmond schien ganz hell — ein kleines rotes Männchen vor sich stehen. Erschreckt wollte sie fliehen, aber da stand das Männlein schon neben ihr und sagte freundlich: „Holde Jungfrau, sei unverzagt! Ich bin der Geist eines wendischen Königsohns. Ich liebte ein Wendenmädchen, dem ich Treue versprach. Da sah ich auf einem Kriegszug gegen die christlichen Deutschen eine schöne Maid, zu der mein Herz in Liebe entbrannte. Ich ließ mich taufen, dachte nicht an meine wendische Braut und wollte die Deutsche heiraten. Wegen meiner Treulosigkeit hat mich der Vater des betrogenen Wendenmädchens verflucht, und nun muß ich ruhelos so lange umgehen, bis ich durch ein treuliebendes Ehepaar, das sich durch keine Hindernisse trennen läßt, erlöst werde. Das habe ich nun gefunden. Willst du mich also erlösen, so komm! Nimm den Spaten und grabe auf dem Kreuzsteige so lange, bis du auf einen Kasten stößt. Darin wirst du einen großen Schatz finden.“ Nach diesen Worten verschwand das rote Männchen. Das mutige Mädchen machte



sich sofort ans Werk. Wohl zog ein schweres Unwetter herauf, und ein Blitz fuhr in die neben dem Kreuzsteig stehende Eiche und zerschmetterte sie, aber die Jungfrau ließ sich nicht beirren und grub weiter. Endlich stieß sie wirklich auf einen Kasten, in dem viel Geld, Silber und Geschmeide lag. Hocherfreut zeigte sie den Fund ihrem Bräutigam am nächsten Morgen. Die Eltern gaben nun ihren Segen, und bald wurde die Hochzeit gefeiert. Am Hochzeitsabend ging das junge Paar in den Garten, um dem roten Männchen zu danken; aber trotz allen Rufens ließ es sich nicht blicken. Die junge Frau ließ in dankbarer Erinnerung ein Bild des roten Männchens malen und hing es in ihrer Stube auf.

Später ließ sich das rote Männchen noch einmal sehen, wie aus folgender Begebenheit hervorgeht:

In demselben Hause wohnte viele, viele Jahre später ein altes Ehepaar. Der Greis war eines schönen Vormittags in den Garten gegangen, um nach seinen Bienen zu sehen. Als es Mittag geworden war, stellte sich die Frau in die Tür, die in den Garten führte, um ihren Mann zum Mittagessen zu rufen. Da sah sie dicht bei ihrem Manne ein rotes Männchen. Schreiend lief sie in die Stube zurück. Da fiel ihr Blick auf das alte Bild, und da merkte sie, daß das rote Männchen dasselbe war wie das, welches auf dem Bilde abgemalt war. Jetzt kam der Mann zum Mittagbrot, und die Frau erzählte ihm alles. Da aber wurde er zornig und sagte, das sei dummes Zeug. Als sich aber die Geschichte am nächsten Mittag wiederholte, ging die Frau zum Pastor der Stefanskirche und bat ihn um Rat. Der sagte, sie solle am nächsten Mittag wieder in den Garten gehen, und wenn die Erscheinung käme, solle sie ein Kreuz schlagen und fragen: „Von wo kommst du und wohin willst du?" Am nächsten Tage, als gerade die Glocke der Stefanskirche zu Mittag läutete, ging die Frau in den Garten; und richtig! Das Männchen war wieder da. Mit schnellen Schritten eilte die Frau auf es zu, schlug ein Kreuz und sagte: „Von wo kommst du und wohin willst du?" Kaum aber hatte sie also geredet, da berührte das Männchen mit eiskalter Hand ihre Backe, so daß sie ohnmächtig zu Boden stürzte. Die geängstigte Frau fiel darauf in ein hitziges Fieber, und als sie einige Tage darauf starb, hatte sie fünf schwarze Streifen in ihrem Gesicht.



45. Der Gutsherr von Schochwitz.

In dem Dorfe Schochwitz hatte ein Schäfer seinem Gutsherrn den fälligen Pachtzins für ein Jahr richtig bezahlt, aber keine Quittung darüber empfangen, als der Gutsherr plötzlich starb. Dessen Frau forderte nun den Zins noch einmal, und da ihn der Schäfer nicht beschaffen konnte, wollte sie ihn ins Gefängnis werfen lassen.

Als nun der Schäfer in tiefer Betrübnis eines Tages durch das Lupphölzchen bei Schochwitz ging, begegnete ihm ein graues Männchen mit langem, weißem Bart. Der führte ihn an eine Tür, die er vorher noch nie bemerkt hatte, und gab ihm einen Stab. „Klopfe nur getrost hier an," sagte er, „hier wirst du den Gutsherrn finden. Fordere von ihm die Quittung, aber rühre ihn nicht mit der Hand, sondern nur mit dem Stabe an!"

Als der Schäfer an die Tür pochte, sprang diese auf, und er fand drinnen den Gutsherrn, der mit drei andern an einem Tische saß und Karten spielte. Sobald der Schäfer den Gutsherrn mit der Spitze des Stabes berührte, sprühten Flammen auf.

„Ich weiß, weshalb du kommst," sagte der Gutsherr; „geh nur zu meiner Frau und sage ihr, die Quittung stecke hinter dem Spiegel. Und damit sie dir besser glaubt, nimm meine Mütze zum Wahrzeichen mit!"

Der Schäfer erhielt die Mütze und machte sich fröhlich auf den Heimweg. Unterwegs traf er wieder das Männchen, dankte ihm für seinen guten Rat und gab ihm den Stab zurück.

Die Witwe fand die Quittung richtig an dem bezeichneten Orte. Während sie dieselbe las, legte der Schäfer die Mütze auf den Tisch; doch kaum berührte die Mütze das Holz, so brannte sie ein Loch in die Tischplatte, durch das sie auf die Erde fiel. Da ließ die Witwe die Stube zumauern, und sie soll heutigen Tages noch zu sein.

46. Der Schlüssel im Grabe.

In Angern starb vor mehr als hundert Jahren ein reicher Graf. Da er sehr geizig war, verbarg er kurz vor seinem Tode seine Schätze und legte den Schlüssel zu seinem



Geldkasten vorher in den Sarg, den er schon für sich gekauft hatte. So kam der Schlüssel mit seiner Leiche in das Grabgewölbe. Die Erben können ihn nur bekommen, wenn sich einer unter ihnen findet, der neun Nächte hintereinander an dem Sarge wacht. Alsdann wird der Tote den Schlüssel herausgeben. Aber die Sache ist nicht so leicht; denn der Verstorbene erscheint oft als ein ungestaltetes Gespenst, halb Tier, halb Mensch, bald als Hund, bald als Pferd, und so fort. Deshalb hat keiner neun Nächte lang ausgehalten; höchstens bis auf vier haben es einige gebracht, obgleich die Erben demjenigen, der es fertig bringt, für jede Nacht tausend Taler versprochen haben.

47. Der Nachzehrer.

In der Altmark gab man früher den Toten eine Münze mit ins Grab, damit sie für ihre Reise ins Jenseits etwas Geld zur Verfügung hatten. Nun starb einmal in der Gegend von Kerkau ein junger Bauerssohn, und weiß der Himmel, wie's kam — man vergaß, ihm den Zehrpfennig mit auf die Reise zu geben. Es währte nicht lange, so starben seine Mutter und alle seine Geschwister nach, die holte er alle zu sich; nur sein Stiefvater blieb übrig; das war ja natürlich, denn er war kein Blutsverwandter.

48. Die Tanzbrücke bei Zöckeritz.

Im Dreißigjährigen Kriege trieben sich in den Wäldern bei Delitzsch weggelaufene Soldaten umher, die plünderten und raubten. Eine dieser Horden hatte sich hinter der zwischen dem Dorfe Niemegk und der Mulde in der Saulage gelegenen Leiseringsschanze festgesetzt und unternahm von dort aus Raubzüge, bis endlich neun Reiter den Befehl erhielten, das Raubnest zu zerstören. Die Soldaten fanden aber so harten Widerstand, daß sie die Flucht ergreifen mußten; sie wurden von den Räubern verfolgt, die sie an der Lachenbrücke einholten und alle neun niederhieben. Die Toten blieben unbeerdigt bei der Brücke liegen.

Einige Wochen nach dem Kampfe holten die Einwohner Valentin Wegewitz und Johann Trüber aus Niemegk den in Roitzsch wohnenden Richter v. Chrestewitz ab, der am nächsten



Tage in Niemegk Gerichtstag halten wollte. Als die drei Männer an die Lachenbrücke kamen, bot sich ihnen ein schauriger Anblick dar: Die hier liegenden bereits verwesten Körper der erschlagenen Soldaten richteten sich auf und begannen, im Mondschein zu tanzen. Daß die Erscheinung sich wirklich zutrug, gaben die Augenzeugen unterm 25. September 1638 in Niemegk zu Protokoll. Der Gerichtsherr ließ nunmehr die Leichen in die Mulde werfen; die Brücke aber nannte man fortan die Tanzbrücke.

49. Nächtliches Erlebnis in der Kornmarktkirche zu Mühlhausen.

Großvater erzählte: Als ich noch ein Junge war, habe ich mal etwas ganz Schreckliches erlebt. In der langgestreckten, alten, verwitterten Klosterkirche, deren Fensterscheiben alle entzwei waren, in dieser alten Kirche auf dem Kornmarkt wollten sie einen alten, verfallenen Brunnen ausgraben — aber dort gingen noch Geister um: eine junge Klosternonne oder ein Burgfräulein, so genau hätte man es nicht unterscheiden können, und ein Mönch . . . . die geisterten wehklagend zwischen den alten Pfeilern entlang. Erst sie, in einem langen, weißen Totenhemde, mit aufgelöstem Haar, leise, wimmernde Rufe ausstoßend, — und darnach er, in eine dunkle Mönchskutte gehüllt, die ihm mit einem Strick um die Hüften befestigt war, die Kapuze tief ins knöcherne Gesicht gezogen, ächzend und stöhnend, und dann verschwände er hinter dem einen mächtigen Pfeiler — und an der Stelle wollten sie nachgraben! Ein kalter Schauer rieselte mir den Rücken herunter — aber dann beschloß ich doch, der Ausgrabung beizuwohnen.

Am nächsten Tage ging ich gleich nach der Schule zur Kornmarktkirche, wo ich eine kleine, schiefe Turmtür fand, die sich knarrend in ihren Angeln drehte — — Dämmerung umfing mich, trotzdem draußen die Sonne schien, und der Wirbelwind fegte welke Blätter durch die zerfallenen Fenster herein — und wirklich, da an der Stelle, wo die dunkle Gestalt immer verschwinden sollte, waren die schweren Steinplatten hochgehoben und beiseite gewälzt — und eine schwarze Tiefe gähnte mir entgegen. Als ich im Geröll wühlte, löſten



sich einige Steine und polterten hinab, und erst nach einiger Zeit schlugen sie unten dumpf auf. Und da — da auf einmal sah ich einen Schädel. Ich schrie laut auf — die Wände warfen den Schrei vielmals zurück. — — Nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte, grub ich den Schädel ganz frei: er war gelblich, mit langen, nassen Haaren beklebt — voll Ekel ließ ich ihn wieder fallen, nachdem ich ihn eben mit klopfendem Herzen hochgehoben hatte. Und da lagen noch Knochen, blanke, weiße Knochen, und da — noch ein Schädel, noch ganz und schön weiß. Ich griff nach ihm — dabei stieß ich den andern an, der kam ins Rutschen, kollerte — und verschwand in dem Abgrund — ein Splittern und Krachen gab Kunde, daß der Frauenschädel zerschellt war! Und da — ein Knarren, Kreischen, Ächzen, ein tiefes, langverhaltenes Stöhnen — ich springe davon — hetze — stolpere — alles roch nach Leichen — Lärmen, Tosen, hundertfaches Echo — — endlich war ich im Freien! Wuchtig, langsam schlug die Turmuhr hoch oben zwölfmal — Mittagstunde! In der Angst hatte ich den zweiten Totenschädel in der Hand behalten, fest umklammert — jetzt versteckte ich ihn in der Türnische, um ihn später zu holen. Am Nachmittage kam ich nicht mehr dazu und beschloß, es am nächsten Tage zu tun. Es sollte aber anders kommen.

Abends hatte ich mich hingelegt — eben hörte ich es noch zehn schlagen und wollte gerade einschlafen — da hörte ich auf der Treppe ein scharrendes Geräusch — ich machte Licht — das Geräusch kam näher, es kratzte und scharrte vor meiner Tür, dann klopfte es in kurzen Abständen dreimal an die Tür, so hart, daß es mir durch und durch ging — und ehe ich „herein“ gerufen hatte, ging die Tür langsam auf — ein eisig kalter Windhauch streifte mich — das Licht erlosch . . . . aber ich hatte doch die Tür zugeriegelt! Der Mond, der in die Kammer schien, beleuchtete eine dunkle Gestalt, die im Türrahmen stand . . . langsam hob sie die Hand — eine Knochenhand — und winkte mir. Ich wollte schreien — es ging nicht; ich wollte aufspringen — es ging nicht; da kam die Gestalt, nahm mich in ihren schwarzen Mantel und trug mich davon. Da wurde ich ganz eisig, bis ans Herz kam die Kälte, und in den Ohren war es wie Sturmessausen. Ich wußte nicht, wohin es ging — und verlor das Bewußtsein.



Als ich wieder zu mir kam, lag ich hinter dem Pfeiler in der Kornmarktkirche, dicht neben dem gähnenden Abgrund. Draußen heulte der Sturm, der Mond, manchmal von Wolken bedeckt, manchmal leuchtend, hüllte alles in ein unsicheres Licht, die Säulen, die Bänke, die Grabkreuze — und dahinter war alles schwarzer Schatten. Und mitten im Hauptschiff stand eine hohe Gestalt, schneeweiße Leichentücher fest um den Leib gewickelt — doch ohne Kopf; der Mond schien gerade auf die Stelle. Unter einem Arm trug sie einen zerbrochenen Schädel, mit dem andern winkte sie mir . . . Und dann hörte ich eine leise, wehmütig klingende Stimme: „Wieviel Jahre habe ich nun Nacht für Nacht meine Schuld abbüßen müssen, meine Schuld, weil ich die Klosterregeln vergessen hatte und liebte . . . Wir verabredeten uns; ich erwartete ihn in einer Sturmnacht wie heute. Ach Gott! Du strafteſt furchtbar! Ein Blitzstrahl traf mich — e r fand mich als Leiche . . . und wurde selber zur Strafe lebendig eingemauert. Weh . . . noch heute folgt er mir — und kann mich doch nie erreichen." Da tönten die Schläge der Turmuhr, die dumpf und hallend zwölfmal dröhnte. Als der letzte Schlag verhallt war, stand auf einmal wieder die schwarze Gestalt vor mir: auch ihr fehlte der Schädel. Sie schlug den Mantel zurück, ein weißes, bleiches Gerippe schimmerte hervor, und eine Stimme, die klang wie das Gurgeln unterirdischer Gewässer, bald wie Gewitter und Donner, bald wie das Knarren eines Baumastes, der sich im Sturme reibt, die entsetzliche Stimme rief mir zu: „Unseliger! Dein Leben ist verwirkt! Du Mörder meiner Geliebten! Räuber meines Schädels! Gib ihn heraus — oder ich nehme dich mit in mein kaltes, unterirdisches Grab!" Die Gestalt drang auf mich ein, zwei Funken glühten an der Stelle der Augen, immer näher kam sie, schon fühlte ich einen eisigen Hauch — da kehrte ich um, lief nach der Tür, nahm den Schädel aus seinem Versteck und warf ihn in die Kirche — dann rannte ich davon und hörte nur noch, wie die Kirchentür mit einem donnerähnlichen Krach zuschlug. —

Am nächsten Tage erzählten die Leute in der Stadt, daß man bei der Ausgrabung in der Kornmarktskirche zwei Gerippe gefunden hätte. Ich wagte nicht zu fragen, ob sie ihre Schädel gehabt hätten. Das Gespenst aber hat mich dann nicht mehr belästigt.



50. Das Wams des Geräderten.

Im Jahre 1587 brachen einmal zwei Diebe in die Nikolaikirche zu Gardelegen ein und raubten aus dem verschlossenen Schranke in der Sakristei einen Kelch und mehrere andere heilige Gefäße. Bei diesem Diebstahl wurden sie aber ertappt; der Küster, Nikolaus Winkelmann, bemerkte nämlich das Licht und rief die Wächter herbei. Der eine Dieb wurde von den Nachtwächtern sofort festgenommen; der andere entkam zwar und versteckte sich, wurde aber am nächsten Tage in einem Heuhaufen gefunden. Beide wurden zum Tode verurteilt und auch gerädert. Der Scharfrichter verkaufte das Wams des einen an einen Müllersknecht. Zu diesem kam in der darauf folgenden Nacht ein Gespenst in der Gestalt des gerichteten Kirchendiebes, trat vor sein Bette und sprach: „Hörst du nicht, gib mir dein Wams her!" Der Müllersknecht zog das Wams in seinem Leben nicht wieder an.

51. Die ruhelose Mutter.

Im Jahre 1670, am elften März, Freitag vor Lätare, ist die Elbe früh um 2 Uhr bei Berge durchgebrochen, so daß das Wasser abends in Seehausen angekommen ist, wodurch die dasigen Stadtländereien überschwemmt wurden. Als sich das Wasser nach einigen Wochen wieder verlaufen hatte, ging man an die Ausbesserung des Dammbruches. Sobald aber etwas Erde in das Bruchloch hineingekarrt war, kam neues Hochwasser, zerstörte die Arbeit der Menschen und überschwemmte wieder die Wische. Als auch dieses Wasser sich wieder verlaufen hatte, begann man aufs neue mit der Ausfüllung des Bruches, aber auch jetzt zerstörte das Wasser wiederum das Menschenwerk. Das wiederholte sich bis in den Sommer hinein, und alle Mühe und Arbeit der Menschen war und blieb vergeblich. Da gab ein Schäfer den Rat, man solle ein Kind in den Bruch des Deiches werfen und dann den Bruch zukarren; dann werde der Damm halten. Den Rat befolgten die Leute, aber sie fanden niemand, der sein Kind hergeben wollte. Endlich meldete sich eine Mutter, die ihr Söhnchen darbringen wollte, wenn man es ihr mit Gold aufwöge. Das Gold wurde zusammengebracht und das Kind mit untergekarrt. Seitdem steht der Deich fest und trotzt dem Wasser und dem Sturm.



Die habsüchtige Mutter aber konnte ihres Besitzes nicht froh werden. Ohne Ruhe wanderte sie klagend auf dem neugebauten Deiche auf und ab. Einst hörte sie aus der Tiefe ihr Kind klagen und nach ihr rufen. Da ergriff sie bittere Reue und Verzweiflung. Sie nahm das Sündengeld und warf es ins Wasser und stürzte sich dann selber hinein. Am andern Morgen fand man ihre Leiche.

Aber auch nach dem Tode fand sie keine Ruhe. Mehr als einer hat sie schon in mondscheinhellen Nächten gesehen, wie sie auf dem Deiche herumwandert und ihr Kind sucht.

52. Die Bierstedter Ilse.

Auf einem Bauernhofe in Groß=Bierstedt diente vor vielen Jahren eine Magd namens Ilse. Sie war von ihrer Mutter, einer armen Witwe, die weiter keine Kinder hatte, gut und fromm erzogen. Die alte Frau besuchte öfter ihre Tochter und mahnte sie dann jedesmal, sich ja gut aufzuführen. Ilse versprach das auch und lebte immer sittsam. Nun war ein Sohn im Hause; der hatte ein Auge auf sie geworfen, ver= folgte sie auf Schritt und Tritt und ließ ihr keine Ruhe. Da ging Ilse zu ihrer Mutter, um ihr das zu erzählen. Sie fand sie schwer krank vor. Die Mutter wollte nichts davon wissen und warnte ihre Tochter. Ilse versprach ihr auch, zu folgen und sich nicht von dem Sohne ihres Dienstherrn betören zu lassen.

Kurze Zeit darauf starb die Mutter. Ilse aber dachte an ihr Versprechen und wies alle Anträge des jungen Menschen ab, trotzdem er ihr mit den schönsten Farben ausmalte, wie= viel besser sie es hätte, wenn sie statt zu dienen Herrin im Hause würde. Das ging so lange Zeit, bis sich Ilse schließlich doch umgarnen ließ und dem Manne Gehör schenkte. Als sie nun aber fragte, wann die Heirat stattfinden würde, da wurde der Mensch roh, lachte sie aus und verstieß sie. Ver= gebens erinnerte sie ihren Bräutigam an sein Versprechen; und als sie sich schließlich an seinen Vater, ihrem Dienstherrn, wandte, wurde dieser wütend und jagte sie unter schrecklichen Droh= und Schimpfworten aus dem Hause. Da packte Ilse die Verzweiflung, und in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag hängte sie sich am Webstuhl auf. Als die Leute am Sonntag morgen den Leichnam fanden, mißhandelten sie ihn und



schleppten ihn nach dem Ellernbruch, in dem der Heerborn, eine Quelle, ist, da, wo die Feldmarken der Dörfer Rohrberg, Groß-Bierstedt und Püggen zusammenstoßen. Dicht bei der Quelle wurde die arme Ilse eingescharrt, und als Denkmal wurden ihr drei Steine auf das Grab gewälzt. Allein kaum war sie unter der Erde, so erhob sich, wie dies immer geschehen soll, wenn sich ein Mensch erhängt hat, ein fürchterlicher Sturm, der viele Dächer in Groß-Bierstedt abdeckte. Bei diesem Sturmwinde wurde der treulose Bräutigam von dem abgebrochenen Aste einer Eiche getroffen und getötet.

So war Ilse nun freilich gerächt, aber sie selbst fand keine Ruhe, weil sie kein christliches Begräbnis bekommen hatte. Sie spukte im Ellernbruche am Heerborn umher, so daß sich im Dunkeln niemand nach jenem schaurigen Ort traute.

In einer recht hellen Mondscheinnacht hüteten einst Jungen aus Groß-Bierstedt in jener Gegend ihre Pferde. In ihrem Übermut ritten die Jungen an den Bach, der aus dem Bruch kommt, und riefen: „Ilse, Ilse, kumm rut!“ Da trat Ilse wirklich plötzlich hervor, ging an den Bach und wollte zu den Jungen hinüber. Aber da das Wasser durch Regen angeschwollen war, war es ihr nicht möglich, den Bach zu überschreiten; sie blieb am Rande des Wassers stehen und sagte:

„Jungs, kommt en bitschen better ran,
Dat ik ju Lümmels foaten kann!“

Da erschraken die Jungen heftig, rissen ihre Pferde herum und jagten schleunigst davon. Der eine Junge hatte aber ein blindes Pferd; das setzte mit ihm über den Bach, dicht an dem Gespenste vorbei. Da spie Ilse aus und traf mit ihrem Speichel Roß und Reiter. Der Junge schrie furchtbar auf, und das Pferd wurde so wild, daß es mit ihm davon und nach Hause raste, wo es in Schweiß gebadet ankam. Durch den Speichel wurde das früher braune Pferd in einen Schimmel verwandelt, und der Junge, der früher frische, rote Backen hatte, wurde ganz bleich und mager; und er hat Zeit seines Lebens eine blasse Totenfarbe behalten.

53. Das Kobermännchen im Schlosse zu Sangerhausen.

Das Geld zum Bau des Schlosses von Sangerhausen hatte ein Mann namens Triller dem Fürsten Christian vorge-



schossen, und zwar hat er es ihm nach und nach in einem Kober angeschleppt gebracht. Zum Dank dafür hat ihm Christian im Innern des Schlosses auf der Haupttreppe ein Denkmal gesetzt; es ist ein Steinbild, das ihn darstellt mitsamt seinem Kober; aber Triller ist in kleinem Maßstabe gemacht, während der Kober groß angefertigt ist.

Als eines Tages ein Bauer in das Schloß kam und das kleine Männchen sah, lachte er es aus, zupfte es am Ohr und sagte: „Ei, ei, Männchen, wo willst du mit dem Kober hin? Der ist ja viel größer als du!“ Da hob das Männchen seine steinerne Hand hoch und gab dem Bauern einen so wuchtigen Schlag an den Kopf, daß er umfiel und bald darauf starb. Seit dieser Zeit hat niemand wieder über das Männchen gespottet; denn nun fürchteten sich die Leute, daß sie auch solche Ohrfeige kriegen könnten.

54. Die Urne bei Werben.

Bei Werben (in der Nähe von Zörbig) war ein Acker, in dessen Mitte sich ein Hügel erhob. Da das beim Pflügen sehr unbequem war, ließ ihn der Besitzer abtragen. Als die Knechte eine Weile gegraben hatten, stießen sie auf alte Urnen und auf Pfosten und Steinplatten. Das sprach sich bald herum, und verschiedene Gelehrte kamen, um sich den Fund anzusehen. Sie stellten fest, daß dort früher einmal ein Begräbnisplatz gewesen war, und die Urnen enthielten die Asche der Toten. Da ließ der Besitzer, um den Toten ihren Frieden zu lassen, den Hügel wieder zuschütten. Unter den Knechten, die das zu besorgen hatten, befand sich auch der Knecht Michel. Der dachte: Ach, auf einen solchen alten Topf wird's wohl nicht ankommen! Er besaß nämlich kein Nachtgeschirr, und so schüttete er denn aus einer Urne die Asche heraus und nahm sie mit nach Hause. Um Mitternacht verspürte er ein natürliches Bedürfnis und benutzte die Urne als Nachtgeschirr. Da erhob sich ein furchtbarer Lärm, als ob mit Kanonen geschossen würde, und es dauerte bis zum Sonnenaufgang. In der zweiten Nacht war es noch schlimmer; ein fürchterlicher Wind erhob sich in Michels Kammer, und er fühlte sich gepackt und aus dem Bett geworfen. Da ging Michel am nächsten Tage nach dem Hügel und grub die Urne in seiner Angst wieder ein, und von nun ab hatte er Ruhe.



III. Bestrafte Sünder.

55. Der dreibeinige Hase.

Vor hundert Jahren wollte Edwin, ein junger Kaufmann, mit der Nachtpost von Zeitz nach Leipzig fahren. Als er in die Nähe des Posthauses kam, lief ihm fortwährend ein Tier vor den Beinen herum. Er sah hin und erkannte, daß es ein dreibeiniger Hase war; der setzte sich mitten auf die Straße vor ihm hin, machte ein Männchen und winkte ihm mit der Pfote. Da beschloß Edwin, dem Hasen zu folgen.

Auf seinen drei Beinen humpelte das Tier dem Schlosse zu. Vor der Rentkammer blieb es stehen. Da trat Edwin ein und sah auf dem Tische eine Pergamentrolle liegen. In der standen die Untaten des Bischofs Johann aufgezeichnet. Johann hatte einst die schöne Margarete, die Frau eines Försters, geraubt und auf sein Schloß in Zeitz gebracht, wo er sie, weil sie sich gegen ihn wehrte, einsperrte. Nun mußte er einmal zu einer Pfarrerversammlung nach Naumburg; als er nach fünf Tagen wiederkam und nach Margarete sah, fand er sie in ihrem Kerker verhungert vor.

Nach einigen Tagen kam der Förster, dem die Entführung seiner Frau durch den Bischof von seinen Freunden mitgeteilt war, auf das Schloß und verlangte mit gezücktem Dolche seine Frau zurück. Da sagte Johann: „Von deiner Frau weiß ich nichts; ebensowenig, wie es in deinem Forste einen dreibeinigen Hasen gibt, ist deine Frau auf meinem Schlosse.“ Da ließ sich der Förster täuschen und ging fort. Aus Angst aber ließ ihn Johann durch einen vertrauten Diener im Walde ermorden.

Kurze Zeit darauf starb der Bischof. Und als er in den Himmel kam, sagte Vater Gott zu ihm: „Du hast gesagt, um dich von deiner Freveltat zu reinigen, es gäbe keine dreibeinigen Hasen. Zur Strafe für deine Schandtaten sollst du nun als dreibeiniger Hase spuken und mußt so lange ruhelos umherlaufen, bis sich ein Erlöser findet, der das Zeichen des Kreuzes über dir macht und ein Vaterunser für dich betet.“

Als Edwin das gelesen hatte, sprach er: „Gern will ich dich erlösen, unglücklicher Geist!“ Und er schlug das Kreuzeszeichen und betete ein Vaterunser. Da durchzog ein blitzartiger Schein das Gemach und Edwin sah den Bischof in



seiner Amtstracht vor sich stehen, der ihm herzlich dankte. Dann verschwand er in einer Nebelwolke, die das ganze Zimmer erfüllte.

56. Die bestraften Tänzer.

In Kolbeck geschah es, daß am Heiligen Abend, während der Priester die Christmette hielt, Lachen und Lärmen die Andacht der Gemeinde störte. Zornig ging der Priester hinaus, um zu sehen, wer den Gottesdienst so entweihte — da sah er auf der Wiese vor der Kirche eine Menge Männer und Frauen, die tanzten und häßliche Lieder sangen. Der Priester gebot ihnen, die Weihe des Ortes und die Christnacht zu achten; sie aber lachten ihn aus und sangen und tanzten weiter. Einer rief noch hinüber: „Was willst du denn eigentlich? Wir verbieten dir nicht, Kirche zu halten, also hast du uns auch nicht zu verbieten, daß wir lustig sind.“ Da ergrimmte der Priester und sprach den Bannfluch über die Tänzer aus; und nun mußten sie ununterbrochen Tag und Nacht tanzen. Erst nach einem Jahre, als zufällig der Bischof von Köln nach Kolbeck kam, erlöste sie dieser von dem Fluche. Die meisten aber starben bald darauf, und die überlebenden wurden schwer krank und blieben siech, bis sie starben. Zur Erinnerung an dies Ereignis hat man in Kolbeck soviel Steine aufgerichtet, wieviel Menschen an dem frevelhaften Tanze teilgenommen hatten.

57. Der geigende Pfarrer.

Unweit Tangermünde liegen dicht beieinander zwei Dörfer, Ost- und Westheeren. Beide haben nur einen Pfarrer und auch nur eine Kirche, die mitten zwischen ihnen liegt. Zu einer Zeit war der Pfarrer an dieser Kirche ein gar leichtsinniger Mann, der lieber auf dem Tanzboden als am Altare war. Eines Tages, am Pfingstfeste, hielt er keine Predigt, sondern statt dessen nahm er selbst die Geige in den Arm und spielte den Bauern, die aus beiden Dörfern versammelt waren, zum Tanze auf. Da traf ihn der Zorn des Himmels. Urplötzlich entstand ein schweres Gewitter, und es kam ein langer, scharfer Blitz, der erschlug zwanzig Bauern und mit ihnen den Pfarrer, dem die Geige im Arme zerschmettert wurde. So geschehen Anno 1203.



58. Bestrafter Übermut.

In dem Dorfe Käthen diente bei einem Bauern ein Knecht namens Väth, der war ein frecher, übermütiger Bursche. Eines Abends im Winter, als er auf dem Wege nach der Spinnstube am Kirchhof vorüberging, verfiel er auf den abenteuerlichen Gedanken, aus einem Schädel im Grabgewölbe der Rittergutsbesitzersfamilie ein paar Zähne herauszubrechen, um damit in der Spinnstube seinen Scherz zu treiben. Er tat es auch und zeigte zum Entsetzen aller Anwesenden in der Spinnstube die Zähne herum, indem er dabei erzählte, wie er sie geholt hatte. In seiner Albernheit ging er sogar soweit, daß er die Zähne einem jungen Mädchen einsetzen wollte. Für diesen rohen Unfug hat er seine gerechte Strafe bekommen. Als er später wieder einmal allein am Kirchhofe vorbeiging, hörte er lautes Gelächter, Erzählen und Scherzen, gerade so, als ob auf dem Kirchhofe junge Leute zusammen ständen. Er ging also auf den Kirchhof, um nachzusehen, wer es wäre. Kaum jedoch befindet er sich zwischen den Gräbern, so ist alles totenstill — kein Mensch ist zu sehen — und, soviel er sich auch anstrengt, er kommt nicht vom Fleck, sondern muß festgebannt stehen bleiben. Plötzlich wird er von unsichtbaren Fäusten so geschlagen, daß er besinnungslos niederstürzt und die ganze Nacht bewußtlos liegen bleibt. Erst am Morgen konnte er sich mühsam nach dem Hofe schleppen, auf dem er im Dienst war. Sein ganzer Körper war rot angeschwollen und schmerzte ihn heftig. Von der Zeit an fehlte ihm jede Lust, unter Menschen zu gehen; er hatte keine gute Laune mehr und erholte sich nur sehr langsam von den Vorgängen jener Nacht.

59. Die silbernen Läuse.

In Magdeburg hinterließ ein reicher Kaufmann seinen beiden minderjährigen Söhnen ein großes Vermögen. Die beiden Söhne waren lüderlich und verschwenderisch, so daß ihr Vormund einmal zu ihnen sagte: „Jungens, wenn ihr das so weiter treibt, wird's nochmal dahin kommen, daß ihr so verarmt, daß euch die Läuse fressen." Da lachten die ungeratenen Knaben, und um ihren Vormund zu verhöhnen, ließen sie sich Läuse aus Silber machen, die sie auf ihre mit kostbarem Pelz verbrämte Kleidung nähen ließen. So be=



suchten sie den Vormund und sagten: „Es sieht wirklich aus, als ob du recht hast; wir haben jetzt schon Läuse im Pelz.“ Ihr Spott sollte aber schwer bestraft werden; denn sie verarmten durch ihre Verschwendung in kurzer Zeit so, daß sie nichts mehr zu brechen und zu beißen hatten. Und da niemand sie aufnehmen wollte, weil es so schlechte Burschen waren, verkamen sie in Dreck und Speck und wurden buchstäblich von Läusen aufgefressen.

60. Die bestraften Räuber.

In dem Dorfe Kleinau legten sich im Dreißigjährigen Kriege etliche Burschen auf die Räuberei, und damit sie nicht erkannt werden sollten, taten sie so, als ob sie verschiedene Gebrechen hätten. Der eine nannte sich den „tauben Korporal“ und stellte sich, als ob er nicht hören könnte, der andere tat so, als ob er stumm wäre, und der dritte verzog beim Sprechen immer den Mund. Ihre Bosheit wurde aber an ihren Kindern gestraft. Dem „tauben Korporal“ wurden nämlich lauter Kinder geboren, die nicht hören konnten, der zweite hatte nur stumme Kinder und dem Sohne des dritten hing der Mund tatsächlich ganz schief nach einer Seite.

61. Der Betrug um die Leichengebühren.

In Stendal lebte vor vielen Jahren eine adlige Witwe, die mit ihrer Tochter vom Lande dahin gezogen war. Diese Tochter war sehr geizig, was ihr aber zuletzt übel bekam. Denn als die Witwe nach etlichen Jahren starb, da wollte die Tochter das Geld für die Überführung der Leiche aus Stendal nach ihrem Heimatdorfe sparen, belog die Kirchenväter der Domgemeinde und ließ die Leiche heimlich bei Nacht aus der Stadt hinausführen. Zur Strafe dafür erging es ihr sehr schlecht: ihre Erbschaft schmolz trotz ihrer Knauserei von Tag zu Tag zusammen, und in kurzer Zeit hatte sie nicht mehr so viel, daß sie zu leben hatte. In Armut ist die betrügerische Tochter denn auch gestorben.

62. Schlüterliese.

Unter den Bildsäulen, die auf der breiten Steineinfassung an der Oker vor dem Schlosse zu Wolfenbüttel stehen, erhebt sich auch das Steinbild einer jugendlichen Frauengestalt mit



einem Kelche in der Hand. Das soll die Schlüterliese sein. Sie war die Tochter des Schließers im herzoglichen Schlosse und ging mit der Absicht um, die Herzogin zu töten. Eines Tages, als sie sich unbemerkt glaubte, tat sie Gift in den Weinbecher der Herzogin. Aber die Herrin gewahrte im Spiegel die verbrecherische Tat, und nun war die Schließerin verloren. Sie wurde bei lebendigem Leibe auf einem Eisenstuhle verbrannt.

63. Der Brautstein.

Auf der Kolborner Heide, unweit des Städtchens Lüchow, ragt ein rotbesprengter Granit etwa vier Fuß über dem Boden hervor. Davon erzählt die Sage:

Ein Ritter und eine adlige Jungfrau liebten sich herzlich. Eines Abends saßen sie traurig auf einem Felsensteine im Birkenwald auf der Heide; denn sie mußten Abschied nehmen, weil der Ritter in den Krieg zog. Er fragte seine Braut, ob sie ihm auch treu verbleibe, daß er sie nicht, wenn er heim käme, in den Armen eines andern fände. Diese Frage schmerzte die Braut, und sie schwur hoch und teuer, eher solle der Fels von seiner Stelle rücken und sie verfolgen und lebendig in der Gruft bedecken, ehe sie dem Geliebten die Treue brechen würde.

Als aber der Krieg endlos lange dauerte, hat sie dem Geliebten doch die Treue gebrochen; da geschah ihr, wie sie gesagt hatte. Denn als sie mit ihrem neuen Liebsten auf dem Steine gesessen, hat der Stein sich plötzlich geregt, hat sich riesengroß aus der Erde gehoben und die untreue Braut, die vergeblich vor ihm fliehen wollte, in die aufgerissene Erde hinabgedrängt. Ihr Blut hat dabei den Fels und die kleinen weißen Blumen der Heide gerötet.

Als der Ritter heimkam und sah, daß der Fels aufrecht stand und blutrote Adern über seine graue Fläche liefen, und daß auch die Heide mit roten Blümlein bedeckt war, da ahnte er wohl, was geschehen sei. Er schlug heftig mit seinem Schwerte an den Stein, und siehe: ein roter Blutstrahl sprang daraus, und ein banger Klageton erscholl aus der Tiefe. Und so oft er den Stein mit seinem Schwerte schlug, so oft vergoß der Stein Blut, und tönte der Wehlaut aus der Erde. Da erkannte der Ritter, daß er betrogen sei, nahm noch einen



Strauß von der roten Heide zum Andenken an seine traurige Liebe mit und trieb dann sein Roß wieder hinaus in neue Kämpfe.

Der Stein wird der Brautstein genannt; Brauttreue heißt die rote Heide.

64. Der Steinberg am Salzigen See.

Ein Hirt aus Erdeborn trieb seine Herde aufs Feld. Weil es ein schöner Sommermorgen war, kam er auf den Einfall, auf den Berg am Salzigen See zu steigen. Dort setzte er sich hin, freute sich über den schönen Rundblick und zog dann sein Frühstück aus der Tasche, um zu essen. Eben hatte er sich eine Scheibe Speck abgeschnitten und aufs Brot gelegt, da hörte er hinter sich eine Stimme, die sagte: „Guten Morgen!“ Als er sich umdrehte, sah er eine stattliche Frau, die einen alten Korb trug. Sie bat ihn, er möchte ihr ein Stück Brot abgeben. Da aber sagte er ärgerlich: „Was ich bei mir habe, brauche ich selbst; der Tag ist lang. Du bist doch gesund; wer so jung ist, kann arbeiten. Vermiete dich doch als Magd für die Ernte!“ Da sagte die Frau: „Ach, zu solcher Arbeit bin ich zu schwach. Ich habe noch einen weiten Weg vor mir; gib mir doch ein Stückchen Brot und Speck ab; ich tue dir dann auch gern einen Gefallen dafür.“ Da fing der Schäfer an zu schimpfen, nannte sie eine Faulenzerin, die bloß keine Lust hätte, etwas zu tun, und sagte, er würde einer alten, schwachen Frau helfen, aber nicht einer jungen, kräftigen Frau. Da erwiderte ihm die Frau: „Wenn du mir wirklich nichts geben willst, dann brauchst du wenigstens nicht so grob zu sein.“ Der Hirt aber wurde ganz wütend und sagte, wenn sie nicht fortginge, würde er den Hund auf sie hetzen. Gleichzeitig sprang er auf und holte mit seinem Stock aus. Da schlug die Frau dreimal einen Reif in die Luft, und alsbald wurde der Hirte samt seinem Hunde und seinen Schafen in Stein verwandelt. Noch jetzt kann man die Steine dort auf dem Berge liegen sehen; und der Berg heißt seit der Zeit der Steinberg.

65. Bestrafte Grausamkeit.

Vor alter Zeit wohnte auf der Wolfsburg bei Vorsfelde ein Herr von Bartensleven, der war ein gar grausamer Mann.



So war er einst in den Krieg gezogen und nahm eine Stadt ein, und da wütete er so, daß er sogar die Kinder in der Wiege ermordete und eins mit seinem Spieße durchbohrte, es zur Erde warf und rief: „Da liege du, bis dich die Würmer fressen.“ Aber solche Unmenschlichkeit ist ihm übel bekommen; denn kaum war er aus dem Kriege heimgekehrt, so haben die Würmer begonnen, ihn bei lebendigem Leibe aufzufressen, so daß er jämmerlich hat umkommen müssen. Wie aber sein Ende herangenaht, da ist er in sich gegangen und hat zur Buße seiner Sünden noch eine Stiftung gemacht, daß alle Jahr am Johannistag die Armen der ganzen Umgegend reichliche Spenden erhalten sollten, und das geschieht noch bis auf diesen Tag. Zwar war einmal ein Verwalter, der gerne das Geld, weil es so viel war, für sich selbst behalten wollte und es also, da der Tag herannahte, nicht auszahlte, aber dem ist es schlecht bekommen. Denn kaum saß er mittags bei Tische, so erhob sich auf einmal ein fürchterliches Gepolter und Türwerfen; es kam ins Zimmer, packte den Verwalter und warf ihn bald in diese, bald in jene Ecke, bis es endlich verschwand. Das ist der Geist des Herrn von Bartensleven gewesen, und es ist keinem Verwalter wieder eingefallen, das Geld zurückzubehalten.

66. Die Gewissensbisse der Gräfin von Streithorst.

Nördlich von Schlierstedt zieht sich zur Höhe hinauf ein kleiner Wald, welcher das Lah genannt wird. Er gehört jetzt, wie schon immer, der Gemeinde. Einmal aber war dieses Gehölzes wegen ein Streit entstanden, indem die Edelherren im Schlosse, Familie Streithorst, den Wald als ihr alleiniges Eigen beanspruchten. Es kam zu einem Rechtsstreit, der sich lange hinzog. Endlich beschwur die Gräfin von Streithorst, daß ihrer Familie das Gehölz seit ewigen Zeiten zu erb und eigen sei. Damit war die Sache erledigt, und der Wald wurde den Schloßherrn zugesprochen. Aber jener Eid war falsch geschworen. Als es nun mit der Gräfin zum Sterben kam, sah sie von ihrem Lager aus immer den Wald und konnte nicht die Augen schließen vor Gewissensbissen. Da hat sie in ihrer Seelenangst das Fenster aufgerissen und laut hinausgerufen:

„Lieber Land und Leute verloren,
Als einen falschen Eid geschworen!“



Nun wurde der Wald natürlich wieder der Gemeinde zugesprochen.

67. Der bestrafte Meineidige.

In der Stadt Salzwedel lebte einst ein Mann, der sich hundert Dukaten geborgt hatte. Als nun die Zeit des Wiederbezahlens kam und sein Gläubiger ihn mahnte, da leugnete er frech und sagte, er habe keinen Pfennig geliehen bekommen. Deshalb wurde er auf das Rathaus gefordert, und er mußte schwören. Das hatte der böse Schuldner vorausgesehen und daher listigerweise die hundert Dukaten in seinen hohlen Spazierstock eingespundet. Diesen nahm er mit aufs Rathaus und bat seinen Gläubiger, den Stock während des Schwörens zu halten; dann schwor er, daß sein Gegner sein Geld hätte. Die Klage wurde daraufhin abgewiesen. Aber die Strafe ereilte den Meineidigen auf der Stelle. Denn als er nach Hause gehen wollte, begegnete ihm ein Wagen, vor dem die Pferde scheu geworden waren. Der überfuhr ihn, daß ihm die Räder über den Leib gingen und er sofort starb. Auch sein Stock wurde beim Überfahren zerbrochen, und als daraus die Dukaten fielen, wurde der Betrug offenbar, und jeder erkannte die Strafe des Himmels.

68. Der Elternmörder in Salzwedel.

Am 15. April 1614 geschah zu Salzwedel ein greulicher Meuchelmord. Der Kaufdiener Dietrich Schulze erstach seinen Vater mit vier Stichen, und als seine Mutter herbeieilte, auch diese mit drei Messerstichen. Der Mörder wurde zum Tode verurteilt. Am 4. Mai wurde ihm zunächst die rechte Hand abgehauen, mit der er die Greueltat begangen hatte. Dann wurde er dreimal mit glühenden Zangen gezwickt und schließlich gerädert. Dabei war es wunderbar, wie die rechte Hand des Mörders noch drei Tage lang nach seinem Tode heftig blutete.

69. Die gestohlene Glocke.

In dem Riestedter Kirchturm fehlt noch jetzt eine Glocke; die hat im Dreißigjährigen Kriege ein Offizier gestohlen, der auch noch sechs andere Glocken in der Altmark entwendet hat. Dafür ist es ihm in seinen letzten Tagen schlecht ergangen, indem er von Ungeziefer aufgefressen wurde.



70. Die Schlüsselkatrine.

Bei Nebra an der Unstrut ist ein Fels, aus dem kommt in jedem Jahr am Fastnachtabend um neun Uhr die Schlüsselkatrine mit einer Laterne hervor und geht bis zwölfe am Flusse auf und nieder; gewöhnlich sieht man aber nur ihre Hand, in der sie die Laterne hält. Weshalb sie spukt, erzählt folgende Sage:

Die Schlüsselkatrine war ein Kindermädchen. Einmal wartete sie das Kind ihrer Herrschaft, das noch in Windeln lag, und trug es am Ufer der Unstrut spazieren. Da kam Katrines Liebster, ein schmucker Jäger, aus dem Walde. Um mit ihm ungestört ein Weilchen plaudern zu können, legte sie das Kind auf einen Stein am Ufer. Als sie nach einiger Zeit wiederkam, war das Kind weg; der Nix hatte es geholt. Deshalb ist das Mädchen dazu verdammt, das Kind ihrer Herrschaft auch nach ihrem Tode mit der Laterne zu suchen.

71. Richter Pohlmann.

Der Acker zwischen Rohrberg und Ahlum gehörte ehemals den Rohrberger Bauern, aber die Schulenburgs in Beetzendorf hatten einmal einen gar ungerechten Richter und fingen einen Streit mit den Rohrbergern um diesen Acker an, wobei sie den Richter mit einem Kalbe bestachen, wofür er ihnen den Acker zusprach. Aber das hat Gott nicht ungestraft gelassen, und er muß nun jetzt mit seinem Kalbe, das er an einem Bande leitet, in der Nähe des Burgwalls ohne Kopf umgehen; andere haben ihn auch zuweilen auf einem Schimmel, aber ebenfalls ohne Kopf, reiten sehen.

72. Land abgepflügt.

In Kerkau in der Altmark war einmal ein Bauer, der hatte seinem Nachbar ein Stück seines Feldes abgepflügt und mußte dafür zur Strafe nach seinem Tode mit dem Pfluge umgehen und alles wieder anpflügen. Da sieht man ihn denn um Mittag mit seinem Pfluge, den vier Schimmel ziehen, gewaltig dahin arbeiten, aber mit jedem Umzuge, den er macht, wirft er nicht mehr als ein Sandkorn um.

Das sahen auch einmal ein Knecht und ein Junge mit Verwunderung an, und jener fragte ihn, ob er denn auf diese Weise noch heute fertig zu werden gedächte; der Pflüger



antwortete, daß er selbst daran zweifle, und fragte den Knecht, ob er ihm vielleicht helfen möchte. Der Knecht, der ein gutmütiger Bursche war, erklärte sich bereit dazu, und der erfreute Pflüger reichte ihm seine Hand, indem er rief: „Nun, so schlag ein!" Da wehrte aber der Kleine jenem und sagte: „Reich ihm deinen Stock!" Das tat er auch, und im Augenblick war die Stelle, welche die fünf Finger berührt hatten, kohlschwarz gebrannt, und Knecht und Junge liefen eilig davon, denn sie merkten nun wohl, mit wem sie es zu tun hatten. Der Pflüger aber zog mit seinen vier Schimmeln weiter und pflügt noch bis auf den heutigen Tag.

73. Eggender Geist.

Zwischen Sonnenberg und Sierße war früher eine große Hecke. Hinter ihr buken sich die jungen Burschen Sonnabends am Abend öfter Eierkuchen von gestohlenen Eiern in einer gestohlenen Pfanne. Dann hörten sie auf einmal einen eggen. Es war so, wie wenn eine Egge bei Frostwetter über harten Boden geschleift wird. Das war ein Geist, der im Grabe keine Ruhe hatte.

74. Meineidiger muß spuken.

Auf dem Wege von Querenhorst nach Sisbeck befindet sich eine tief liegende, trockene Wiese, die früher ein Teich war, der den Namen „Bunter Teich" führte. Unweit dieses ist ein Holz. In dieser Gegend irrt nachts brüllend ein Toter umher, der in seinem Leben einen Meineid geschworen hat und deshalb spuken muß. Die Vorübergehenden nimmt er auf seine Schultern und ruft: „Hoho, hierher!" Deshalb geht da abends keiner gerne lang.

75. Der spinnende Mann bei Rätzlingen.

In Rätzlingen im Drömling hat mal ein Mann einen Mord begangen. Zur Strafe dafür muß er ewig im Drömling sitzen und seine eigenen Kaldaunen (= Eingeweide) spinnen.

76. Das Zimmer des Vatermörders.

In Sangerhausen steht auf dem Marktplatz gegenüber der Sankt Jakobskirche ein großes Haus mit zwei schönen Linden vor der Tür. Zu der Zeit, als diese Linden gepflanzt wurden,



erschlug in dem obersten Eckzimmer dieses Hauses ein Sohn seinen Vater. Da ließ die Familie des Ermordeten das Zimmer zumauern, und es sollte fortan unbewohnt bleiben. Nun spukte es dauernd in dem Zimmer, und manchmal konnte man das Poltern bis in den Keller hinunter hören. Als später ein anderer Mann das Haus gekauft hatte, ließ er deshalb das Zimmer wieder aufmachen. Da sah er im Zimmer die Gestalt des Mörders auf und ab gehen, er ließ das Zimmer schleunigst wieder zumachen, damit der Geist darin gebannt blieb.

77. Der reuige Mörder.

Am Kreuzweg zwischen Geestgottberg und Wahrenberg hat einmal ein Mörder eine Frau und ihr Kind überfallen und totgeschlagen. Nun hängen in jeder Vollmondnacht die beiden Leichen am Wegweiser, und der Mörder, ein Schwert im Herzen und umgeben von höllischen Flammen, kniet davor in reuiger Stellung.

IV. Gespensterspuk.

78. Die Galgenmühle.

An der rechten Seite des Weges von Wanzleben nach Ampfurt stand früher die Meiersche Windmühle. Der Besitzer konnte nie einen Gesellen bekommen; denn die Gesellen, die eintraten, beschwerten sich schon am nächsten Tage darüber, daß es nachts in der Mühle nicht geheuer sei; es kämen Gerippe in die Mahlstube, und allenthalben lägen Schädel herum. Deshalb nannte man die Mühle allgemein „Galgenmühle". Als man die Mühle später abbrach und den Mühlberg abtrug, fand man hier tatsächlich Überreste von alten Knochen sowie Menschenschädel. Da sagten denn die ältesten Leute, daß sie sich erinnerten, daß ihnen ihre Urgroßeltern erzählt hätten, daß an jener Stelle der Galgen der Stadt Wanzleben gestanden habe.

79. Das Gespenst zu Schorstädt.

In Schorstädt in der Altmark hat sich vor Zeiten einmal ein sonderbarliches Gespenst herumgetrieben. Es hat ganz weiß ausgesehen und ist oft zu dritt gewesen, von verschiedener



Größe. Es hat sich hören lassen mit Poltern, es hat mit Steinen nach den Leuten geworfen, in die Speisen hat es Lehmklöße und Stücke von Ziegelsteinen hineingeworfen und die Würste aus der Speisekammer geholt und verzehrt. Die Steine, mit denen es geworfen, sind so heiß gewesen, als wenn sie eben aus dem Ofen gekommen wären. Oft hat es mit Ruten in den Stuben herumgepeitscht und mit Stecken um sich geschlagen. Dann hat es wieder Türen und Fenster aufgebrochen und Feuer unter die Betten und in die Stuben gelegt. Einer Magd hat es Blut unters Kinn gestrichen, ihr ein blutiges Tuch umgehangen und ihr befohlen, nach Stendal zu gehen und den Leuten zu sagen, sie sollten Buße tun, der jüngste Tag sei nicht weit. Ein anderes Mal hat das Gespenst den Leuten Brot und Käse zu essen gegeben, worunter Blutstropfen gewesen. Dann hat es wieder den Pfarrer des Dorfes zum Singen und Beten ermahnt und gesagt, wenn sich die Menschen nicht besserten, würden sie mit Feuer und Schwert bestraft werden.

Endlich ist das Gespenst verschwunden; man hat aber ungeachtet seiner Ermahnungen nicht anders geglaubt, als daß es der Teufel selbst gewesen; denn einmal hat man seine Spuren gesehen, und die waren wie von einem greulichen, großen Drachenwurm.

80. Das gefangene Gespenst.

Es war vor langen Jahren, als die nachfolgende Geschichte sich zutrug, und zwar in dem Dorfe Groß-Dahlum auf einem großen Hofe. In jener Zeit spukte es dort sehr viel, ein böser Geist suchte das Dorf oft heim. Einmal geschah es im Kuhstall. Die Kühe liefen jeden Morgen frei im Stalle umher. Die Leute wußten nicht, wie die Kühe los kamen. Da beschlossen sie aufzupassen. Um Mitternacht erschien eine große, weiß gekleidete Gestalt. Sie ging durch den Stall und schlug eine Kuh auf den Schenkel. Da liefen alle Kühe durcheinander im Stalle. Am andern Morgen erzählten die Knechte, was sie gesehen hatten, und beschlossen, das Gespenst gefangen zu nehmen. In der nächsten Nacht erschien es wieder. Die Knechte stürmten aus ihren Verstecken hervor und nahmen es gefangen. Am folgenden Tage wurde es in eine Kutsche gesetzt und nach dem Schlierstedter Lah



gefahren. Als nun die Kutsche nach einiger Zeit durch das Tal fuhr, fing sie an zu brennen. Hinter der jetzt noch stehenden Eiche hörte sie jedoch wieder auf zu brennen.

81. Der gespenstige Klopfer zu Weißenfels.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich in dem Hause eines Apothekers zu Weißenfels eine merkwürdige Geschichte zugetragen. Dort war ein junger Mann an einem hitzigen Fieber gestorben; als nun der Apotheker einige Tage später in seiner Stube sitzt — es war gegen 10 Uhr abends —, klopft es an die Tür. Die Magd öffnet — niemand ist draußen. Es dauert nicht lange, so klopft es noch einmal an, aber es war wieder niemand draußen. Da der Apotheker noch einen Mieter im Hause wohnen hatte, der viele Kinder hatte, dachte er, eins von den Kindern hätte sich einen Spaß gemacht, und geht zu seinem Mieter ins erste Stockwerk hoch, um sich zu beschweren. Der Mieter aber antwortete, er sehe ja selbst, die Kinder seien alle bei ihm in der Stube, sie wären nicht aus derselben herausgekommen. Indem sie noch darüber reden, klopft es plötzlich an die Türe des Mieters an. Sie öffnen sie, erblicken aber niemand. Nun gehen sie insgesamt in die Stube des Apothekers hinunter — da fängt es mittlerweile oben an des Mieters Tür an zu trommeln. Sie gehen wieder hinauf, da hört es sogleich auf zu trommeln, und sie sehen nicht das Geringste. Gleichzeitig aber fängt es unten an der Tür des Apothekers wieder an. Nun stürzen sie wieder hinunter, sehen aber nichts; statt dessen geht die Trommelei oben wieder los, außerdem fliegen Holzscheite die Treppe herunter, und es wird von oben herab Wasser gegossen. Nun holen sie einige Soldaten von der Wache. Einer von diesen geht mit entblößtem Degen die Treppe hinauf — da bekommt er eine derbe Maulschelle, sieht aber nichts. So hat der Lärm bis 12 Uhr nachts gedauert; gesehen hat aber niemand, wer der gespenstige Klopfer war.

82. Die gespenstigen Drescher.

Zwischen Salzwedel und Diesdorf liegt ein Landstrich, welcher der „Hansjochenwinkel“ heißt, weil dort die meisten Jungen auf den Namen Hans Joachim getauft werden. In dieser Gegend hat sich einmal folgendes ereignet:



Als es noch keine Dreschmaschinen gab, sondern das Getreide mit Dreschflegeln ausgedroschen wurde, hatte einmal ein Bauer mit seinen Knechten von früh morgens bis spät abends auf der Diele gedroschen. In der Nacht darauf um die Geisterstunde hörte man plötzlich von der Diele her das Geräusch von Dreschflegeln. Das waren gespenstige Drescher, die im Mondlicht gar greulich aussahen. Sie droschen richtig im Takt, genau so, wie es der Bauer und die Knechte am Tage gemacht hatten. Als nun die Leute zu ihnen gingen, um zu sehen, was das für ein Spuk war, hielten sie plötzlich mit Dreschen inne, drehten sich um, nahmen ihre Köpfe von den Schultern und warfen damit nach den Leuten. — Diese Geschichte hat mir einer erzählt, dessen Großvater sie selbst mit erlebt hat.

83. Der feurige Mann bei Brinnis.

Sekundaner Müller berichtet eine Spukgeschichte, die ihm seine Großmutter erzählt hat: Auf dem Weg zwischen Brinnis und Spröda sieht man nachts den „feurigen Mann". Einmal hat ihn jemand in Form zweier feuriger Säulen gesehen; diese drängten ihn immer weiter an den Rand des Weges, bis er in den Graben gefallen ist. Als er sich wieder hochrappelte, war die Erscheinung verschwunden.

84. Der Schimmelreiter im Lechlumer Holze.

Im Lechlumer Holze bei Wolfenbüttel reitet nachts von 12 bis 1 Uhr ein Ritter ohne Kopf auf einem mageren Schimmel. Ein Bursche erzählt, er sei einmal nachts durchs Lechlumer Holz gegangen; da erschien ihm, als er mitten im Walde war, nachts um 12 Uhr ein Mann, der sagte: „Es ist gut, daß ich wieder einmal einen Menschen zu sehen kriege." Da erschrak der Bursche heftig. Nun fragte der Mann: „Weißt du denn auch, wer ich bin?" Der Bursche, der ganz bleich war, sagte nichts. Da erzählte der Mann: „Als ich einmal auf der Straße ging, begegnete mir eine Frau; die sagte zu mir, ich sollte schnell mal nach dem Gerichte kommen. Als ich hinging, bekam ich eine Ohrfeige; die hatte mir der Henker gegeben, der hinter mir stand. Er sagte zu mir, ich sollte hingerichtet werden, und nannte das Verbrechen, das ich begangen hätte. Da sagte ich, daß ich unschuldig sei, und



wenn sie mich doch töteten, so würde ich jede Nacht von 12 bis 1 Uhr im Lechlumer Holze als Schimmelreiter spuken. Der Henker kehrte sich aber nicht daran, und nachdem der Richter nochmals gesagt hatte, ich sei schuldig, richtete mich der Henker hin."

Dem Burschen waren die Sinne vergangen; als er am nächsten Morgen wieder erwachte, lag er mitten im Holze.

85. Der Mann ohne Kopf.

Zwischen Wellen und Rodensleben spukt ein Mann ohne Kopf. Er geht nachts immer auf dem Weg hin und her. Bis jetzt hat er noch keinem etwas getan; man hat aber vorsichtshalber den Weg an dieser Stelle umgelegt, so daß er darum herumführt.

86. Der Sophienquell in Wanzleben.

Im Amtsgarten von Wanzleben entspringt der Sophienquell. Um das Brunnenhaus reitet jede Nacht ein Reiter ohne Kopf von 12 bis 1 Uhr immerzu herum. Wenn die Jungens im Winter den Hügel, auf dem das Brunnenhäuschen steht, hinunterrodeln, so nennen sie das den „Todesritt".

87. Der Glassarg und die Pelikantür.

Am Tore des Hauses des Rittergutsbesitzers Schäper zu Wanzleben ist eine Tür, über der in Stein gehauen ein Pelikan mit seiner Brut angebracht ist. Solange die Tür offen war, fanden die Knechte an jedem Morgen die Pferde und Kühe im Stelle los, trotzdem sie sie am Abend vorher gut angekettet hatten. Deshalb ist die Tür jetzt immer verschlossen.

Auf dem Boden des Hauses steht ein gläserner Sarg, auf dem eine Gipshand liegt; es soll die Hand eines Mannes namens Starke sein, den jedoch niemand mehr gekannt hat. Oft zeigt sich auf dem Boden auch eine weiße Dame.

88. Das verfluchte Gespenst.

In einem Steinbruch auf dem Wege nach Gebhardshagen — andere erzählten: in der alten Gipsgrube auf demselben Wege — lebt eine verfluchte Seele, die Frau eines Bauern, die ihren Mann durch ein gelockertes Brett in die Jauche-



grube fallen und dort ertrinken ließ. Einmal hat sie schon einem Knechte und dem Schweinehirten von der Domäne viel Geld angeboten, wenn er sie erlösen wolle. Die hatten aber beide Angst und liefen weg. Später war ein großer Erdrutsch an der Stelle, und das hängt wahrscheinlich mit dem Spuk zusammen. Der Spuk kann auch auf dem Wasser gehen, das auf dem Grunde des Steinbruchs steht. Die Füße bewegt er kaum, aber die Arme bewegt das Gespenst hin und her, wie grade der Wind geht.

89. Der Berggeist.

In den Kohlengruben bei Scherben in der Nähe von Halle zeigt sich oft ein Berggeist, der trägt große Stulpstiefel, gelbe lederne Hosen und Blechhandschuhe, an denen sich vorn spitzige Haken befinden, so daß, wenn er einem im Zorn eine Ohrfeige gibt, die Spuren davon ewig sichtbar bleiben.

90. Die Eisfrau von Ichstedt.

Der Schloßgarten hinter dem Schlosse von Ichstedt zieht sich den Berg hinauf; dort führt ein etwa mannshoher, schmaler Gang in den Berg hinein, der in einer Höhle endigt, die man das Eisloch nennt. Hier wohnt die Eisfrau; die Sonntagskinder haben sie öfter gesehen; ihr Haar ist silberweiß, ihr Gesicht bleich, ihr Gewand weiß wie Schnee; sie gibt keinen Laut von sich, nur das Klirren des Schlüsselbundes, das sie am Gürtel trägt, hört man, wenn sie sich naht. Mitternachts geht sie ein paar Schritte in der Richtung auf das Schloß zu; in dunklen Nächten zündet sie auf einem Baume ein Licht an. Ein silbergrauer Hase begleitet sie; man hat ihn schon oft im Schloßgarten gesehen; manche Leute haben ihn auch verfolgt, aber er entkam immer nach dem Eisloche, wo ihn die Eisfrau beschützt.

Neulich hat sich die Eisfrau auch bei Tage gezeigt. Ein fauler Knecht wollte an dem Eisloche vorüber gehen; da fühlte er plötzlich, wie er nach dem Eingange hingezogen wurde. Er kriegte mächtige Angst und wollte entfliehen; aber die Eisfrau stürzte ihn in das Eisloch, daß er einen Arm brach. Feldarbeiter, die ihn gesehen hatten, zogen ihn heraus.



In der Nähe des Eisloches hat die Eisfrau einen Brunnen, das Gründlingsloch genannt. Sie hat ihn gegraben, um Ichstedt vor Überschwemmungen zu schützen; wenn starker Gewitterregen ist, nimmt der Brunnen eine große Menge Wasser auf, und es verschwindet in der Erde. Wäre das nicht, hätte das Wasser schon oft Schaden in Ichstedt angerichtet.

91. Die weißen Gespenster.

Bei Parchau kommen abends, wenn es ganz dunkel ist, die weißen Menschen aus ihren Gräbern und lauern den durchreisenden Leuten auf; aber nur einzeln gehende Menschen kommen dabei in Gefahr. Ihnen tritt eine weiße Dame in den Weg und hindert sie am Weitergehen. Die meisten, die das erleben, erschrecken so, daß sie bald darauf sterben. Standhafte Männer aber haben sich schon öfters geholfen, indem sie einen Fluch über die Toten aussprachen oder, wenn das nicht half, zum lieben Gott beteten. Dann schickt Gott die Gespenster in ihre Gräber zurück.

Auch Stahl und Eisen hilft gegen den Spuk, ebenso Gegenstände, die daraus verfertigt sind, z. B. Pflugschar, Messer, Schwert, Säbel usw. So erzählt ein Soldat, er sei, als er Urlaub hatte und seine Frau besuchen wollte, nachts durch diesen Ort gekommen; da sah er eine weiße Frau, die ihm den Weg versperrte. Wollte er rechts gehen, stand das weiße Gespenst auch rechts; ging er links, stand es links. Wollte er vorwärts schreiten, stand ihm die Weiße vor den Füßen; drehte er sich um, war sie hinter ihm. Da nahm er voll Angst und Wut seinen Säbel, und im selben Augenblick war das Gespenst verschwunden.

92. Der Geistersteig.

In der Nähe von Riddagshausen liegt längs des kleinen Flüßchens, die Wabe genannt, ein Steg, auf dem ehedem ein Gespenst gegangen ist. Kam einer abends des Wegs, so mußte er's aufhocken und bis an eine gewisse Stelle tragen. Einmal hat nun ein kräftiger Kerl seinen Dorfbewohnern gesagt, er wolle sie von der Plage befreien, ist deshalb abends an den Steg gegangen, und richtig hat's sich an seine Schultern gehängt, daß er unter der Last beinah erlegen ist. Aber er



hat's durchgesetzt, ist bis an die Wabe gekommen, da, wo die Leute zu schöpfen pflegen, und ist mit dem Gespenste hineingesprungen. Da hat's einen Augenblick im Wasser ganz gewaltig gezischt und gekocht, und seit der Zeit ist auch keiner mehr von dem Gespenste belästigt worden. Aber den Mann hat man des andern Morgens am flachen Ufer des Flüßchens tot gefunden.

93. Die weiße Kutsche.

Der heilige Norbert hatte in seiner Jugend toll gelebt; später bekehrte er sich und wurde schließlich sogar Erzbischof von Magdeburg. Als er starb, wurde er heilig gesprochen, und seine Gebeine genossen große Verehrung. Am 1. Mai 1627 wurden seine Überreste — trotzdem er schon 1133 gestorben war — wieder ausgegraben und auf einem von sechs weißen Pferden gezogenen Wagen nach Prag überführt. Auch der Kutscher war weiß gekleidet, und ebenso war das Geschirr der Pferde und die Räder weiß. In der Nacht, bevor die Kutsche mit den Gebeinen nach Prag fuhr, haben verschiedene Bürger einen weißen Leichenzug gesehen, der vom Kloster Unserer Lieben Frauen über den Alten Markt gefahren ist. Später zeigte sich die weiße Kutsche in der Walpurgisnacht, und dann jedesmal, wenn Krieg, Krankheit oder dergleichen bevorstand, so daß man Norberts Kutsche als Unheilverkünderin ansah. Das letzte Mal ist sie am 30. April 1806 von zwei Bürgern gesehen worden; sie fuhr durch die Regierungsstraße, Tischlerbrücke, Schwibbogen nach dem Alten Markt; dort hielt sie still, als ob sie etwas an sich vorüber lassen wollte, und fuhr dann quer über den Breitenweg nach der Münzstraße, wo sie bei der Bank halt machte und dann verschwand. Bekanntlich wurde im Herbste desselben Jahres die Schlacht bei Jena verloren, und bald darauf Magdeburg von den Franzosen ohne Schwertstreich besetzt.

94. Die Geistermesse.

In Magdeburg hatten einst Fuhrknechte eine Zecherei veranstaltet. Gegen Mitternacht wurde das Bier alle, und sie schickten einen Jungen in die Schenke, daß er frisches Bier holen sollte. Der Junge mußte auf dem Wege zur Schenke am Friedhof vorbei. Da sah er plötzlich, wie alle die Leichen aus den Gräbern kamen; jede hatte ein Licht in der Hand



und begab sich in die Friedhofskapelle, die hell erleuchtet war und aus der Orgelspiel und Messegesang ertönte. Da erschrak der Junge gewaltig und lief zurück, um zu berichten, was er gesehen hatte. Da schickten die Fuhrknechte, die im Dienste eines Klosters standen, nach dem Vorsteher des Klosters und baten um seinen Beistand. Der schickte ihnen einen besonders frommen Mönch, und dieser begab sich nach dem Kirchhof, um die Geister zu beschwören. Aber als er hinkam, war nichts zu sehen; alles war stumm, die Lichter waren verloschen, und die Toten ruhten friedlich in ihren Gräbern.

95. Das Kind im roten Rock.

Es war einmal eine Bettelfrau, die mit ihrer Kiepe auf dem Rücken von Dorf zu Dorf zog. Eines Tages wollte sie nach Waddekath. Es war windiges und regnerisches Wetter und schon ziemlich dunkel, als sie in die Nähe der Dammborg kam. Dort sah sie mitten auf dem Wege ein kleines Kind sitzen, welches ein rotes Röckchen anhatte und mit Pferdeäpfeln spielte. Die Bettelfrau trat zu dem Kinde und fragte es: „Was machst du denn hier noch so spät bei dem schlechten Wetter?" Das Kind warf darauf sein Spielzeug fort, schwieg aber still. Da sagte die Frau: „Komm, liebes Kind, ich will dich zu Vater und Mutter bringen, die werden sich gewiß schon ängstigen." Mit diesen Worten faßte sie das rotröckige Kind an der Hand und ging mit ihm eine Strecke fort. Aber bald konnte das Kind vor Müdigkeit nicht weiter. Da setzte es die mitleidige Bettelfrau in ihre Kiepe. Allein zu ihrer Verwunderung wurde die Kiepe immer schwerer, je weiter sie ging. Sie konnte sie kaum noch tragen und seufzte und stöhnte unter ihrer Last. Mittlerweile war es auch so dunkel geworden, daß man keine Hand mehr vor Augen sehen konnte. Da sagte plötzlich das Kind in der Kiepe: „Mudder, goaht man drall to, wäi sind glieks to Hus. Kiek moal, wo de Lichter all schienen, doa mötten wäi hen!" Die Bettelfrau ging den Lichtern nach, die sich immer weiter entfernten, kam in einen Sumpf und patschte lange darin umher, bis sie in ein Loch trat und mit ihrer Kiepe lang hin fiel. Da huschte das Kind aus der Kiepe heraus und lief fort. Die Frau rappelte sich mit Mühe und Not wieder hoch und kam erst um Mitternacht ganz erschöpft nach Waddekath.



96. Das Männlein auf dem Rücken.

Als im März 1669 nach Torgau hin ein Seiler seines Wegs gewandelt, hat er einen Knaben auf dem Felde angetroffen, der spielend auf der Erde saß und ein Brett vor sich hatte. Wie nun der Seiler dieses beim Überschreiten verrückte, hat das Knäblein gesprochen: „Warum stoßt Ihr mir mein Brett fort? Mein Vater wird's Euch danken!" Der Seiler geht weiter, und nach hundert Schritten begegnet ihm ein klein Männlein mit grauem Bart und ziemlichem Alter, von ihm begehrend, daß er es tragen möge, weil es müde sei. Darüber lachte der Seiler; allein das Männlein springt auf seine Schultern, so daß er es huckepack ins nächste Dorf tragen muß. Nach zehn Tagen stirbt der Seiler. Als sein Sohn darüber kläglich jammert, kommt das kleine Bübchen zu ihm, mit dem Bericht, er solle sich zufrieden geben, es sei dem Vater sehr wohl geschehen. Weiter wolle er ihn nebst der Mutter bald nachholen; denn es würde eine schlimme Zeit kommen.

97. Die aufhockenden Tiere im Wendenlüg.

Das Wendenlüg ist eine große Wiesenfläche, die sich zwischen Osterburg und Storbeck erstreckt. Hier soll Albrecht der Bär die Wenden, die von einem gewissen Huder angeführt wurden, in einer mörderischen Schlacht völlig vernichtet haben. Noch jetzt kämpfen die Geister der Erschlagenen dort in der Luft, und zwar sogar am hellichten Tage. Ist's nun im Wendenlüg schon am Tage nicht richtig, so ist's in der Nacht erst recht schlimm, und es traut sich niemand, nach Einbruch der Dunkelheit dort lang zu gehen. Kommt doch mal einer aus Versehen nachts ins Wendenlüg, so hocken sich ihm die Geister der Erschlagenen in Gestalt von Tieren auf, werden immer und immer schwerer und verschwinden nicht eher wieder, bis er ans Ende des alten Schlachtfeldes gekommen ist.

98. Die Katze von Patzetz.

Von Rosenburg wanderte ein Müller um Mitternacht nach Hause, nach Patzetz, einen leeren Sack auf der Schulter. Mitten auf der Nienburger Straße klopft ihm einer auf die



Schulter — dreimal — erschreckt und bleich sieht er sich um — eine weiße Katze sitzt auf dem Sack, mit seinem Wurzelstock schlägt er sie auf die Nase, tot ist sie.

Aber? — was ist das! immer schwerer wird der Sack, immer schwerer, voll Furcht, voll Ärger schüttet er ihn aus auf den Weg. Am frühen Morgen — es läßt ihn keine Ruhe — steht er auf, untersucht den Sack, da an dem einen Zipfel glänzt es wie reines Gold, schnell, ohne ein Wort zu sagen, eilt er auf die Straße, aber nichts war zu finden.

99. Das feurige Kalb.

Nach der Erzählung meiner Tante soll vor etwa fünfzig Jahren in Gollmenz bei Krensitz ein feuriges Kalb sein Unwesen getrieben haben; es erschien regelmäßig um Mitternacht zum größten Schrecken der Einwohner. Deshalb mied man die Gasse, in der der Spuk erschien, zur Nachtzeit.

Es fand sich jedoch im Dorfe ein mutiger Mann, der es sich zur Aufgabe machte, dem Gespenste zu Leibe zu gehen. Zu diesem Zwecke bewaffnete er sich mit einem Gewehr und begab sich um Mitternacht in die betreffende Gasse. Tatsächlich erschien um 12 Uhr das feurige Kalb und stürzte sich auf den Mann. Dieser hob die Waffe und drückte ab. Sofort verschwand das Gespenst, und es ist seitdem nicht wieder erschienen. Der Mann ist jedoch auch nicht ohne Schaden davon gekommen. Von der Stunde an bekam er zur Strafe dauernd eine geschwollene Backe.

100. Der Welthund.

In Grasleben zeigte sich vor 50 Jahren auf der Pferdeweide der Welthund. Er unterstützte die Hirten beim Hüten des Viehs und begleitete die Vorübergehenden nach Hause. Niemanden tat er was, der ihn ungeschoren ließ. Wenn ihn aber einer schlug, legte er sich vor jede Tür, in die der Betreffende hineingehen wollte. Endlich kam er nach vieler Belästigung dadurch in ein Haus, daß er durchs Fenster einstieg.

V. Naturgeister.

101. Frau Holle.

Jedermann hat wohl von der Frau Holle gehört; wenn's schneit, schüttelt sie ihre Betten. In den zwölf Nächten von



Weihnachten bis zum Dreikönigstage spielt sie den Menschen gern einen Schabernak. Dann geht sie in die Spinnstuben, verwirrt das Gewebe und zerreißt die Fäden. Aber man darf nicht auf sie schimpfen oder Böses von ihr sprechen; denn sie hört alles und wird dann manchmal sehr unangenehm. Der Assessor Schulze in Halle — er ist nun auch schon tot — pflegte aus dem Fenster zu gucken, was für Wetter würde; und wenn es schneite, warf er sein Fenster zu und sagte: „Na, die hat's mal wieder ordentlich!" Das war sie schon gewohnt. Einmal aber rief er: „Himmel und Mohren! Ist denn die dumme alte Gans verrückt geworden? Die Hexe läßt einem ja gar nicht mehr zum Fenster raussehen!" Da ging Frau Holle in der nächsten Nacht in seinen Hühnerstall und drehte all' den schönen Hähnen und Fasanen die Hälse um, so daß sie am nächsten Morgen tot am Boden lagen und er sich so darüber ärgerte, daß er vor Wut acht Tage lang krank war.

Ich habe auch mal einen Denkzettel von Frau Holle bekommen, und das war so: Manchmal ist sie nämlich sichtbar und hat dann die Gestalt eines alten, grauen, gebückten Mütterchens, mit häßlichen Augen mit roten Rändern und einer furchtbaren Nase. Ich ging gerade zur Jagd, und da der Jäger glaubt, daß er kein Glück hat, wenn er als erstem Menschen einem alten Weibe begegnet, so fluchte ich mächtig, als ich die alte Hexe am Saaleufer traf. Kaum hatte ich aber den Fluch ausgestoßen, so hatte ich auch schon eine tüchtige Maulschelle weg, und als ich mich umsah, war niemand mehr da. Das war die Strafe, weil ich auf Frau Holle geschimpft hatte.

102. Frau Harkes Schweine.

Im Kreise Jerichow liegen zwischen den Ortschaften Schönfeld, Rehberg und Kamern die Hellberge. In diesen ist eine Schlucht, die den Namen Harkegrund führt. Daran knüpft sich folgende Sage:

Auf den Bergen bei Kamern hauste Frau Harke, eine Riesin. Sie war so groß, daß sie von dem Berge, in dem sie wohnte, gleich auf die Rehberger Berge treten konnte. In ihrer Höhle hatte Frau Harke ihr Wild, Hirsche, Rehe, Hasen und andere Tiere, die sie täglich auf die Weide trieb. Oft



vernahm man in der Dämmerung ihren Lockruf: „Pickel, Pickel!“ Einmal waren mehrere Hirten in jener Gegend auf den Dachsfang gezogen. Sie hatten bereits einen Dachs gefangen und in ihren Sack gesteckt, da hören sie unten im Berge eine Stimme, die ruft: „Quems, Quems!“ Antwortet eine andere Stimme: „Was fehlt dir?“ Entgegnet die erste wieder: „Die große, einäugige Sau!“ Da erinnerten sich die Hirten voll Schreck daran, daß der Dachs, den sie gefangen hatten, nur ein Auge hatte, und ließen ihn schleunigst laufen. Die Dachse nämlich sind Frau Harkes Schweine.

103. Irrlichter zeigen Stelle zur Kirche.

Als man die Kirche in Gandersheim bauen wollte, ist man lange unschlüssig gewesen über den Ort, wohin sie zu setzen sei; da sind eines Abends eine große Menge von Irrlichtern an einer Stelle erschienen, und das hat man für ein göttliches Zeichen gehalten und die Kirche an dieser Stelle erbaut.

104. Irrwisch gefangen.

Kommt einmal ein Mann nachts von der Mühle zurück nach Gieboldehausen, da tanzt immer ein Irrwisch vor ihm her; das sieht er eine Weile mit an und denkt endlich: den könntest du dir ja mitnehmen, dann brauchst du kein Licht mehr! Macht also den Sack, den er trägt, auf, und als der Irrwisch hineinhüpft, bindet er ihn schnell zu und geht damit heim. Als er nun zu Hause ankommt, erzählt er seiner Frau, daß er sich einen Irrwisch gefangen hätte und sie nun kein Licht mehr brauchten; indem bindet er den Sack auf, um ihr seinen Fund zu zeigen — da liegt ein Totenkopf drin. Der fing nun an, gewaltig im Hause herumzuspuken, so daß er endlich Gott dankte, als er ihn nur wieder im Sack hatte und eiligst mit ihm fortlief nach der Stelle, wo er ihn gefangen hatte. Dort ließ er ihn sogleich aus dem Sack, und in demselben Augenblick hörte er die Turmuhr eins schlagen; da rief der Irrwisch:

„Wenn't allewil nich schlögge eine,
Wollt' ik dî terbrêken Hals un Beine!“ —

und fort war er.



105. Die Wassergeister der Bode.

Die Botenfrau, die von Oschersleben nach Hordorf geht, hörte einmal, als sie an der Bode entlang ging, hinter sich ein Quieken im Wasser. Als sie sich umsah, bemerkte sie, daß auf dem Wasser etwas ganz Merkwürdiges schwamm, was sie gar nicht beschreiben konnte und noch nie gesehen hatte. Sie wollte das nun fangen, aber da warnten sie die Leute, die gerade des Weges kamen, und sagten ihr, sie sollte sich nicht daran kehren; das machten die Wassergeister der Bode, um Menschen zu verlocken, daß sie sich übers Wasser beugten; die zögen sie dann in die Flut hinab, daß sie ertränken.

Noch bis vor kurzem wurde zur Verhütung von Unglücksfällen in Oschersleben alljährlich ein Huhn in die Bode geworfen als Opfer für die Wassergeister.

106. Das rote Horn.

Magdeburgs schönster Park, einer der größten Deutschlands, trägt den Namen „Rotehorn". Dieser Name soll folgendermaßen entstanden sein:

In Magdeburg-Buckau stand früher eine Burg, die Ritter Willfried gehörte. Dieser jagte oft auf der großen Insel zwischen den beiden Elbarmen. Eines Tages sah er auf der Elbe einen kostbaren Nachen in Gestalt einer riesigen Muschel, in dem eine schöne Jungfrau saß. Diese winkte ihm zu, er stieg in das Fahrzeug und fuhr mit ihr nach der Stelle, wo sich die Elbe in zwei Arme teilt. Dort gingen sie in den Wald, und die Jungfrau setzte sich auf eine Moosbank, während sich der Ritter ihr zu Füßen niederließ. Jetzt sagte die Jungfrau zu ihm, sie sei Elwine, die Beherrscherin der Elbe; von Zeit zu Zeit nehme sie Menschengestalt an und erscheine auf der Oberfläche des Stromes. So plauderten sie, bis die Stunde des Abschieds schlug; da nahm Elwine ein rotes Horn, blies hinein, und der Muschelkahn erschien, um sie abzuholen. Noch oft trafen sich der Ritter und die Elbnixe, und schließlich fragte Willfried Elwine, ob sie seine Frau werden wollte. Elwine sagte ja unter der Bedingung, daß er niemals mißtrauisch gegen sie sein wolle; sonst müsse sie auf ewig von ihm scheiden.



Eines Tages sagte die Nixe zu dem Ritter, er dürfe morgen nicht kommen, da die Nixen aus der Saale, Unstrut und Elster zu ihr kämen. Der Ritter aber glaubte Elwinen nicht und legte sich am andern Tag auf die Lauer. Er sah aber, daß wirklich die andern Wasserfrauen gekommen waren. Gleichzeitig hatten diese ihn auch entdeckt; sie stießen einen gellenden Schrei aus, Willfried wurde von einem Lichtstrahl geblendet, und gleich darauf waren die Nixen verschwunden. Trostlos irrte der Ritter am Ufer umher; da sah er plötzlich das rote Horn seiner Geliebten liegen. Er nahm es und blies hinein; aber kein Ton kam heraus. Da wandte er sich traurig heimwärts. Später ließ er an der Stelle, wo er sich immer mit Elwine getroffen hatte, ein Haus bauen, über dessen Schwelle er das rote Horn anbringen ließ. Als er gestorben war, begrub man ihn seinem Wunsch gemäß neben dem Häuschen. Wunderbarerweise fand man seinen Grabhügel täglich mit frischen Blumen geschmückt; eines Tages aber war er eingesunken, und an seiner Stelle sprudelte eine Quelle hervor, die sogenannte Salzquelle.

Das Haus mit dem roten Horn ist jetzt verschwunden; nur der Name des Parks erinnert noch an die Begebenheit. Die Salzquelle floß bis zum Jahre 1914; da — wahrscheinlich infolge des Baues der neuen Südbrücke — hörte sie plötzlich auf zu quillen, statt ihrer floß aber eine neue stärkere Eisenquelle, vermischt mit Schwefel, aus der Erde. Heute ist das Wasser wieder weniger geworden und enthält keine Beimischungen mehr. In der Nähe der Quelle steht jetzt der Kaffeegarten „Zur Salzquelle", ein beliebter Ausflugsort der Magdeburger.

107. Die Elbjungfer.

Zu Magdeburg weiß man von der schönen Elbjungfer, die zuweilen aus dem Fluß heraufkam, um auf dem Fleischmarkt einzukaufen. Sie trug sich bürgerlich, stets rein und sauber, hatte einen Korb in der Hand und war von sittsamen Geberden. Man konnte sie in nichts von andere Mädchen unterscheiden, außer wer genau acht gab und es wußte: Der eine Zipfel ihrer feinen weißen Schürze war immer naß, zum Zeichen ihrer Abkunft aus dem Fluß.



Ein junger Fleischergesell verliebte sich in sie und ging ihr nach, bis er wußte, woher sie kam und wohin sie zurückkehrte. Endlich stieg er mit ins Wasser hinab. Einem Fischer, der dem Geliebten beistand und oben am Ufer wartete, hatte sie gesagt, wenn ein hölzerner Teller mit einem Apfel aus dem Strome hervorkomme, sei's gut, sonst aber nicht. Bald aber schoß ein roter Strahl herauf, ein Beweis, daß den Verwandten der Elbjungfer der Bräutigam mißfallen und sie ihn getötet.

108. Die beleidigte Nixe.

Ein Schäfer aus Wettin hatte sich in eine Nixe verliebt und wohnte lange Zeit mit ihr auf dem Grunde eines Sees. Da begann er sich nach seinen Verwandten und Freunden zu sehnen und bat seine Frau um die Erlaubnis, noch einmal auf die Erde zurückzukehren. Nachdem er ihr gelobt hatte, wieder in den See zu kommen, gestattete sie es ihm; doch schwur sie, sich schwer zu rächen, wenn er sein Wort bräche. Dem Schäfer aber gefiel es hier oben auf den grünen Wiesen und unter der lichten Sonne so wohl, daß er wieder seine Schafe zu hüten beschloß und nicht zu der Nixe zurückkehrte. Doch nahm er sich in acht, keinem Fluß, See oder Brunnen zu nahe zu kommen, und so konnte sich die Nixe lange nicht rächen. Eines Tages aber, als es sehr heiß war und er wieder seine Schafe hütete, konnte er sich vor Durst gar nicht retten; da sah er eine kleine Lache am Wege und eilte darauf zu. Hier, dachte er, kann sie dir nichts anhaben; und er bückte sich, um zu trinken. Doch kaum hatten seine Lippen das Wasser berührt, so fühlte er einen Druck im Genick und hörte ein heiseres Kichern, an dem er die Nixe erkannte. Diese drückte sein Gesicht so fest in die Lache, daß er darin ertrinken mußte, obgleich sie ganz flach war.

109. Der Nix bringt ein geraubtes Kind wieder.

Eine Bäuerin in Gutenberg setzte ihr Kind auf dem Felde ins Gras und ließ es allein, weil sie ihrer Arbeit nachgehen mußte. Als sie wiederkam, fand sie ein fremdes, sehr häßliches Kind an der Stelle des ihren und sah wohl, daß dies ein Nixkind war. Sie klagte dem Vogte des Gutes ihre Not, und der Vogt fragte sie, ob sie ihr Kind wieder haben wollte,



auch wenn es braun und blau geschlagen würde. Und da sie antwortete, sie wolle ihr Kind lieber tot wieder haben als ein Nixkind großziehen, begann der Vogt den Wechselbalg unbarmherzig mit der Hetzpeitsche zu hauen und tat dies eine lange Weile; dann gingen sie einige hundert Schritt von dem Kinde weg übers Feld, und als sie zurückkamen, lag das rechte Kind wieder da, doch war es am ganzen Leibe zerkniffen und zerzaust. Wenn nämlich der Nix ein Kind vertauscht hat, so tut er ihm alles an, was man seinem Kinde antut, schließlich gibt er's aber doch wieder heraus.

110. Der Nickelmann.

I.

Bei Hadmersleben waren einmal zwei Knaben an die Bode gegangen, um Wurzeln, die das Wasser freigespült hatte, abzuhauen, damit sie Holz zur Feuerung hätten. Wie sie dabei beschäftigt sind, taucht auf einmal die Wassernixe schnell wie der Blitz empor und setzt sich auf die Wiese ihnen gegenüber am andern Ufer und kämmt ihre schönen langen Haare; aber ebenso schnell, wie sie kam, ist sie auch wieder verschwunden. Die Knaben sind noch ganz verwundert über den Anblick und schicken sich eben an, wieder ans Werk zu gehen, da taucht plötzlich der Nickelmann empor und schnappt nach einem der Knaben, und ehe der andere noch schreien kann, ist er schon hinunter mit ihm in die Flut, und das Wasser schlägt über ihm wie ein Kreisel zusammen. Da läuft der andere schnell nach Hause, und die Eltern und gute Nachbarn kommen sogleich mit Stangen und Netzen, aber nirgends ist mehr eine Spur von dem Kinde, so daß sie endlich von dem fruchtlosen Suchen abstehn. Endlich, am dritten Tage, kam das Kind von selbst wieder zum Vorschein — wunderbarerweise war es am ganzen Leibe tief kornblumenblau.

II.

In Quedlinburg hat sich ehedem oft ein Nickelmann sehen lassen, der hat im übrigen ausgesehen wie ein Mensch, und nur das Besondere an ihm war, daß er brandrote Haare hatte. So hat man ihn oft in Quedlinburg auf den Markt kommen sehen, wo er seine Einkäufe machte. Einmal hat er



auch eine Kindermutter mit zu sich heruntergenommen, damit sie seiner Frau beistand, und hat sie nachher reich beschenkt wieder heraufgebracht.

111. Der Wechselbalg.

Bei Halberstadt hatte ein Bauer einen Kielkropf, das ist ein Wechselbalg, den böse Geister gegen das richtige Kind ausgetauscht hatten. Der aß unmäßig (mehr, als zehn andre Kinder) und stellte sich so an, daß es die Eltern verdroß. Da ward dem Bauern der Rat gegeben, er solle das Kind zur Wallfahrt gen Heckelstadt zur Jungfrau Maria geloben und daselbst weihen lassen. Diesem Rat folgte der Bauer, setzte es in eine Kiepe und trug es hin. Wie er aber über ein Wasser geht und gerade mitten auf der Brücke ist, ruft's unten im Wasser: „Kielkropf! Kielkropf!“ Da antwortet das Kind in der Kiepe, das niemals zuvor ein Wort geredet hatte: „Ho! Ho!“ Da war der Bauer sehr erschrocken. Darauf fragte der Teufel im Wasser ferner: „Wo willt du hin?“ Der Kielkropf oben antwortete:

„Ick well gen Heckelstadt
To unser leven Frugen (= lieben Frauen),
Mick laten wigen (= weihen),
Dat ik möge gedigen (= gedeihen).“

Wie der Bauer hörte, daß der Wechselbalg ordentlich reden konnte, ward er zornig und warf ihn samt der Kiepe ins Wasser. Da sind die zwei Teufel zusammengefahren, haben geschrien: „Ho, ho, ha!“, miteinander gespielt und sich überworfen und sind danach verschwunden.

112. Nixe kämpfen miteinander.

Ein Mann, der von Rothenburg nach Halle ging, traf unterwegs einen andern, den er am nassen Saume seines Kittels als einen Nix erkannte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Fremde erzählte, er sei der Nix von Rothenburg und habe dem von Giebichenstein seine Frau auf vierzehn Tage geborgt, damit sie ihm haushalte, weil die Nixe von Giebichenstein krank sei. Der Nix von Giebichenstein habe versprochen, ihm die Frau nach den vierzehn Tagen wiederzubringen; heute aber sei schon der sechzehnte Tag:



darum habe er sich aufgemacht, sie heimzuholen und dem Giebichensteiner zu zeigen, wie es denen ergehen müsse, die nicht Wort halten. Als der Nix in Giebichenstein von dem Bauer schied, sagte er ihm noch, er möge am Ufer acht geben, ob nicht bald ein Blutfleck oben auf dem Wasser erscheinen werde; das sei das Zeichen, daß einer von ihnen im Kampfe gefallen sei. Hierauf ging er über das Wasser bis mitten in die Saale und stieg dann hinab. Nach kurzer Zeit quoll helles Blut auf die Oberfläche des Wassers herauf; doch welcher von beiden getötet wurde, weiß man nicht.

115. Dosten und Dorant schützt vor dem Nickert.

(Vergleiche die Anmerkungen im Quellennachweis!)

Eine Hebamme aus Halle erzählt: Ein Ehemann war ausgegangen und hatte seine Frau als Kindbetterin zu Haus gelassen. Um Mitternacht kam ein Nickert vors Haus, nahm die Sprache ihres Mannes an und rief zum Gartenfenster hinein, sie solle heraus kommen, er habe ihr etwas Absonderliches zu zeigen. Dies schien der Frau wunderlich, und sie antwortete: „Komm du doch herein! Aufzustehen mitten in der Nacht schickt sich für mich nicht. Du weißt ja, wo der Schlüssel liegt, draußen im Loch über der Haustür.“ „Das weiß ich wohl, du mußt aber herausgehen“ — so plagte er sie so lange mit Worten, bis sie sich zuletzt aufmachte und in den Garten trat. Das Gespenst ging aber vor ihr her und immer tiefer hinab; sie folgte hinab bis zur Saale, die dort vorbeifloß. Mittlerweile sprach der Nickert:

„Heb' auf dein Gewand,
Daß du nicht fallst in Dosten und Dorant.“

Diese Kräuter wuchsen eben viel im Garten. Indem aber erblickte sie das Wasser und ließ sich mit Absicht ins Kraut fallen — augenblicklich verschwand der Nickert, der ihr nun nichts mehr anhaben konnte. Nach Mitternacht kehrte der Ehemann heim, fand Tür und Stube offen, die Kindermutter nicht im Bett, hub an erbärmlich zu rufen, bis er leise ihre Stimme im Garten vernahm und er sie aus dem Kraut wieder ins Zimmer brachte. Die jungen Mütter halten deshalb viel auf die Kräuter Dosten und Dorant und legen sie allenthalben in Betten, Wiegen und Keller, tragen es an sich und lassen andere es bei sich stecken.



Einmal soll auch eine Kindmutter um Mittag in den Keller gegangen sein, Bier abzulassen. Da fing ein Gespenst drinnen an und sprach:

„Hättest du bei dir nicht Dosten,
Wollt' ich dir das Bier helfen kosten."

Es konnte der Frau aber nichts antun.

114. Selber jedan.

In der Nähe des Dorfes Grütz wollte sich einmal ein Fischer ein Gericht Fische fangen. Als er genug geangelt hatte, machte er sich ein Feuer an, um sie zu braten. Da kommt auf einmal — es war so um die Schummerzeit — ein Wassernix aus der Havel zu ihm aufs Schiff. Das war ein ganz kleines Kerlchen, so groß wie ein Hähnchen; er hatte eine rote Kappe auf, stellte sich neben den Schiffer und fragte ihn, wie er heiße. „Wo ik heeten doo?" sagte der Schiffer, „ik heete Selberjedan, wenn de 't weeten wist!" „Na, Selberjedan," sagte der Nix und konnte kaum reden, weil er das ganze Maul voll Padden (= Frösche) hatte, „Selberjedan, ik bedrippe di." „Dat saste mol doon," sagte der Schiffer, „denn nehm' ik en Stock un schla di domet öbbern Rüggen, dat de janz krumm un scheef warn sast." Aber der Nix kehrte sich nicht daran und sagte noch einmal: „Ik bedrippe di," und ehe der Schiffer es sich versah, spie er ihm alle Padden in die Pfanne. Da nahm der Schiffer seinen Stock und schlug auf den Wassernix los, daß er gottsjämmerlich zu schreien anfing und alle Wassergeister ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn fragten, wer ihm denn was getan habe, daß er so schreie. Da rief der Wassernix: „Selberjedan! Selberjedan!" Als das die andern hörten, sagten sie: „Wenn du es selber getan hast, so ist dir nicht zu helfen," und damit tauchten sie wieder unter. Da sprang auch der geschlagene Wassernix wieder in die Havel; er hat aber keinen Schiffer wieder „bedrippt".

115. Der Brotkuchen.

Bei Dreileben liegt der Hochberg. In dem wohnen Zwerge. Als ein Bauer einmal dort pflügte, hörte er ein Geräusch, als ob gebacken würde, und es roch schön nach frischem Backwerk. Da rief er: „Mik ook eenen Brotkauken!" Als er beim



Pflügen wieder an dieselbe Stelle kam, hatten ihm die Zwerge tatsächlich einen Brotkuchen nebst einem Krug Bier hingestellt.

116. Die Zwerge bei Hitzacker.

In den Bergen um Hitzacker wohnten früher Zwerge. Wenn die Bürger brauen wollten, so liehen die Zwerge ihnen eine Braupfanne; man brauchte bloß einen Dienstboten oder ein Kind nach dem Berge schicken, welche im Namen dessen, der die Pfanne brauchte, einen Gruß vermeldeten mit der Bitte, gedachtes Gerät auf ein paar Tage zu leihen. Hierauf nun sei der Bote wieder zurückgegangen, und am folgenden Morgen oder bald danach hat man das Verlangte am Berge stehend gefunden.

Wenn man nun solches gebraucht, hat man es wieder an die vorige Stelle gebracht, auch einen Krug frisch Bier mit einem frischen Brote dahin gesetzt, nebst einer Danksagung im Namen des Hauswirts und der Wirtin. Die unterirdischen Zwerge haben dann solches geliehene Geschirr wieder in den Berg genommen, jedoch ganz unvermerkt, so daß kein Mensch erfahren können, wie es damit zugegangen.

Als einstmalen ein Handwerksbursche vorüber gegangen, hat er die Pfanne nebst Bier und Brot allda, ehe die Zwerge sie abgeholt, gefunden, und weil er vor Hunger und Durst ganz ermattet, sich daran erquickt; hat sich dann aber sehr undankbar und unverschämt erzeigt und die Pfanne verunreinigt, weshalb man denn auch nach der Zeit nie wieder eine Pfanne bekommen, den Bürgern vielmehr Schaden zugefügt und ihnen von den Unterirdischen das Bier in den Kellern ausgeschöpft wurde.

117. Die nackten Männchen.

In Bonese in der Altmark war einmal ein alter Schäfer. Der hatte 96 Schafe; darüber durfte er nicht halten. Wenn er die Schafe morgens auf die Weide führte, fiel ihm auf, daß die Tiere nie hungrig waren und nicht fraßen. Daraufhin untersuchte der Schäfer den Stall und bemerkte, daß im Fußboden eine kleine Öffnung war, in die er gerade noch zwei kleine, nackte Männlein verschwinden sah. Weil die Kerlchen nackt waren, besorgte er zwei kleine, rote Anzüge



und legte sie in den Stall. Am andern Tage waren die Anzüge verschwunden, und die kleinen Kerle kamen auch nie wieder. Seit dieser Zeit fraßen die Schafe auf der Weide tüchtig.

118. Der dankbare Zwerg.

Bei Kästorf wohnten ehemals Zwerge. Zu einer Zeit bemerkte ein Bauer, daß ihm von seinem Felde öfters Erbsen gestohlen wurden. Er konnte den Dieb nicht entdecken, bis er eines Tages in der Furche am Felde entlang eine ganze Reihe kleiner Männlein bemerkte, die alle eifrig bemüht waren, Erbsen abzupflücken. Da schlug der Bauer mit seinem Stock auf die Zwerge ein, und im Nu waren sie verschwunden. Nur einer, dem er den Hut vom Kopfe geschlagen und weggenommen hatte, konnte nicht fort. Das kleine Männchen bat ihn flehentlich, er möchte doch barmherzig sein und ihm den Hut zurückgeben, er wolle ihm auch am andern Tage ein ganzes Fuder Geld dafür geben. Da gab ihm der Bauer das Hütchen zurück, und der Zwerg verschwand. Andern Tags fuhr der Bauer mit dem Wagen hinaus. Als er aber an seinen Erbsenacker kam, lag dort kein Geld, sondern ein großer Haufen gelben Sandes. Da wurde der Bauer ärgerlich und rief: „So hat der Wicht mich doch betrogen, der Taugenichts!“ Doch wollte er nicht für umsonst hinausgefahren sein und beschloß, von dem Sande wenigstens etwas zum Streuen mitzunehmen. Er lud also einige Schaufeln voll auf und fuhr verdrießlich nach Hause. Als er hier ankam, war der Sand lauter Gold geworden. Schnell fuhr er wieder zurück, um noch mehr zu holen; aber nun war der Haufe verschwunden.

119. Der Wechselbalg.

Früher, wenn in Bodenstein ein Kind geboren war, steckten die Eltern ein Licht an, und das brannte die ganze Nacht bis zum andern Morgen. So tat man die ersten sechs Wochen hindurch. Unser Vater sagte immer, wer kein Licht habe, dem holten die Zwerge das Kind aus der Wiege und legten dafür einen der ihrigen hinein.

Einmal wurde einem jungen Ehepaare, das kein Licht angesteckt hatte, das Kind vertauscht. Es sah aus wie ein alter Mensch und wuchs und wuchs nicht, trotzdem es gierig



die Brust nahm. Das ging wohl so an die zehn Jahre lang. Da kam eines Tages ein altes Weib, das um Unterstützung bettelte, und fragte den Vater, weshalb er so bekümmert sei. Da klagte der Mann sein Leid und zeigte der fremden Frau das Kind. Diese sah es genau an, stellte fest, daß es ein Wechselbalg war und riet dem Vater, einmal eine seltsame Handlung vorzunehmen; dann würde es sich offenbaren.

Am andern Tage nun richteten die Eltern einen Eidopp (= halbe Eierschale) zu einem Büketubben zu, setzten diesen vor das Kind, auf den Feuerherd, legten kleine Zeugfetzen hinein und fingen an, die Lauge aufzugießen. (Früher wurde die Wäsche gebükt, d. h. mit Buchenasche gekocht.) Da richtete sich das Kind auf und sprach in knarrendem Tone:

„Ek bin so olt
As de Böhmerwold,
Achtmal ehacket un achtmal ekollt,
Un hebbe noch nich ehürt,
Dat im Eidopp ebäuket wird."

Damit hatte sich der Wechselbalg verraten; nun prügelte ihn der Mann unbarmherzig, und auf sein Geschrei kamen seine Genossen und versprachen, das richtige Kind wiederzubringen. Das haben sie denn am nächsten Tage auch getan und den Wechselbalg mitgenommen.

120. Der Zwerg in der Hüneburg.

Über dem Dorfe Wimmelburg bei Eisleben erhebt sich ein mit Buschwerk bedeckter Berg, durch den jetzt die Eisenbahn geht. Er heißt die Hüneburg, und man erzählt von ihm:

In alter Zeit stand dort eine Raubburg, deren Besatzung die Vorüberziehenden ausplünderte und oft sogar tot schlug. Auf dem Wartturme saß stets ein Wächter, der umherspähen und den Räubern die Gelegenheit zum Überfalle verkünden mußte.

Einst kam ein Bettelmönch auf die Burg und bat um ein Nachtquartier; die Burgleute aber wiesen ihn mit groben Worten ab. Da schalt der Mönch über ihr wüstes Treiben; deshalb ergriffen sie ihn und schlugen ihn tot. Ehe er sein Leben aushauchte, erhob er drohend die Rechte und verfluchte die Burg, die alsbald in den Berg versank. Der Wächter aber, der der schlimmste gewesen war, mußte zur



Strafe ruhelos umherirren. Er sollte erst dann erlöst werden, wenn ihn ein tugendhaftes Mädchen unaufgefordert geküßt hätte.

Seitdem konnte man den verwünschten Burgwart in den benachbarten Orten oftmals bemerken. Seine Wohnung war in der versunkenen Burg, aus der er in der Gestalt eines Zwerges häufig an der Oberwelt erschien und sich, um erlöst zu werden, oft unter die Menschen mischte, besonders bei Hochzeiten und ähnlichen fröhlichen Gelegenheiten.

Einst blieb ein Bergmann, der eben erst geheiratet hatte, ungewöhnlich lange aus. Seine Schicht war längst fertig, und noch war er nicht zu Hause. Da geriet seine junge Frau in große Angst. Da kam die kleine Schwester des Bergmanns, ein unschuldiges junges Mädchen, auf den Gedanken, den verwünschten Zwerg, der sich ja auch auf der Hochzeit ihres Bruders gezeigt hatte, zu Hilfe zu rufen. Sie lief auf die Hüneburg und rief nach ihm. Sofort erschien er auch, und als er gehört hatte, um was es sich handelte, versah er sich mit Speise und stieg in den Schacht, in dem der Bergmann arbeitete. Bald fand er den Unglücklichen halb verschüttet und fast erdrückt von der Last des Gesteins, das auf ihn herabgestürzt war. Eifrig arbeitete er an der Befreiung des Mannes, und schließlich gelang es ihm, ihn zutage zu fördern. Da fiel die Schwester des Bergmanns in dankbarer Freude dem Zwerg um den Hals und küßte ihn.

Nun war der Verwünschte von dem Fluch erlöst. Er dankte dem guten Mädchen, nahm sie mit sich hinab in die Hüneburg, zeigte ihr das versunkene Schloß, beschenkte sie reichlich mit allerhand Kostbarkeiten und führte sie dann wieder auf die Oberwelt zurück.

Seitdem hat man nie wieder etwas von ihm gesehen.

121. Der Auszug der Zwerge.

Wo Oker und Aller zusammenfließen, da liegt in der fahlen Heide der Wohlenberg. In ihm haben vor Zeiten die Zwerge gehaust. Wie sie von dort ausgezogen sind, berichtete der alte Dietrich Thöne aus Hillerse:

Wenn die Bauern in der Nähe des Wohlenberges gepflügt haben, sind die Frauen mittags zu ihnen gekommen und haben ihnen das Essen, gewöhnlich Erbsen mit Speck, in



Henkeltöpfen gebracht, die sie am Wohlenberge niedersetzten. Da lauerten die Zwerge darauf, verzehrten das Essen und besudelten noch obendrein die Töpfe, so daß die Bauern, wenn sie essen wollten, statt des Essens nur Kot fanden.

Das ist eine Zeitlang so gegangen. Da baute man in Leiferde eine Kirche, und als die Glocken an zu läuten fingen, konnten die Zwerge das nicht ertragen, und sie sind schnell in die Gegend nach Volkse zu abgezogen. Dort aber ist keine Brücke über die Oker, und so konnten sie nicht auf die andere Seite gelangen. Endlich fand sich ein Schiffer, und den fragte der Zwergkönig, ob er ihn und seine Zwerge überfahren, und ob er kopfweise bezahlt oder einen Hut voll Zweipfennigstücke haben wollte. Einen Hut voll Zweipfennigstücke, sagte der Schiffer, und am andern Morgen sollte die Überfahrt stattfinden.

Am andern Morgen erschien denn auch der Zwergkönig, und der Schiffer meinte, er sei allein; denn die Zwerge, die bei ihm waren, konnte er nicht sehen. Er hat sie aber übergesetzt, und das dauerte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wobei der Kahn immer so voll war, daß er bis zum Rande ins Wasser einsank. „Jetzt sind wir alle hinüber," sagte der Zwergkönig und fragte den Schiffer, ob er einmal sehen wolle, wieviel Zwerge er übergesetzt hätte. Damit nahm er seinen Hut ab und setzte ihn dem Schiffer auf. Nun konnte der Schiffer sehen, wie auf dem andern Okerufer Tausende und Abertausende von Zwergen standen, die er alle übergesetzt hatte. Als dann der Zwergkönig seinen Hut wieder zurücknahm, konnte der Schiffer keine Zwerge mehr sehen. Die waren fortgezogen.

122. Kobolde.

I.

Als man in Steuden ein Haus baute, fand man eine eiserne Lade, und wie man sie aufmachte, sprang ein kleines, rotes Männchen heraus, welches fröhlich im Kreise umher tanzte und immerfort rief: „Nun bin ich erlöst! Nun bin ich erlöst!" Und es erzählte, es sei ein Kobold und vor vielen hundert Jahren in diese Lade verwünscht worden; und wenn das neue Haus fertig sei, wolle es darin wohnen. Als nun das Haus gebaut war, kam das Männchen alle Nacht, machte



das Vieh im Stalle los und trieb es auf dem Hofe umher, sprang die Treppen im Hause auf und ab und lärmte so viel, daß bald niemand mehr im Hause wohnen wollte.

II.

Ein Bauer in Gutenberg hatte einen Kobold zu seinem Dienste gezwungen, so daß er ihm täglich Speisen, Geld und was er sonst brauchte, zutragen mußte. Wenn er mit einer Bürde in die Tür trat, rief ihm der Bauer jedesmal zu: „Lad ab und hol mehr!“ und wenn auch oft dem Kobold vor Anstrengung der helle Schweiß übers Gesicht lief, so mußte er sich doch gleich wieder aufmachen. Eines Tages brachte er einen großen Sack voll Dukaten; da rief der Bauer: „Lad ab und rast aus! Das ist genug für heut und morgen.“ „So ist es auch für immer genug,“ sagte der Kobold und lachte. Und von da ab tat der Kobold nichts mehr; er machte sich aber im Hause breit, und der Bauer mußte mit ihm die Stube teilen.

III.

Will man einen Kobold beschwören, so braucht man nur, wenn man ihn durch die Luft ziehen sieht, das Innere der Mütze nach außen zu kehren; dann muß er herabkommen und tun, was man von ihm fordert. Das wußte ein Bauer in Gutenberg und beschwur auf diese Weise einen Kobold zu sich, der mit Mehl, Reis, Kaffee, Zucker und dergleichen schwer beladen hoch über ihm hinflog. Als der Kobold vor ihm stand, bat er den Bauern freundlich, er möchte ihn doch frei lassen. „Ich habe einem Mädchen viele Jahre gedient,“ sagte er, „und morgen hält sie Hochzeit und hat mir versprochen, wenn ich alles, was sie zum Hochzeitsschmause braucht, richtig bringe, will sie am Abend mit mir tanzen, und das möcht' ich so gern. Und wenn du mich frei läßt, sollst du mit zum Hochzeitsschmaus und Tanz geladen werden; du mußt nur abends hinkommen und durchs Fenster sehen.“ Das ließ sich der Bauer gefallen; er drehte seine Mütze wieder zurecht, und alsbald flog der Kobold davon. Am andern Morgen machte sich denn der Bauer auf und wanderte nach dem Dorfe, in dem die Hochzeit war; als es Abend wurde, kam er an, und er stellte sich an ein Fenster des Zimmers, in dem die Brautleute mit vielen Gästen ver=



sammelt waren. Und er sah, wie der Kobold in einem langen, weiten, grünen Gewande mit der Braut den Vortanz machte, und wenn sie bei dem Fenster vorbei walzten, klopfte er jedesmal leise an die Scheiben. Als der erste Tanz vorüber war, sah der Bauer, daß der Kobold heimlich mit dem Brautvater sprach, und sogleich kam dieser heraus und führte den Bauer mit vielen Ehren in das Zimmer und gab ihm einen guten Platz am Tische. Und so hielt der Bauer eine reiche Mahlzeit und tanzte mit bis zum lichten Morgen.

123. Der Giemk.

In Poritz glaubt man an den Giemk. Das ist ein Hausgeist, der den Menschen Schätze zuträgt. Manchmal erscheint er in Teufelsgestalt, manchmal als Tier und manchmal als roter Junge.

In Kalbe an der Milde lebte einmal ein armer Mann mit einer zahlreichen Familie. Als in einem Winter, als die Not besonders groß war, das tägliche Brot für die Kinder mangelte, sprach der Mann eines Abends zu seiner Frau: „Ich wollte, der Giemk käme zu uns und brächte uns Geld!“ Kaum hatte der Mann diese Worte ausgesprochen, so tat sich auch schon die Stubentür auf, und herein trat der dienstbereite Giemk und brachte ihnen einen Sack voll Geld. Darüber herrschte große Freude in der Familie. Aber als dann zu bestimmten Zeiten das kleine Rotmännchen an den folgenden Abenden wiederkam und Schätze über Schätze in der ärmlichen Stube ablud, bekamen Mann und Frau schließlich doch große Angst, und es war ihnen leid, daß sie die Hilfe des Giemk angerufen hatten. Da gingen sie zum Oberprediger und fragten ihn um Rat, was sie tun sollten, um den Giemk wieder los zu werden; denn in Wirklichkeit ist es der Teufel, der die Seele haben will. Der geistliche Herr versprach ihnen, selber für sie zu sorgen; das Geld sollten sie in die Milde schütten. Das taten die Leute denn auch, und von da ab ließ sich der Giemk nicht wieder in der Behausung der armen Leute sehen.

124. Der Käfer.

In Wettin fragten drei Reisende den Gastwirt beim Abschied im Scherz, ob sie ihm etwas mitbringen sollten. „Ja,“ sprach er, „bringt mir Hänschen mit; dann werd' ich



sehr reich werden." Da kauften sie eine Schachtel mit Zuckerwerk, aßen es heraus und setzten einen großen Käfer hinein, legten acht Groschen dazu und brachten die Schachtel dem Wirte. „In der Schachtel ist Hänschen," sagten sie; „doch dürft ihr sie in den nächsten zwei Tagen nicht aufmachen." Mit Mühe bezwang der Wirt zwei Tage lang seine Neugier, und als er die Schachtel am dritten Tage öffnete, fand er acht Groschen bei dem Käfer, und am vierten Tage wieder acht Groschen, und er sagte zu seiner Frau: „Sieh, nun hab' ich schon sechzehn Groschen." Und so ging es fort; der Wirt wurde ein reicher Mann und baute, wo sein kleines Gasthaus gestanden hatte, ein prächtiges Haus. Da kehrten einst jene drei Reisenden wieder bei ihm ein, und er bedankte sich, daß sie ihm Hänschen gebracht hatten. Doch wie die drei einmal unter dem Tore des Gasthofs standen, brach das Tor zusammen und verschüttete sie, und von der Stunde an war Hänschen verschwunden.

125. Das Kellermännlein.

Im Jahre 1665 trug sich zu Lützen folgendes zu: In einem Hause lief ein klein Männlein aus dem Keller hervor und sprengte vor dem Haus Wasser. Lief darauf wieder stillschweigends nach dem Keller, aber die Magd, die zugegen war, fürchtete sich, fiel auf ihre Kniee und betete einen Psalm. Da fiel das Männlein sogleich mit ihr nieder, betete so lange wie die Magd. Bald darauf kam Feuersbrunst im Städtlein aus, und mehrere neuerbaute Häuser wurden in Asche gelegt, selbes Haus aber blieb unverletzt übrig. Auch soll nach solchem Begebnis das Männchen noch einmal erschienen sein und gesprengt haben, allein es erfolgte am selbigen Orte nichts darauf.

VI. Sagen auf religiöser Grundlage heidnischer und christlicher Zeit.

126. Die Göttin Lohra.

Zwischen Bleicherode und Werther lag früher das Schloß Lohra. Das war eigentlich ein Heiligtum der heidnischen Göttin Lohra, welche die Göttin der Ehe war. Sie beschützte treue Liebe und bestrafte Verrat und Untreue.



Einmal lebten dort zwei Brüder, deren Gesinnung grundverschieden war. Das kam besonders bei ihrer Verlobung zum Ausdruck. Der ältere wollte nur ein reiches Mädchen haben, während der jüngere sagte, das Geld sei Nebensache, die Hauptsache sei, daß seine Braut gut und tüchtig wäre. Demzufolge hatte er sich auch ein braves Mädchen gewählt, daß aber so blutarm war, daß sie kein Hemd auf dem Leibe hatte. Einst ging der jüngere Bruder im Walde am Lohraberge spazieren, da entdeckte er eine Felsspalte, die er vorher noch nie gesehen hatte. Davor saß ein Zwerg; der winkte ihm und führte ihn durch einen Gang in einen schönen Garten, in dem die Göttin Lohra saß. Diese sagte zu ihm: „Da du aufrichtig und treu liebst, will ich dir und deiner Braut helfen. Nimm diese Blume und hebe sie sorgfältig auf; solange du sie hast, wirst du eine glückliche Ehe führen. Außerdem kannst du dir die Taschen mit den Früchten des Gartens vollstecken.“ Das tat der junge Mann, und als er danach schnell zu seiner Geliebten eilte, um ihr das Geschehene zu erzählen, hatten sich die Früchte in eitel Gold und Silber verwandelt. Nun konnten die Liebenden die Ehe schließen, und sie kauften sich ein schönes Besitztum, das sie bewirtschafteten.

Als der ältere Bruder das sah, ließ ihn der Neid nicht schlafen. Er hatte einem alten, häßlichen, zanksüchtigen Weibe die Ehe versprochen; nun dachte er, wenn er auch soviel Gold von der Göttin bekäme, brauchte er das Geld dieser Frau nicht mehr und könnte sich ein schönes junges Mädchen nehmen, auch wenn es arm war.

Er ließ sich also von seinem Bruder die Felsenspalte zeigen und ging hinein. Kaum aber war er in den Garten der Göttin gelangt, so rief ihm Lohra entgegen: „Wie kannst du es wagen, vor mir zu erscheinen? Du benutzt ja bloß die Liebe, um deine Geldgier zu befriedigen! Außerdem durchschaue ich deine Gedanken; denkst du denn, ich weiß nicht, daß du schon einer Frau die Ehe versprochen hast?“ Damit gab sie ihren Zwergen einen Wink, und diese packten und kniffen und schlugen den Mann und stießen ihn schließlich aus der Höhle, die sich mit donnerähnlichem Krachen hinter ihm zutat.



Ganz erschöpft langte der Enttäuschte zu Hause an und war mehrere Wochen schwer krank. Und als er endlich wieder gesund geworden war, sah er sich genötigt, seiner alten, häßlichen Braut sein Wort zu halten. Die Hochzeit wurde zwar mit großem Prunk gefeiert, allein die Ehe war sehr unglücklich; denn da beide Teile geizig und geldgierig waren, zankten sie sich den ganzen Tag und warfen sich gegenseitig jeden Pfennig vor, den der andere ausgab. Schließlich schwand trotz ihres Geizes ihr Geld dahin, und sie endeten noch in bitterer Armut, während der jüngere Bruder mit seiner Frau in Zufriedenheit und Glück lebte.

127. Hast du geholfen jagen, Mußt du auch helfen nagen.

Als einer mal in Magdeburg den wilden Jäger durch die Luft brausen hörte, fragte er im Spaß, ob er mitjagen könnte. Da rief der wilde Jäger: „Ja!" Und gleich kam auch ein feuriges Roß aus der Luft herunter, hielt vor dem Mann und jagte mit ihm, als er aufgestiegen war, davon. Am andern Morgen setzte es den Mann wieder ab, und der wilde Jäger schenkte ihm als Jagdanteil eine Pferdekeule. Da sagte der Mann, er danke dafür; aber der wilde Jäger lachte laut und rief:

„Hast du geholfen jagen,
Mußt du auch helfen nagen."

Damit verschwand er. Der Mann warf die Pferdekeule weg, aber sie kam immer wieder; wo er ging und stand, tanzte sie um ihn herum. Da ging er in seiner Angst zum Pastor. Dieser schalt ihn wegen seines Fürwitzes; dann bannte er die Pferdekeule in den Glockenstuhl des Domturmes. Da war sie am nächsten Tage verschwunden.

128. Hakelberg.

I.

Die Dumburg im Hakel gehörte früher den Herren von Hakelberg. Der eine von ihnen, Bohrmund, war ein roher und wüster Gesell, der sich einen Spaß daraus machte, auf seinem schnellen Pferde nicht nur das Wild, sondern auch Menschen zu Tode zu hetzen. Deshalb fand er nach seinem Tode keine Ruhe; er war verdammt, immer hinter einem



Hirsche hinterher zu jagen, den er aber niemals einholen konnte. Manche Menschen haben ihn schon so gesehen. So zum Beispiel ein Schäfer aus Gröningen. Der lag einst in seinem Schäferkarren neben der Herde. Da, zur Mitternachtszeit, wurde es im Hakelwalde lebendig. Wildes Hallohgeschrei erhob sich, Rossegewieher und Hundegebell wurde laut, und dazwischen klang der Ton des Waldhorns. Ein Edelhirsch brach aus dem Walde hervor und floh dicht an der Herde vorbei in der Richtung nach dem Harze zu. Die Herde fuhr erschreckt in die Höhe und drängte sich an den Karren. Der Schäfer trat hinaus und trieb durch lautes Geschrei den Hirsch in eine andere Richtung. Eben wollte er wieder in den Karren gehen, da hörte er die wilde Jagd hinter dem Hirsch herbrausen und sah ganz deutlich, wie vorne weg Bohrmund ritt. Übermütig rief der Schäfer ihm zu: „Glück auf, Hakelberg!" Doch kaum war sein Ruf verklungen, so antwortete ihm Bohrmund mit Donnerstimme: „Hier, nimm den Lohn für deine Hilfe!" Im selben Augenblick flog ein Pferdeschenkel krachend gegen die Tür des Karrens und versperrte sie. Vergeblich bemühte sich der geängstigte Schäfer, den Schenkel fortzubringen; erst mit dem Hahnenschrei verschwand der Spuk. Als es nun hell wurde, und der Schäfer sah sich nach seiner Herde um, da war sie verschwunden. Erst nach langem Suchen fand er sie, und es kostete ihn große Mühe, die zerstreuten Tiere wieder zusammen zu bringen.

II.

In späterer Zeit lebte Hans (manche Leute nennen ihn auch Henning) Hakelberg. Das war ein gutmütiger und netter Mann, der deshalb auch vom Herzog von Braunschweig zum Oberjägermeister ernannt wurde. Einmal verletzte ihn auf einer Jagd ein Eber mit seinem Hauer am Fußgelenk, und an dieser Wunde starb er. Um nun die Sünden seines wilden Vorfahren wieder gut zu machen, zeigte er sich nach seinem Tode noch öfters im Hakel und tat den Leuten Gutes.

Ein armer Köhler stand eines Nachts bei seinem Meiler. Er war tief betrübt; denn am nächsten Donnerstag sollte die Taufe seines jüngst geborenen Söhnleins stattfinden, er hatte aber kein Geld, um den Verwandten und dem Kaplan, der auch zum Taufschmause kommen wollte, einen Braten



vorzusetzen. Plötzlich hielt ein Jäger hoch zu Roß neben ihm und bat ihn um einen frischen Trunk. Der Köhler reichte dem Jäger eine Kanne mit Ziegenmilch, die dieser mit Behagen leerte. Dann fragte er den Köhler: „Wie geht es dir denn? Hast du ein gutes Auskommen?“ Da erzählte ihm der Köhler, was ihn bedrückte. Der Jäger lächelte und sagte: „Für den Braten will ich schon sorgen. Und ich möchte auch gern Patenstelle bei dem Jungen übernehmen; freilich, zur Taufe selbst kann ich nicht kommen.“ Dann ritt er von dannen.

Am Tage vor der Taufe war alles schön vorbereitet; nur der Braten fehlte. Traurig ging der Köhler zu Bett, nachdem er vorher seinen Schürhaken, der eine eiserne Spitze hatte, an die Giebelseite des Hauses gehängt hatte, und zwar wagerecht, und die Spitze ragte über die Hauswand hinaus. In der Nacht kam ein großer Hirsch aus dem Walde in vollem Laufe auf das Haus zugerannt; mit voller Wucht rannte das Tier gerade auf den Haken des Köhlers zu, stieß sich die Spitze in den Leib, stürzte zu Boden und verendete. Als der Köhler das am nächsten Morgen sah, holte er freudig seine Frau herbei und sagte: „Hakelberg hat sein Wort gehalten.“ Die Frau bereitete nun den Hirsch zu, und als sie ihn zerlegte, fand sie mehrere Goldstücke unter der Zunge des Tieres. Zum Dank nannten die Köhlersleute ihren Sohn Hans.

129. Donnerstags darf nicht gesponnen werden.

Sitzen einmal zwei Mägde Donnerstag abends zusammen in Ziechau, und da ihnen die Zeit lang wird, nehmen sie die Spinnräder vor und fangen an zu spinnen. Aber nicht lange haben sie so gesessen, da tut sich plötzlich die Tür auf und es wirft eine große, große Spule hinein mit den Worten: „Da, wenn ihr eure voll habt, spinnt die auch voll!“ Da sind sie gelaufen über Hals und Kopf, die eine in die eine, die andre in die andre Ecke, und haben sich da versteckt. Und sie haben nie wieder Donnerstag abends gesponnen.

130. Die Zwölften.

In der Altmark nennt man die Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage (6. Januar) die „Zwölften“ oder die Zeit der zwölf Nächte. Heutzutage rechnet man diese Zeit



nur noch von Weihnachten bis Neujahr. In dieser Zeit dürfen die Hausfrauen in Salzwedel nicht waschen oder plätten, da sie sonst das ganze Jahr durch mit Unreinlichkeit und Unordnung zu kämpfen haben. Eine aufgespannte Wäscheleine darf beileibe nicht hängen bleiben, sonst greift im kommenden Jahre ein Selbstmörder im Hause zu diesem Mittel. Erbsen und andere Hülsenfrüchte dürfen nicht gegessen werden, andernfalls werden Geschwüre die Menschen belästigen. Ungeziefer, vor allem Ratten und Mäuse, dürfen nicht bei Namen genannt werden, sonst tritt eine unheimliche Vermehrung derselben ein. Am kürzesten Tag im Jahre, am 21. Dezember, — manche sagen: am 31. — können die Frauen in der Zeit vom Kaffeetrinken bis zum „Zubettgehen“ der Hühner befehlen, was sie wollen.

131. Du sollst den Feiertag heiligen!

Zu Bombeck lebte vor Zeiten ein Schulze namens Hans Nölke, der ein sehr geiziger Mann war. Einmal hatte er einen Backofen selbst verfertigt. Gerade am Bußtage wollte er das Gerüst herausnehmen, um den Ofen zu probieren. Aber da ereilte ihn die Strafe für die Entweihung des Feiertages. Er war, um alles ordentlich nachsehen zu können, in den Backofen hineingekrochen; auf einmal fiel dieser ein, und Nölke wurde lebendig darin begraben, bevor die Seinigen ihm zu Hilfe kommen konnten.

132. Der pflügende Bauer.

In dem Dorfe Garlipp bei Bismark läßt sich auf dem Acker bei Nacht im Mondschein ein Bauer sehen. Er ist in eine ganz altertümliche Tracht gekleidet und pflügt seinen Acker mit einem Pfluge, vor den Ochsen gespannt sind, um. Er wird nie damit fertig, sondern muß bis ans Ende der Welt ackern. Dazu ist er verurteilt, weil er zu seinen Lebzeiten immer Sonntags gepflügt hat.

133. Ins Gewitter schießen.

In Veltheim am Elm war man einmal bei der Ernte mit dem Einfahren des Getreides beschäftigt, da zog ein schweres Gewitter herauf, und so sehr sich auch die Leute abmühten, um noch das letzte Fuder einzubringen, es kam



immer näher und näher, und einzelne schwere Tropfen fielen bereits. Da holte der Herr des Guts seine Flinte und schoß gerade ins Gewitter hinein, aber in demselben Augenblick kam ein gewaltiger Blitz, der zerschmetterte ihm einen Arm und einen Fuß, und er starb eines jämmerlichen Todes. Zum ewigen Andenken an diese Freveltat hat man sein Bild mit den zerschmetterten Gliedern an der Kirche zu Veltheim in Stein ausgehauen, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

134. Das graue Männeken.

Die Kreuzhorst bei Magdeburg wird durchzogen von vielen Rinnen und Senkungen, die jetzt weistens tiefliegende Wiesen sind, früher sumpfige Niederungen und vor alten Zeiten durch Überschwemmungen ausgewühlte Elbarme waren. Eine solche, von Osten nach Westen gehende Niederung ist die große und kleine Eichsee. Zwischen beiden ist eine kleine Erhöhung, auf der einige schöne, starke Eichen stehen. Auf dieser Erhebung dienten die heidnischen Bewohner der Umgegend ihren Göttern, indem sie ihnen Opfer an Pferden und anderen Tieren dort darbrachten, auch im Kriege gefangene Feinde. Mit der Einführung des Christentums mußten die Götterfeste aufhören. In ihrem Herzen blieben aber die Bewohner der östlichen Gegenden des Deutschen Reiches Heiden, und noch lange besuchten sie heimlich ihre heiligen Opferstätten.

Um die Benutzung der Opferstätte in der Kreuzhorst zu verhindern und um die zwar getauften, aber innerlich noch immer heidnisch gebliebenen Umwohner zu bekehren und ihnen die christliche Lehre nicht bloß in den Kopf, sondern auch ins Herz zu pflanzen, kam aus einem Kloster in Magdeburg ein alter, frommer Einsiedler und baute sich unter den heiligen Eichen eine Hütte. Eifrig bemühte er sich, sein Bekehrungswerk zu üben. Aber jahrelang waren all seine Versuche vergebens. Überall wurde er angefeindet, ja oft offen verhöhnt und verspottet. „Seht, da ist das graue Männeken!" hieß es überall.

Der Einsiedler ließ sich aber nicht abschrecken. Vor allem bemühte er sich um die Kranken, denen er heilkräftige Kräuter brachte, und um die Armen und Notleidenden, denen er half,



wo er konnte. Dadurch erwarb er sich überall Liebe und Vertrauen. Bald kamen viele, die seiner Lehre ein williges Ohr liehen. Das erregte aber den Zorn aller derer, die den alten Göttern heimlich noch anhingen. Wo sie konnten, suchten sie dem ehrwürdigen Alten Hindernisse in den Weg zu legen. Als einer der wildesten der grimmigen Feinde dem Alten in der Abenddämmerung am Rande der Kreuzhorst begegnete, schrie er ihn an: „Was spukst du hier herum, alter Schleicher? Ich will dich lehren, die Leute verführen!“ Mit einem wuchtigen Hieb schlug er ihn nieder. Sterbend sprach der Alte: „In der Dämmerung wirst du mich sehn.“ Der Mörder lachte höhnisch und rief: „Ich denke, du wirst das Sehenlassen bald vergessen“ und ging davon.

Wie der Einsiedler gesagt hatte, so geschah es. Sobald die Dämmerung einbrach, ging der Alte in seiner dunkelgrauen Mönchskutte neben oder hinter seinem Mörder her wie sein Schatten. Dieser erschrak bei dem ersten Anblick, später suchte er lachend zu schimpfen, dann packte ihn der Zorn; er schlug nach dem grauen Männeken, das stumm neben ihm ging: der Schlag ging in die Luft. Er lief davon in eiliger Flucht: der Schatten lief schneller als er und war bald vor, bald neben ihm. Der Unglückliche wagte sich bei Anbruch der Dämmerung nicht mehr aus seinem armseligen, immer mehr verfallenden Hause. Schließlich entfloh er in voller Verzweiflung und suchte in der Fremde, im Elend, dem Verfolger zu entgehen: alles umsonst! Wo er auch weilte, der graue Schatten war bei ihm.

Eines Tages klopfte an die Klosterpforte in Magdeburg ein jämmerlich aussehender Mann, abgemagert, hinfällig, stark gealtert und mit Augen, in denen der Irrsinn zu brennen schien. Er bat um Aufnahme ins Kloster. Dem Abt beichtete er seine Untat. Dieser war tief erschrocken und sprach: „Ich müßte dich deinem Richter übergeben. Aber ich sehe, deine Schuld hat sich schwer auf deine Seele gelegt. Wohlan! bleibe hier und büße deine Tat durch harten Dienst, daß sich Gott deiner erbarmt!“ Und so geschah es. In treuem Dienen und stetem Bußgedenken und fleißigem Gebet fand er endlich Ruhe. Das „graue Männeken“ aber wurde in der Kreuzhorst und seiner Umgebung nur noch gesehen, wenn eine böse Tat geschehen war, die Sühne forderte.



135. Bischof Odo von Magdeburg.

Zu Magdeburg ging ein Knabe namens Odo in die Schule; dem wurde das Lernen sehr schwer. Deshalb ging er in die Kirche des heiligen Mauritius und betete zu dem Heiligen und der Jungfrau Maria, sie möchten ihm einen hellen Verstand verleihen. Über dem Gebet entschlief er, und die Jungfrau erschien ihm im Traum und sagte, sie wolle nicht allein seine Bitte gewähren, sondern ihm die noch größere Gnade erweisen, daß er nach dem Tode des jetzt regierenden Erzbischofs zu seinem Nachfolger erwählt werden solle; wenn er dann gut regiere, so werde er auch einen guten Lohn empfangen; doch wenn er übel täte, solle er des Todes sein.

Als nun Odo wieder in die Schule kam, tat er es bald allen Mitschülern zuvor, und alle wunderten sich, woher ihm solche Geschicklichkeit käme. Als viele Jahre darauf der Erzbischof starb, wurde Odo an seiner Stelle erkoren. Anfangs führte er ein löbliches Leben; dann aber lebte er in Saus und Braus, verpraßte die Kirchengüter und machte sich bei allen ehrlichen Menschen verhaßt. Da hörte er einst drei Nächte hintereinander eine Stimme, welche ihn warnte, in der Sünde nicht weiter zu gehen; er seufzte wohl ein wenig, doch besserte er sich nicht. Drei Monate danach betete ein frommer Domherr, Friedrich geheißen, daß Gott der Kirche einen besseren Vorsteher verleihen und Odo strafen möge. Und dieses Gebet wurde sogleich erhört. Es erhob sich ein mächtiger Wind, der alle Lampen in der Kirche auswehte, so daß der Domherr erschrak, sich in einen Winkel verkroch und das Beten vergaß. Er sah nun, wie zwei Knaben mit brennenden Wachslichtern in die Kirche kamen und vor den Altar traten, und die ganze Kirche war davon hell erleuchtet. Ihnen folgten zwei andere; von denen trug einer einen Teppich und breitete ihn vor dem Altar aus, der andre brachte zwei goldene Stühle und setzte sie auf den Teppich. Hierauf folgte einer in Gestalt eines Kämpfers mit einem bloßen Schwerte in der Hand; der trat mitten in die Kirche und rief mit lauter Stimme: „O alle ihr Heiligen, deren Gebeine allhier in dieser Kirche ruhen, stehet auf und kommt vor Gottes Gericht!“ Da erschienen viele Frauen und Männer, unter ihnen Bischöfe und Ritter, im Chor. Und nun traten die zwölf Apostel ein und in ihrer Mitte Christus mit Krone



und Szepter, heller leuchtend als die Sonne. Alle Anwesenden fielen vor ihm nieder. Er setzte sich auf einen der beiden Stühle, und ihm folgte Maria mit einer großen Schar Jungfrauen. Christus ging ihr entgegen und führte sie zu dem andern Stuhl. Zuletzt erschien auch der heilige Mauritius in fürstlicher Gestalt und mit ihm seine Mannen, und alle fielen vor Christus nieder und flehten ihn um Recht an. Da gebot Christus, den Bischof Odo zu holen; und als dieser gebracht wurde, trat der heilige Mauritius vor, erinnerte ihn an Mariens Gnade, an die Stimme, die ihn dreimal gewarnt hatte, und klagte ihn dann seiner Verbrechen an. Christus, der Richter, fragte die umstehenden Heiligen, was sie dünke. Da rief der Kämpfer laut, Odo sei des Todes schuldig. Nun besprach sich Christus mit den Andern, welchen Tod er leiden sollte, und er fällte das Urteil, daß er das Haupt verlieren müsse. Hierauf ging Christus mit Maria und vielen der Versammelten hinweg; und der Kämpfer (andere sagen: Mauritius) trat hinzu und enthauptete den Bischof.

Am Morgen erzählte der Domherr, was er gesehen hatte, und tatsächlich fand man Odo in der Kirche enthauptet. Vor dem Altar blieben die Blutflecken noch lange zu sehen. Sie waren gewöhnlich mit einem Teppich bedeckt; doch wenn ein neuer Bischof eingeführt wurde, hob man den Teppich auf und zeigte dem Bischof das Blut, damit er sich an Odos Schicksal erinnere und besser als dieser regierte. Odo soll in der Mitte des zehnten Jahrhundert oder fünfzig Jahre später, zur Zeit Kaiser Ottos III., gelebt haben.

136. Den Glauben wechseln.

Es hat einen Herzog von Köthen gegeben, von dem man erzählt, daß er in Paris sein Land verspielt habe und erst vom König von Preußen wieder ausgelöst werden mußte. Als er nun zurückgekommen, haben ihn die Bürger dessen ungeachtet feierlich empfangen wollen und sind ihm mit Fackeln entgegen gezogen; aber da hat sich ein Teil der Brücke, über die ihr Weg führte, gesenkt, und viele, viele sind zu Schaden gekommen. Das ist aber geschehen, weil der Herzog seinen Glauben geändert, und daher ist es auch gekommen, daß, als er hat eine Kirche bauen wollen, er sie nicht hat



unter Dach bringen können; denn jedesmal, wenn es so weit war, ist über Nacht wieder ein großes Stück davon eingestürzt, und so ist der Herzog darüber hingestorben.

137. Die protestantische Nonne.

In der Altmark liegt das Kloster Diesdorf, das zu den ältesten deutschen Klöstern gehört. Darin lebten Jungfrauen nach der Regel des heiligen Augustinus. Zur Zeit der Reformation waren zwei Schwestern darin, Elisabeth und Ursula von Ritzebüttel; die konnten nicht schlüssig werden, welches die beste Religion sei, das Papsttum oder die neue Lehre Luthers. Da verabredeten sie zuletzt, wenn eine von ihnen zuerst sterbe, so solle sie der andern Bericht geben, welche der beiden Religionen die beste sei; zu der wollte sich dann nachher die andre halten. Als nun einige Zeit darauf Elisabeth zuerst starb, fand sich auch alsbald ein Geist in ihrer Gestalt bei Ursula ein und antwortete auf die Frage, ob sie selig geworden sei: „Kuhm, kuhm." Darauf beschloß denn Ursula, die Religion zu ändern. Als sie aber zur Kirche gehen wollte, um ihr neues Glaubensbekenntnis öffentlich abzulegen, und bis in die sogenannte Kluft (einen finstern Gang vom Kloster in die Kirche) gekommen war, da erhielt sie auf einmal von einer eiskalten, unsichtbaren Hand eine derbe Ohrfeige. Sie versetzte indes: „Dadurch lasse ich mich nicht beirren!", und ging mutig weiter und führte ihren Vorsatz aus. Und nachdem diese Nonne protestantisch geworden war, folgten die andern bald ihrem Beispiel, so daß das ganze Kloster evangelisch wurde.

138. Die drei Rebhühner zu Mühlhausen.

An der Marienkirche zu Mühlhausen befinden sich drei steinerne Rebhühner; die erinnern an folgende wunderbare Begebenheit:

Kurz nach dem Beginn der Reformation saßen in einem Gasthofe in der Stadt Mühlhausen zwei katholische Prälaten beim Mahle. Sie unterhielten sich über die Fortschritte der neuen Lehre. Der eine meinte, es werde schwer halten, Luther zu widersprechen; er gewinne tagtäglich mehr Anhänger. Da lachte der andere zornig, und indem er auf drei Rebhühner wies, die ihnen der Wirt eben gebraten vorsetzte, rief er aus:



„Ebenso wenig wie diese Rebhühner noch fliegen können, ebenso wenig wird die ketzerische Lehre des Augustinermönchs sich weiter verbreiten.“ Kaum waren diese Worte seinem Munde entflohen, so fingen die gebratenen Rebhühner in der Schüssel an, sich zu bewegen, es wuchsen ihnen wieder Federn, sie flogen empor und flatterten zum Fenster hinaus. Man eilte ihnen nach und sah sie auf einem Strebepfeiler der Marienkirche rasten; da wurden sie plötzlich in Stein verwandelt und sitzen noch jetzt da, als wunderbares Zeichen.

139. Der hundertjährige Hirt.

In Barby lebte ein frommer Hirt namens Hermann Fried. Wenn die Glocken läuteten, pflegte er für sich im Freien, unter einem Baum oder auf einer Wiese, eine stille Andacht abzuhalten. Das tat er bis in sein hohes Alter. An seinem hundertsten Geburtstage trieb er seine Schafe in den Baumgarten am Burgwalde. Da rief er laut aus: „Heute ist mein Sterbetag. Wenn ich mit meinem Gottesdienst im Freien recht gehandelt habe, so möge Gott meinen Stecken wieder grün werden lassen, zum Zeichen für die kommenden Geschlechter.“ Mit diesen Worten stieß er seinen Hirtenstab in die Erde. Dann sank er, vom Schlage getroffen, zu Boden. Ein junger Mann aus Breitenhagen, der gerade des Weges kam, hatte die Worte des alten Schäfers gehört und eilte herzu. Da sah er, daß aus dem trockenen Stabe bereits grüne Blätter hervorsprossen. Mit der Zeit wurde ein mächtiger Weidenbaum daraus, so hoch und dick wie eine alte Eiche. Bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts konnte man sie sehen; da hat sie denn ein Sturm umgerissen.

140. Belohnte Frömmigkeit.

In der Gegend von Arendsee ist noch an vielen Orten der Johannistag ein Feiertag; da war nun einmal ein Bauer an diesem Tage mit Heuen beschäftigt, als er auf seiner Wiese das Läuten der Glocken hört, eilig die Sense fortlegt und zur Kirche geht. Als darauf der Gottesdienst beendigt ist, kehrt er auf seine Wiese zurück, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er zwischen Streichholz und Sensenstiel eingeklemmt ein Zweigroschenstück findet. Das war der liebe Gott gewesen, der hatte seine Frömmigkeit belohnt.



141. Die Jungfer Lorenz in Tangermünde.

Lange Jahre ist es her, seit die Tangermünder sich von dem Wunder erzählen, das der Jungfer Lorenz begegnet war. Lorenz' Jungfer war ein holdes Mädchen, deren Eltern einmal sehr reich gewesen waren. Aber sie ließen ihr Töchterchen schon früh als Waise zurück und vererbten ihm alle ihre Reichtümer. Außer einem wertvollen Hause in der Stadt gehörten dem jungen Mädchen vor der Stadt ein großes Stück Wald und an seinem Saume viele lachende Felder.

Eines Tages um die Pfingstzeit, als die Sonne warm vom blauen Himmel lachte und die Menschen ins Freie hinauslockte, unternahm die Jungfrau eine Wanderung in die Waldeinsamkeit. Der lange Weg des Waldes machte sie müde, und nachdem sie einige Stunden gewandert war, legte sie sich ins Moos und schlief ein. Als sie erwachte, stand die Sonne schon ziemlich tief im Westen, und sie beschloß, eilig heimzukehren. Sie war ein Weilchen gegangen, da kam ihr die Gegend wenig bekannt vor. Sie wurde zweifelhaft und folgte einem anderen Waldpfade. Doch auf einmal hörte der Weg ganz auf, und sie erkannte, daß sie sich verirrt hatte. Mittlerweile war es finster geworden. So entschloß sich das junge Mädchen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Langsam verstrich die Nacht. — Als der Morgen anbrach, begann sie von neuem, den Weg zu suchen. Allein vergebens — es wurde Abend, und sie hatte ihn noch nicht gefunden. Vor lauter Mattigkeit sank sie zu Boden; ein wohltätiger Schlaf raubte ihr das Bewußtsein ihrer traurigen Lage.

Als der dritte Morgen anbrach, hatte sie der Schlaf doch so weit erquickt, daß sie sich noch einmal vornehmen konnte, den Heimweg zu suchen. Vorher aber betete sie inbrünstig zu Gott und tat das Gelübde, sich ganz dem göttlichen Dienste zu widmen und sich nie zu vermählen, wenn sie sich aus dem Walde wieder herausfinden würde. Ein Knacken von dürrem Holz unterbrach sie plötzlich in ihrem Gebet — ein Edelhirsch brach durch das Dickicht und blieb vor der Knienden stehen. Er berührte sie mit seinem Geweih, als wollte er sie auffordern, mit ihm zu gehen. Als sie ihn nicht verstand, ließ er sich vor ihr nieder und schien sie damit einzuladen, sich seinem Rücken anzuvertrauen. Die Jungfrau zögerte nicht, das Tier zu besteigen, und, o Wunder! es trug sie mit



sicherem Schritt durch Büsche und Wald und Gestrüpp bis an den Ausgang des Waldes. Da lag Tangermünde mit seinen stolzen Türmen und Zinnen vor ihr. Selbst hier machte der Hirsch noch nicht Halt. Er trug seine Last weiter durch das Stadttor bis vor die Tür der Nikolaikirche. Dort stieg das junge Mädchen ab, ging in das Gotteshaus und dankte dem Schöpfer für die wunderbare Rettung.

Jungfer Lorenz vergaß nie das Gelübde, das sie in ihrer höchsten Not im Walde getan hatte. Sie blieb unvermählt und schenkte der Kirche für ewige Zeiten ihre Felder und Wälder. In der Stephanskirche ließ sie zum Andenken ein mächtiges Hirschgeweih aufhängen, auf dem sie selbst als betende Jungfrau kniet.

Jener verhängnisvolle Wald ist jetzt verschwunden. Statt dessen trifft man lachende Wiesen und Felder an, allein sein Name „Lorenzfeld" ist ihm bis heute erhalten geblieben.

142. Gott beschützt die Kinder.

Im Dreißigjährigen Kriege herrschte große Hungersnot. Im November 1638 wollten etliche Kinder aus Wolmirsleben, die Hunger hatten, nach Egeln gehen, um zu sehen, ob sie dort etwas zu essen kriegen könnten. Wegen des starken Schnees und der eingestürzten Brücken blieben sie unterwegs liegen. Der Knabe Hans Lorenz erfror. Die beiden Töchterlein des Klaus waren zwar fast erstarrt, wurden aber gerettet. Das eine Mädchen, Margarete Klaus, berichtet darüber, sie habe sich, als sie nicht mehr fort konnte, niedergesetzt und den sechsten Psalm gebetet. Da sei ihr ein gar sanfter Schlaf angekommen; plötzlich aber hätte ihr ein Hündlein immer die Hände geleckt, so daß es nicht eingeschlafen wäre. Hätte Gott nicht den Hund geschickt, so wäre sie eingeschlafen und im Schlaf erfroren.

143. Die Spinne im Abendmahlswein.

Als Erzbischof Norbert einstmals im Dom zu Magdeburg Messe und Abendmahl halten wollte, fiel, gerade als er den Kelch mit Wein gesegnet hatte, eine giftige Spinne in den Abendmahlskelch. Norbert erschrak heftig; denn wegschütten durfte er den Wein nicht, da er schon geweiht war und es also eine Sünde gewesen wäre, ihn fort zu gießen; ander=



seits war die Spinne giftig — er mußte also sterben, wenn er den Wein genoß. Er beschloß aber, lieber den Tod zu erdulden als eine Sünde auf sich zu laden, und so schloß er denn die Augen und schluckte die Spinne mit hinunter, nachdem er vorher am Altar niedergekniet war und die Einsetzungsworte gesprochen hatte. Kaum hatte er jedoch den Kelch geleert, so juckte es ihn in der Nase; er mußte niesen, und bei dem Niesen kam die Spinne aus der Nase heraus. So war er also wegen seiner Frömmigkeit gerettet worden.

144. Der heilige Sebastian.

Als Heinrich IV. im Jahre 1075 die aufständischen Niedersachsen besiegt hatte, wollte er den Bischof von Halberstadt und den Erzbischof von Magdeburg bestrafen, weil diese auf Seiten der Aufrührer gestanden hatten. Die Lande um Halberstadt zerstörte er auch, aber gegen Magdeburg konnte er nichts ausrichten. Das ging so zu:

Man hatte damals in Magdeburg eben eine Kirche dem heiligen Sebastian geweiht. Da erschien dieser dem Erzbischof im Traume und sagte ihm, wenn er seinen Kopf um die Mauern der Stadt herumtrage, würde der Kaiser die Stadt nicht zerstören. Da machte sich der Erzbischof sofort am nächsten Morgen auf und trug das Haupt des heiligen Sebastian, das als Reliquie in der Kirche aufbewahrt wurde, eigenhändig um die Mauern der Stadt. Und tatsächlich blieb die Stadt von der Zerstörung verschont.

145. Das Jesuskind im alten Hospital zu Halle.

In dem früheren Cyriakshospital zu Halle (in der Vorstadt Glaucha) stand auf dem Tisch des Zimmers, in dem die Hospitaljungfern abends zusammen saßen, ein etwa drei Viertel Ellen großes Jesuskind. Es war aus Holz geschnitzt, bunt lackiert und trug ein weißes Hemdchen. Alle Jahr am Weihnachtsabend mußten die Hospitaljungfern es abwaschen und auch das Hemdchen waschen, trocknen, sauber plätten und ihm wieder anlegen. Wenn sie dies einmal vergaßen oder nicht sorgfältig genug verrichteten, so erhob sich in der folgenden Nacht ein so heftiges Poltern im Hause, daß sie es nicht aushalten konnten, und das kehrte alle Nächte wieder, so lange, bis der Fehler gut gemacht war.



146. Das wundertätige Marienbild.

Im Dom zu Magdeburg steht ein Marienbild mit dem Jesuskinde auf dem Arm; diesem Bilde schreibt man Wundertaten zu. So hatten einmal die Eltern eines Domschülers diesen für den geistlichen Beruf bestimmt; der Junge hatte aber keinen anschlägigen Kopf, und so fiel ihm das Lernen sehr schwer. Da betete er in seiner Bedrücktheit zu dem Marienbild, und von Stund' an machte er wunderbare Fortschritte in seinen Studien, so daß er in kurzer Zeit Erster wurde und die geistlichen Prüfungen mit Leichtigkeit bestand.

Eine Eigentümlichkeit des Magdeburger Marienbildes ist es auch, daß es einen immer ansieht, mag man sich davor stellen, an welcher Seite man will.

147. Rettung der belagerten Stadt Braunschweig.

Alse wi lesen in olden Croniken unde warhaftighen Scriften, dat eyn Konning to malen mechtich myt grotem Volke belecht hadde de Stad Brunßwig, unde de sulwe Konning stund up an der Nacht unde wolde erfaren, wu sik de Borgere van Brunßwig hedden in der Stadt, icht (= ob) de Stad ok bewaret were myt Wachte unde ok myt Manheit, icht he to one konde invallen unde de Stad wynnen. Also de Konning sik nalde na der Stad unde sach an de Stadtmuren, so sach he gar schinbarliken unde gancz enkede (= deutlich), dat up eynem jowelken Tynne (= Mauerzinne), dar he de Stadtmuren ansach, stunt eyn Engel. Eyn jowelk Engel hadde to jowelker Sijden bi sik stan eyn gulden Cruce. Do de Konning dut grote Wunderwerk sach, do vorschrak he tomalen seer, so dat he wol half bestarf, unde vel (= fiel) to der Erde unde vrochtede sik tomalen seer. Des morgens ganß vro, de he sik vorhalt hadde unde was wedder to sik sulwes komen, do openbarde he Heren unde Vorsten unde sinen Negesten, de myt ome vor der Stad legen, was ome des Nachtes were openbar geworden. Unde brak van Stund up, unde so was de Stad gereddet.

148. Die Jungfrau Maria beschützt Helmstedt.

Bei einer Belagerung Helmstedts im Mittelalter soll die Jungfrau Maria zwischen den Spitzen der Kirchen Marienberg und St. Stephani hin und her geschwebt sein und mit



ihrem ausgebreiteten Mantel die feindlichen Kugeln aufgefangen haben, so daß sie keinen Schaden anstifteten. Infolgedessen stand St. Marienberg lange Zeit in gutem Ruf als heilspendende Wallfahrtsstätte.

149. Die Fahne des heiligen Mauritius.

Vor der Zerstörung Magdeburgs zeigte man im Dom zu Magdeburg die Fahne des heiligen Mauritius, des Schutzheiligen des Doms. Dieser Fahne schrieb man große Wunderkraft zu. In jedem Jahre wurde sie am 3. Mai durch die Feldmark getragen, um für die Saaten Segen zu erflehen. Die Domherrn überreichten sie dem vornehmsten Bürgersohn, der sie vorantrug; die Geistlichkeit und die gesamte Bürgerschaft folgte dann in feierlichem Zuge. Einmal im Jahre wurde die Fahne auch in der Kirche zu Groß-Ottersleben ausgestellt. Dann versammelten sich dort die Bauern der ganzen Umgegend, um Opfer zu spenden; man hielt die Wunderkraft der Fahne für so groß, daß man glaubte, sie käme von selbst nach Ottersleben, wenn sie nicht hingebracht würde.

Als im Jahre 1315 die Domherrn mit der Bürgerschaft uneins geworden waren, wollten jene die Fahne zum Flurumgange nicht herausgeben. Da ließ die Innung der Seidenhändler eine herstellen, die der wirklichen ganz gleich war, und man trug diese umher. Aber da geschah das Unglück, daß, als der Zug nach Magdeburg-Neustadt kam, der Fahnenträger, der Sohn des Ratmannes Peter Odilie, vom Pferde stürzte und den Hals brach.

150. Die reiche Glocke zu Magdeburg.

Die größte der vier Glocken des Domes zu Magdeburg, Susanna genannt, wiegt 266 Zentner. Sie ist nächst der im Dome zu Erfurt die größte Deutschlands. Dieser Glocke schrieb man die Kraft zu, daß ihr Klang den Teufel vertreiben, Seelen aus dem Fegefeuer erlösen und Gewitter vertreiben könne. Daher wurden dem Moritzkloster und dem Dom viele Geschenke gemacht, und die Glocke brachte mehr ein als ein großes Rittergut.

Als die Glocke später einen Sprung bekam, wurde sie umgegossen; bei dem Umguß soll König Friedrich I. eine Hand voll Dukaten in die Glockenmasse geworfen haben.



151. Die alte Glocke in Groß-Möhringen.

Unweit Stendal ist eine wüste Feldmark, die Kobbellake genannt; da hat lange vor dem Dreißigjährigen Krieg ein großes Kirchdorf gestanden, das aber völlig verschwunden ist. Nur da, wo die Kirche stand, sind noch ein paar Mauerreste.

Vor vielen Jahren war einem Hirten aus Groß-Möhringen, der dort sein Vieh hütete, eine Sau abhanden gekommen. Er suchte sie überall und fand sie endlich bei jenen Mauerstücken, wo sie ein tiefes Loch in die Erde gewühlt hatte. Da sah der Hirt, daß in dem Loch etwas glänzte, und als er nachgrub, fand er eine schöne alte Kirchenglocke. Der Fund wurde bald bekannt, und die Domgemeinde zu Stendal glaubte, weil sie die älteste Gemeinde in der Altmark ist, so müsse keinem andern die Glocke gehören als ihr. Sie schickte also einen großen Wagen hin, mit sechzehn Pferden bespannt, der sollte sie nach Stendal holen. Allein die Stendaler konnten die Glocke nicht von der Stelle bewegen, soviel Gewalt sie auch gebrauchten.

Das Dorf Groß-Möhringen hatte zu derselben Zeit keine Glocke auf seinem Kirchturm. Ein Bauer aus dem Dorfe fuhr daher nach der alten Mauer, um zu sehen, ob er die Glocke nicht losmachen und bekommen könnte. Er fuhr ganz allein hin und hatte nur ein einziges Pferd vor dem Wagen. Doch konnte er die Glocke ohne Mühe aus der Erde heben und auf den Wagen bringen, und das Pferd jagte im Galopp damit zum Dorfe. Dort hängte man sie auf, und sie gab ein gar wundersam schönes Geläute. Und wenn sie läutete, so klang das so laut und hell, daß es bis Stendal zu hören war und die Leute nicht anders glaubten, als es werde zur Kirche geläutet, und sie gingen dann nach dem Dom, wo aber gar kein Gottesdienst zur Zeit stattfand. Da ließen die Stendaler die Schallöcher der Möhringer Kirche, die nach ihrer Seite hin lagen, zumauern. Das half aber nichts; man hörte die Glocke doch noch bis Stendal. Sie blieb lange in Groß-Möhringen, bis sie 1649, als die Gemeinde durch den Dreißigjährigen Krieg verarmt war und Geld nötig hatte, für 290 Taler nach Magdeburg verkauft wurde; dort soll sie noch sein.



152. Glocke will in der Heimat bleiben.

In Baasdorf hängt eine Meßglocke. Diese gehörte eigentlich nach Großbadegast. Als man sie von diesem ihrem ursprünglichen Heimatort wegschaffen wollte, kam man nur bis zu einer bestimmten Stelle; soviele Pferde man auch vorspannte, sie war nicht von der Stelle zu bewegen. Inzwischen war es Abend geworden und man mußte die Glocke stehen lassen. Da begann sie in der Nacht mächtig zu summen und zu brummen, sie wolle nicht nach Baasdorf, sie gehöre nach Badegast.

Am nächsten Tage gelang es den Leuten denn schließlich doch, die Glocke mit vereinten Kräften an ihren neuen Bestimmungsort zu schaffen. An der Stelle aber, wo die Glocke nachts stehen geblieben war, ist es seitdem nicht geheuer.

153. Die weggeflogene Glocke.

Auf dem Kirchturm in Nordsteimke hing früher eine Glocke, die nicht getauft war. Da rief sie ihrer Nachbarin zu: „Johanne Dorothee, wenn du midde wutt, denn kumm!“ und flog zur Schallöffnung hinaus auf die Wiese, die am Steimker Berge liegt.

154. Die heilige Eiche in der Kreuzhorst.

Gegenüber von Magdeburg-Südost, auf der andern Elbseite des Vorortes Salbke, liegt ein schöner Wald, Kreuzhorst genannt. Er gehört dem Kloster Unsrer Lieben Frauen in Magdeburg. Unter den schönen Eichbäumen, die dort stehen, befindet sich eine heilige Eiche. Unter dieser erschien dem Erzbischof Norbert einmal ein alter weißer Mann, der sich als Heidengott zu erkennen gab und sich darüber beklagte, daß seine Anhänger so hart verfolgt würden. Als er verschwunden war, erhob sich ein großer Sturm, und es wurde ganz finster; aber an der Eiche lehnte ein weißer Stab, der Norbert wie eine Kerze voranleuchtete. Norbert vergaß jedoch den Vorfall wieder, bis man ihm später einmal meldete, in der Kreuzhorst stände eine Eiche, die sich nicht fällen ließe. Da ging Norbert selbst mit hin und schaute zu; aber jedesmal, wenn ein Holzhauer die Axt gegen den Baum erhob,



flog die Schneide ab. Da nahm Norbert selbst ein Beil und hieb gegen den Baum; aber er behielt nur den Holzstiel in der Hand; die Axt war verschwunden. Da erkannte er, daß höhere Mächte den Baum schützten, und segnete ihn. Seitdem galt diese Eiche als heiliger Baum.

Einige Jahre später ging einmal ein Liebespaar in der Kreuzhorst spazieren. Plötzlich wurden sie von Straßenräubern überfallen. Sie flüchteten unter die heilige Eiche, und siehe, da ereignete es sich, daß jeder Angreifer, der sich dem Paare näherte, von unsichtbarer Hand zu Boden gestreckt wurde, so daß in kurzer Zeit keiner mehr am Leben war. Fröhlich eilten die Geretteten in die Stadt zurück und erzählten den wunderbaren Vorgang; als man aber die Leichen der Gefallenen suchte, fand man sie nirgends mehr.

155. Die Kirche von Bitterfeld.

Die Sage erzählt, daß früher in Bitterfeld Wenden gewohnt hätten; damals war es aber noch keine Stadt, sondern ein Dorf mit einer Burg. Auswanderer vom Fläming eroberten das Dorf und rissen die Burg nieder. Da wollten die Wenden, als sie sich später von ihrer Niederlage wieder erholt hatten, aus Rache die Kirche zerstören, die die Fläminger inzwischen gebaut hatten. Aber noch bevor sie den ersten Streich gegen die Kirchenmauern geführt hatten, versank die Kirche im Johanneslober. Am Johannistage kann man die Glocken noch heute unterm Wasser läuten hören.

156. Die Gründung des Klosters Marienborn.

Ein Hirte ruhte einst bei einem Brunnen unter einer Eiche — beides wird jetzt noch gezeigt —, da träumte ihm, es fiele ein Marienbild vom Himmel herab in den Brunnen. Als er aufwachte, fand er die Figur wirklich in dem Brunnen vor; das hielt er für einen Wink, daß er sich dem geistlichen Stande widmen, ein Kloster gründen und für die Ausbreitung des Christentums eintreten sollte. Das tat er auch und gründete das Kloster Marienborn.

Dieser Hirte soll der heilige Ludgerus gewesen sein, der in der Gegend von Helmstedt viele Heiden getauft hat.



157. Die Kapelle zu Hochheim.

Am westlichen Ende des Dorfes Hochheim steht in einer Gruppe alter Lindenbäume eine schlichte Kapelle, in deren Innern sich ein aus einem großen Stein ausgehauenes, mit Farben übermaltes Madonnenbild an der hinteren Wand über dem Altare befindet. Es stammt aus dem 15. Jahrhundert, und man erzählt von der Gründung dieser Kapelle:

Ein Landmann aus Hochheim pflügte seinen Acker um und traf an der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, auf einen Stein, der sich nicht entfernen lassen wollte. Als er ihn näher untersuchte, entdeckte er, daß der Stein sehr tief in der Erde steckte, sehr groß und obenein kunstvoll behauen war. Mit großer Mühe grub er den Stein aus und schaffte ihn in sein Haus. Aber am andern Morgen war der Stein wieder verschwunden und fand sich an derselben Stelle, an welcher er ausgegraben worden war. Der Landmann schaffte ihn zum zweitenmal in seine Wohnung, aber tags darauf war er wieder weg und lag wiederum auf dem Acker. Als es ihm auch zum drittenmal ebenso erging, merkte er, daß es mit dem Stein eine besondere Bewandtnis hatte, und er ging zum Pfarrer und erzählte ihm alles. Dieser riet ihm, an der Stelle, wo der Stein lag, eine Kapelle zu bauen und den Stein darin unterzubringen. Das tat der Bauer auch, und als die Kapelle vollendet war, stellte er den Stein am Altar auf; und als er ihn herumdrehte, da sah er, daß er das Marienbild trug, das heute noch in der Kapelle zu Hochheim zu sehen ist.

158. Die Kapelle bei Schwanebeck.

Um das Jahr 1334 hat ein leichtfertiger Bube sieben Abendmahlsbrote aus der Sakristei gestohlen. Bald aber reute ihn seine Tat und er vergrub sie auf einem Acker bei Schwanebeck. Dort pflügte gerade ein Bauer; als er an die Stelle kam, fielen die Pferde auf die Kniee und waren durch nichts zum Weitergehen zu bewegen. Da steckte der Bauer seine Peitsche in die Erde, um fortzugehen und Hilfe zu holen; die Peitsche aber schlug aus und wurde ein blühender Baum. Nun grub man nach und fand die Abendmahlsbrote. Da hat man an jener Stelle eine Kapelle errichtet.



VII. Der Teufel.

159. Der Teufel und das Wickelkind.

Früher konnte man an der Ulrichskirche zu Magdeburg eine Abbildung des Teufels sehen, der ein Wickelkind im Arme hielt. Das hatte folgende Bedeutung:

In Magdeburg lebte einmal ein reicher Kaufmann, der sich sehnlichst ein Kind wünschte. Seine Frau aber sagte, sie hätte keine Lust, sich mit Kindergeschrei und Wartung zu beschäftigen; das passe ihr nicht, sie wolle lieber die Bälle und Festlichkeiten besuchen. Als sie schließlich doch ein Kind bekam, überließ sie die Pflege vollständig dem Dienstmädchen. Als das Kind nun getauft werden sollte, bat sie ihr Mann, es doch wenigstens bis zur Kirche selber zu tragen; sie müßte sich doch vor den Leuten schämen, wenn sie das Kind dem Dienstmädchen selbst bei der Taufe überließe. Dazu erklärte sich die Frau denn auch schließlich bereit. Als sie nun der Kirche zuschritten, fing die Beele (Magdeburger Ausdruck für Wickelkind), die ja gar nicht an ihre unnatürliche Mutter gewöhnt war, furchtbar an zu schreien. Da wurde die Frau so wütend, daß sie sagte: „Halt deinen Mund, oder der Teufel möge dich holen!“ Da war das Kind plötzlich ganz still. Aber als der Pastor nachher das Kind übers Taufbecken halten wollte, ergab sich zum Entsetzen aller Anwesenden, daß das Steckkissen leer war. Der Teufel hatte das Kind tatsächlich geholt.

160. Die drei Teufelsbrüder und die Hexe von Wolmirstedt.

Im letzten Jahre des 16. Jahrhunderts saßen einmal in einer Kneipe am Johanniskirchhof in Magdeburg drei abgerissene Burschen bei einem Glase Zerbster Bitterbier. Es waren Charschenau, Kaspar Schumlau und Schmierlieb Kamm. Charschenau sagte: „Wenn uns bloß unser Herr nicht im Stich läßt!“ „Ja,“ sagte Schmierlieb Kamm, „dann könnte ich noch nicht einmal meine Zeche bezahlen.“ „Habt keine Sorge,“ erwiderte Kaspar Schumlau, „er kommt ganz gewiß.“ Kaum hatte er dies gesagt, so trat ein baumlanger, in einen schwarzen Mantel gehüllter Herr ins Zimmer und setzte sich zu den Dreien. „Seid ihr entschlossen?“ fragte er. „Und



die Bedingungen?" entgegnete Charschenau als der älteste der drei Gesellen. „Ich verlange nicht viel: jeder liefert mir alljährlich sieben Seelen, und wenn ihr sechzig Jahre alt geworden seid, bekomme ich eure eigene. Dafür verleihe ich euch die Gabe, euch jederzeit unsichtbar machen zu können." Die drei Burschen erklärten sich bereit, den Vertrag abzuschließen. Sie gaben ihm also die Hand, wobei sie bemerkten, daß der Handdruck schmerzte und ihre Hände hinterher etwas bluteten, und unterschrieben ein Stück Papier, das der Schwarze unter seinem Mantel hervorzog. Dann grüßte der Fremde, zufrieden grinsend, und verließ das Zimmer, nachdem er einen gefüllten Beutel auf den Tisch gestellt hatte.

Die drei Burschen kauften sich nun von dem Gelde zunächst schöne Kleider; dann fingen sie an, da sie ja die Macht hatten, sich unsichtbar zu machen, Einbrüche und Diebstähle zu verüben, so daß sie immer Geld in Hülle und Fülle hatten.

Viele Jahre verstrichen. Kamm und Charschenau standen schon an der Schwelle des sechzigsten Jahres, während Schumlau, der jüngste, noch ein stattlicher Mann war. Da verabredeten sie einmal, als sie im Krug zu Barleben saßen, einen Einbruch bei der Witwe des Müllers Wandler zu Wolmirstedt; Kaspar Schumlau wurde auf Kundschaft vorausgesandt. Er ging also nach Wolmirstedt und begab sich in die Mühle. Frau Wandler empfing ihn freundlich, bewirtete ihn mit Wein und Kuchen, und da sie eine bildschöne Frau war, vergaß Schumlau sein Vorhaben und machte ihr eine Liebeserklärung. Da lächelte die Wirtin und sagte: „Ich bin damit einverstanden, daß wir uns heiraten. Aber ich weiß doch ganz genau, daß das nicht der Zweck deines Kommens war." Da kriegte Schumlau einen furchtbaren Schreck. Aber Frau Wandler beruhigte ihn und sagte: „Hole man deine beiden Spießgesellen her. Geld habe ich nicht, da bemüht ihr euch also vergeblich; aber sie können Zeuge unserer Verlobung sein." Schumlau merkte, daß die Frau auch mit übernatürlichen Mächten im Bunde stand; aber da er ja ein Teufelsbruder war, so focht es ihn nicht weiter an, er holte seine Kumpane, und sie feierten die Verlobung bis in die Nacht hinein. Da klopfte es plötzlich an die Tür, und herein trat der schwarze Fremde. Frau Wandler grüßte ihn und bot ihm ein Glas Wein an. Er trank es aus und öffnete



dann das Fenster, wie um sich bei der heißen Sommernacht etwas abzukühlen. In diesem Augenblick schlug es zwölf. Da sagte er zu Charschenau und Schmierlieb Kamm: „Habt ihr vergessen, daß ihr in diesem Jahr das sechzigste Lebensjahr erreicht habt?“ Und er gab ihnen einen Tritt mit seinem Pferdefuß, so daß sie tot hinfielen, nahm sie unter seinen Mantel und flog mit ihnen aus dem Fenster.

Ein Vierteljahr später heiratete Kaspar Schumlau Frau Wandler. Aber da sie eine Hexe war, hatte er es sehr schlecht bei ihr. Jedesmal, wenn die höllischen Geister zu seiner Frau kamen, sperrte sie ihn in ein finsteres Zimmer. Da beschloß er, Buße zu tun. Er sagte sich von seiner Frau los und kehrte nach Magdeburg zurück, wo er als reuiger Sohn wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen wurde und die Stelle des Hausmanns auf dem Johannis-Kirchturm erhielt. Nun stellte sich bei ihm aber eine neue schlechte Eigenschaft ein, nämlich der Geiz. Er raffte habgierig Geld zusammen und spielte täglich mit den Münzen. Als er sechzig Jahr geworden war, wurde er schwer krank. Aber selbst im Bette konnte er sich nicht von dem Gelde trennen. Er schüttete es auf die Bettdecke und wühlte mit seiner fieberzitternden Hand darin herum. Als er eines Tages wieder mit dem Gelde spielte, kam durch das Fenster der Teufel hereingeflogen, packte ihn im Genick und drehte ihm den Hals um. Dabei sagte er: „In der nächsten Nacht hole ich deinen Leichnam.“ In der Nacht darauf wachte die Leichenfrau bei dem Toten; da kam wirklich der Teufel und wollte den Leichnam holen. Die Totenfrau warf sich aber übers Bette und vertrieb den Teufel durch Beten. Am nächsten Tage ließ sie den Toten gleich einsargen. Als er aber beerdigt werden sollte und man den Sarg vorher noch einmal öffnete, lag an Stelle des toten Schumlau ein alter Besen darin. So hatte ihn der Teufel also doch geholt. Man füllte nun den Sarg mit Steinen, und so wurde er beerdigt.

Als Frau Wandler davon hörte, ging sie zum Gericht und zeigte sich selbst als Hexe an. Sie sagte auch noch aus, daß sie den Prediger Andrä in Magdeburg-Neustadt vermittels Zauberei in eine tödliche Krankheit habe stürzen wollen, was ihr aber nicht gelungen sei, da Andrä ein frommer Mann war. Auf dieses Geständnis hin wurde



Frau Wandler als Hexe in Wolmirstedt verbrannt. Sie lachte aber fortwährend, und noch während die Flammen an ihr emporleckten, sprang sie auf dem Holzstoß herum und sang und spottete. Als der Henker nachher ihre Gebeine suchte, fand er nichts. Der Pfarrer Andrä, der später zum Diakonus an der Johanniskirche befördert wurde, erzählte noch: Er könne sich wohl erinnern, daß öfters ein junges, schönes Weib zu ihm gekommen sei, allerhand verfängliche Fragen an ihn gerichtet habe, ihm ihre Liebe erklärt habe und ihm fortwährend Geld gebracht habe, das er ihr aufheben sollte; er habe aber widerstanden, bis die Frau endlich scheltend weggelaufen und seitdem nicht mehr wiedergekommen sei.

161. Der Teufel hilft beim Buttern.

In Vorsfelde war eine Frau, der half der Teufel immer beim Buttern. Die Frau sagte dabei die Worte: „Ut jeden Hûs en Leppel vull.“ Dann ging der Teufel in jedes Haus und holte einen Löffel voll Sahne heraus, so daß die Frau immer viel Butter bekam. Eines Tages war ihre Nachbarin gerade im Hause, als sie butterte, hörte ihre Worte und sah den Erfolg. Da entwendete sie der Frau das Butterfaß und sprach dann beim Buttern, weil sie sich verhört hatte: „Ut jeden Hûs en Kettel vull.“ Ihre Bitte wurde erfüllt, und sie kriegte auf einmal so viel Sahne, daß sie aus dem Fasse herausfloß, und sie wie in einem Berge stand und sich vor lauter Sahne gar nicht helfen konnte.

162. Teufel, Mönch und Nonne.

Bei den Holzschnitzereien[4] in den Domherrenstühlen im Chore des Domes zu Magdeburg befindet sich eine Darstellung, wie ein feister Mönch mit großer Glatze und dickem Strick um den wohlgenährten Bauch eben im Begriff steht, eine zierliche junge Nonne ins nahe Kloster Huckepack zu tragen, dessen Pforten weit geöffnet sind. Neben der Tür hockt der Teufel in Bocksgestalt, mit langen, spitzen Ohren. Den Zeigefinger der rechten Hand hat er an den Mund gelegt und grinst höhnisch. Das spielt auf folgende Geschichte an:

Einst war ein Mönch des Franziskanerklosters von solcher Begierde nach einer Nonne ergriffen, daß er den Teufel herbeirief und ihm das Beste, was er habe, versprach, wenn er ihn



in den Besitz der begehrten Nonne brächte. Alsbald erschien der Teufel in Menschengestalt in der Zelle des Mönchs und erbot sich, ihm zu dem Gewünschten zu verhelfen, wenn er ihm tatsächlich, wie er es ja selbst angeboten habe, sein Bestes gäbe. Das versprach der Mönch mit Freuden; denn er dachte, er hätte den Teufel überlistet, da ja selbst das Beste aus seiner armseligen Zelle nicht viel Wert hatte. Der Teufel spielte nun den Vermittler, und der Mönch holte sich die Nonne aus dem Kloster und trug sie in seine Zelle.

Am nächsten Morgen erschien der Mönch nicht zur Mette. Als man ihn holen wollte, fand man die Tür seiner Zelle fest verschlossen. Nun brach man sie gewaltsam auf, und da sah man in der Mitte der Zelle die Leiche des Mönches liegen; der Teufel hatte ihm das Genick umgedreht, so daß sein Antlitz im Nacken saß. Der Höllenfürst war doch klüger gewesen als der Mönch; dieser hatte an das Beste seiner irdischen Habseligkeiten gedacht, der Teufel aber hatte mit dem Besten die Seele des Mönches gemeint. Die hatte er sich nun geholt, während er den schlechten Körper zurückgelassen hatte.

163. Die Hochzeit des Teufels.

Im 16. Jahrhundert hat der Teufel in eigener Person in der Stadt Braunschweig Hochzeit gehalten, und zwar mit seiner Großmutter. Nächtlicherweile hat er von dem kaiserlichen Obersten, der in Braunschweig kommandierte, Meineke von Peine, sich dessen großen Saal ausgebeten und nach einigem Zögern von diesem auch erhalten. Dafür durfte auch zugeschaut werden; aber von den Teufelsspeisen sollte keiner der Zuschauer etwas anrühren. Zwei Mägde Meinekes haben auch zugeguckt und folgendes erzählt:

Nachts um die zwölfte Stunde sind viele Wagen vorgefahren und Reiter angekommen. Der ganze Saal war voll Teufel und Teufelinnen in Menschengestalt. Der oberste Teufel erschien als junger Mann, fein geputzt, aber mit zwei Hörnern auf dem Kopfe; seine Braut war häßlich wie die Nacht und sprang auf Krücken. Nachdem alle weidlich gegessen und getrunken, wurde getanzt und dann um drei Uhr aufgebrochen. Der Saal war ganz rein geblieben, und zum Dank hinterließen die Teufel einen kostbaren Teppich und



einen Ring im Werte von 2000 Dukaten und dabei einen Zettel, auf dem stand, Meineke von Peine würde stets mit seinen Kindern im Wohlstande bleiben, wenn Ring und Teppich immer zusammenblieben.

164. Der Teufel brennt Branntwein.

Zwei Männer hatten einen Grenzstreit. Da ging jeder nachts heimlich los und wollte den Grenzstein verrücken. Als sie sich nun beide trafen, fingen sie an, sich furchtbar zu prügeln. Nun hatte sich auch der Teufel eingefunden und wollte die Seelen der Grenzsteinverrücker holen; und als er sah, wie sie sich prügelten, hielt er die Gelegenheit für gekommen, stürzte sich auf sie und wollte mit ihnen zur Hölle fahren. Als aber die Männer merkten, daß der Teufel seine Hand im Spiele hatte, wandten sie sich beide gegen ihn und verdroschen ihn so, daß der ganze Wald nach Schwefel stank. Da flüchtete der Teufel in seiner Angst in eine hohle Buche. Die beiden Männer aber, als sie das sahen, verrammelten die Buche und mauerten sie am nächsten Tage zu. Da konnte der Teufel nun nicht mehr raus.

Als die armen Seelen in der Hölle merkten, daß der Teufel nicht mehr da, entschlüpften sie alle, eine nach der andern, aus der Hölle und zogen nach dem Himmel, wo die reumütigen Sünder von Petrus auch eingelassen wurden.

Nach langen Jahren wurden nun die Bäume in dem Teil des Waldes gefällt, in dem die Teufelsbuche stand. Als nun diese Buche gefällt wurde, entfuhr der Teufel frohlockend und mit furchtbarem Gestank seinem Gefängnis und begab sich geraden Weges in die Hölle. Aber da sah er zu seinem Erstaunen, daß außer seiner Großmutter keine arme Seele mehr in der Hölle war. Da fing er mächtig an zu schimpfen; aber seine Großmutter gab ihm einen Rat, wie er die Hölle wieder voll kriegte: „Geh nach Nordhausen," sagte sie, „und brenne Branntwein!"

Da ging der Teufel nach Nordhausen und brannte Branntwein. Und wenn die Leute den tranken und nicht mehr wußten, was sie taten, dann kam der Teufel, und sie verschrieben ihm im Rausch ihre Seele. Seitdem ist die Hölle wieder voll geworden, und jetzt muß sie sogar durch einen Anbau erweitert werden.



165. Das Wirtshaus von Kloster Hamersleben.

Im Wirtshaus des Klosters zu Hamersleben spielten einmal an einem Sonntag während der Kirchzeit drei Männer Karten. Dabei fluchten sie furchtbar. Auf einmal kam ein fremder Reiter, setzte sich zu ihnen und spielte mit. Einmal fiel einem Spieler eine Karte zu Boden. Da leuchtete die Großmagd mit dem Krüsel (Tranlampe) unter den Tisch, und da bemerkte sie, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Als sich der Teufel nun erkannt sah, sagte er, er sei gekommen, sie zu holen, da sie während der Kirchzeit so greuliche Flüche ausgestoßen hätten; er würde ihnen ein Rätsel aufgeben, und wenn sie's nicht errieten, gehörten sie ihm. Das Rätsel aber hieß:

Dreimal knutt is knutt, Un doch nich eschört't.
(Dreimal geknotet ist geknotet, Und doch nicht geschürzt.)

Schon wollten sich die Spieler verloren geben, da sah einer, wie das Kind des Wirtes, das in der Wiege am Ofen stand, mit einem Strohhalm spielte. Da sagte er: „Das ist der Strohhalm, der hat drei Knoten und ist doch nicht geschürzt." Da mußte der Teufel fortfliegen, ohne die Spieler mitzunehmen. Diese aber fluchten fortan nicht mehr.

166. Die Teufelskanzel bei Burg Hanstein.

Am äußersten Rande des Eichsfeldes liegt die Burg Hanstein, eine gut erhaltene Ruine mit Türmen und Erkern. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt die Teufelskanzel, ein gewaltiger, hoher Felsvorsprung. Als das Christentum eingeführt war, ärgerte sich der Teufel, daß er nun nicht mehr soviel Menschen in die Hölle holen konnte, und um die Leute zu verführen, daß sie das Christentum wieder ablegten, verkleidete er sich als Priester und predigte von dem Felsvorsprunge herab. Als er eines Tages wieder einmal im Priesterkleid dort oben stand und anfing, das Böse zu predigen, rief ein Bauer, der in der Nähe frühstückte, hinauf: „Herr Pfarrer, Sie haben etwas vergessen! Eine richtige Predigt bei uns zu Hause fängt immer mit den Worten an: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes." Als der Teufel die heiligen Namen hörte, war er



so entsetzt, daß er in die unten vorbeifließende Werra sprang; da drückte sich sein Pferdehuf so tief ein, daß der Fluß an dieser Stelle heute noch die Form eines Hufeisens hat.

167. Die Teufelsbrücke im Salzigen See.

Bei Mansfeld gab es früher zwei Seen, den salzigen, der der größere war, und den süßen. Heute ist der salzige See ausgepumpt, weil man dort Bergwerke angelegt hat; der süße ist noch zu sehen. (In Wirklichkeit ist der „Süße" See salzig; eine um so merkwürdigere Tatsache ist die Bezeichnung als „Süßer" See, als er der einzige salzige Binnensee Deutschlands ist.)

Da, wo sich der kleinere, süße See dem salzigen näherte, liegt auf einem Hügel das Schloß Seeburg. Einer der dortigen Grafen machte mit dem Teufel einen Bund für eine Reihe von Jahren. Der Teufel versprach ihm, während dieser Zeit alles zu tun, was er forderte; aber nach Ablauf der Zeit sollte der Graf dem Teufel seine Seele übergeben. Der Graf tat nun mit Hilfe des Teufels allerlei Wunder; so fuhr er z. B. von Rollsdorf nach Wansleben und zurück mit seiner Kutsche quer über den salzigen See, und die Pferde machten im Wasser nur ihre Hufe naß, und die Räder schnitten nur so tief ein, wie der eiserne Reif, der sie umschloß, breit war.

Als aber der Vorabend des Tages kam, an dem der Teufel die Seele des Grafen kriegen sollte, ersann dieser ein recht schweres Stück, das ihm der Teufel noch machen sollte. Er befahl ihm, zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei einen Damm durch den See von Rollsdorf nach Wansleben hin zu bauen, damit die Leute künftig nicht mehr den weiten Umweg um den See herum zu machen brauchten. Um Mitternacht machte sich dann der Teufel an die Arbeit. Er stieg auf die Anhöhe bei Rollsdorf und warf zwei Schippen Erde ins Wasser. Das Loch, wo er die Erde ausgestochen hat, ist noch heute zu sehen. Als er aber die dritte Schippe voll Erde ausstach, kam gerade eine alte Frau von Rollsdorf, die einen Stamm Hühner nebst einem Hahn nach Halle auf den Markt tragen wollte. Oben auf dem Berge setzte sie ihren Korb nieder, um ein wenig auszuruhen. Durch die Erschütterung erwachte der Hahn im Korbe und begann zu krähen. Da dachte der Teufel, der Morgen bräche schon an.



Ergrimmt warf er die Schippe in den See, fuhr durch die Luft davon und rief: „Ein altes Weib geht über den Teufel!"

So wurde der Graf von Seeburg errettet. Im salzigen See zeigte man seitdem eine schmale Landzunge, die man Teufelsbrücke oder Teufelsspitze nannte.

168. Der Teufelsstein zu Zerbst.

Einmal verlangte der Teufel vom Herzog von Anhalt, daß er ihm die Stadt Zerbst geben sollte. Der Herzog weigerte sich, aber der Teufel setzte ihm so zu, daß er schließlich einwilligte, daß der Teufel die Stadt erhalten sollte, aber nur unter der Bedingung, falls dieser den großen Stein am Hainholz (heute: Friedrichsholz) dreimal um die Stadt tragen könnte. Der Teufel lachte, hieb mit einer Axt tief in den Stein hinein, so gewaltig, daß sie darin stecken blieb, nahm dann den Stein an der Axt auf die Schulter und trat den Marsch um die Stadt an.

Der Herzog, der große Angst hatte, betete unterdessen ohne Unterlaß, daß Gott das Unheil von der Stadt abwenden möge. Und das Gebet wirkte. Zweimal hatte der Teufel die Stadt schon umgangen, da fiel ihm am Hainholz der Stein von der Axt ab. Mit einem greulichen Fluche verschwand der Böse, und die Stadt war gerettet.

Der Stein lag nun wieder an derselben Stelle wie früher; aber wo der Teufel seine Axt hineingeschlagen hat, ist eine tiefe Rille, und die kann man heute noch sehen.

169. Die fehlende Schraube am Eisengitter im Magdeburger Dom.

Erzbischof Ernst (1476—1513) bemühte sich aufs äußerste, den Dombau, der sich schon dreihundert Jahre hingeschleppt hatte, zu fördern. Von dem berühmten Erzgießer Peter Vischer hatte er sich sein Grabmal in kunstvoller Arbeit herstellen lassen. Dieses herrliche Kunstwerk ließ er in der Ernstkapelle, d. h. in dem kapellenartigen Durchgang unter den Domtürmen aufstellen. Als Abschluß der Kapelle von dem Kirchenschiff sollte ein hohes, kunstreich gearbeitetes Eisengitter dienen. Ein sehr geschickter Schlossermeister übernahm die Ausführung. Seine Entwürfe fanden die Billigung des Erzbischofs, und er ging nun eifrig an die Arbeit. Allein



je mehr er sich in die Sache vertiefte, um so weniger gefiel ihm, was er geschaffen hatte. Er entwarf von neuem und verwarf immer wieder. So änderte er immer wieder und quälte sich ruhelos ab mit neuen Entwürfen. Darüber verrann die Zeit, und der für die Fertigstellung bestimmte Tag rückte bedenklich näher. Mit Schrecken sah der Meister, daß er das Werk, an dem für ihn Ehre und Lebensstellung hing, nicht rechtzeitig vollenden konnte. Er arbeitete Tag und Nacht, grübelte und sann, wie er die einzelnen Teile aufs schönste gestalten und am besten verbinden könnte. Aber immer wieder fand er Mängel und Hindernisse. So war die gesetzte Frist verflossen. Am andern Tage sollte die Besichtigung und Abnahme des Werkes durch den Erzbischof und seinen ganzen Hof stattfinden, und immer noch waren wichtige Teile unfertig, kleinere fehlten noch überall. Da packte den erregten Mann die Verzweiflung und in schmerzvollem Groll und Gram rief er: „So mag der Teufel das Werk vollenden! Ich kann es nicht."

Kaum war ihm das Wort entflohen, so klopfte es, und herein trat ein zwar handwerksmäßig, aber ganz schwarz gekleideter Mann. „Du hast mich gerufen," sprach er mit stechendem Blick und einem hämischen Lächeln. „Ich kenne deine Not und will dir helfen, durch ein Meisterwerk der Kunst ein berühmter und reicher Mann zu werden. Unterschreib dieses Papier, und die Sache ist gemacht." Der Meister sah den Fremden mit Schaudern an. Der boshafte und häßliche Ausdruck des höhnisch grinsenden Gesichts stieß ihn ab. Er wagte nicht zuzugreifen. Und doch lockte ihn die Ruhmbegier, und die Not drängte. Der Schwarze sah sein Zaudern und seine Lüsternheit und fuhr fort: „Dein Ruhm und dein Leben hängt an diesem Stückchen Papier. Zögere also nicht! Es könnte leicht zu spät werden." Schwer rang der Meister mit sich, endlich sprach er zitternd und mit tonloser Stimme: „Gib her! Ich unterschreibe. Aber eine Bedingung mußt du noch erfüllen!" „„Und die wäre?"" „Mit dem ersten Sonnenstrahl muß das Werk ohne Fehl und Tadel fertig sein! Es ist ja dann," fügte er tief aufatmend hinzu, „noch viel aufzuräumen." „„Gut!"" sprach befriedigt der Schwarze. „„Abgemacht! Schreib!""



Als der Vertrag geschlossen war, gingen sie zum Dom; denn schon war der größte Teil des Gitters aufgestellt. „Höre!“ sprach der Schwarze, als sie am Eingang standen, „trag' mich hinein; denn ich kann nicht die Schwelle überschreiten.“ Der Meister trug ihn über die Schwelle, und die Arbeit begann. Dem Fremden flog alles nur so von den Händen. Und wunderbar war es: Was dem Meister als höchster Ausdruck seines künstlerischen Empfindens vorgeschwebt hatte, das sah er hier sich gestalten und vollenden. Und alles ging so mühelos, daß ihn staunendes Entzücken und doch auch wieder ein furchtbares Grauen erfaßt. Schon war die Arbeit in den Hauptteilen fertig. Nur kleine Verzierungen fehlten noch und die letzten Schrauben. Als der erste Schimmer des Morgengrauens in das Dunkel des Kirchenschiffes drang, schlich sich der Meister hinweg, hinauf in den Bischofsgang, der wegen der noch frischen Malereien nach dem Kirchenschiff zu dicht verhängt war. Dort schritt er schnell nach den ostwärts gelegenen Fenstern und blickte sorgenvoll und schmerzlich bedrückt hinaus in das Morgengrau. Noch deckte ein dichter Nebelschleier den östlichen Himmel. Aber eine rötliche Färbung der Wölkchen und eine lebhafte Bewegung der Nebelmassen zeigte, daß der Kampf des Lichts mit der Nacht begonnen hatte, daß der siegreiche Strahl der Sonne die Nebel durchdrang. Da lief der Meister hastig an den Rand des Kirchenschiffs und rief: „Bist du fertig?“ „„Noch einige Minuten!““ rief der Schwarze und schneuzte das Licht, damit es besser leuchte. „„Die eine Schraube nur noch, und dann ist alles vollendet.““

Ängstlich bedrückt und schmerzlich hoffend wandte sich der Meister um. Und sieh' da! Der Nebelschleier wurde dünner und dünner, verzog sich — und jetzt wurde ein geringer Lichtblick sichtbar. In freudigem Erbeben riß der Meister mit zitternder Hand den Vorhang beiseite, und wie ein goldener Pfeil schoß der erste helle Sonnenstrahl in den dunklen Raum der Kirche. „Gerettet! Gerettet!“ rief der Beglückte in jauchzender Freude. Dann sank er um. Die Aufregung war zu groß gewesen. Der Schwarze schlug wütend auf das Licht, daß es erlosch, warf in wildem Grimm Zange und Schraube weit von sich und sprang von dem Gerüst herunter. „Du jubelst zu früh über deinen Sieg,“



schrie er wild. „Es soll dir nicht gelingen!“ Mit einem schrecklichen Fluch fuhr er empor zur Kirchendecke, durchstieß mit dem Kopf Decke und Dach und entschwand unter furchtbarem Gekrach und Gepolter, hinterließ aber einen höllischen Stank von Pech und Schwefel.

Den Meister fand man wie tot im Bischofsgang liegen. Wohl erholte er sich bei guter Pflege wieder etwas, verschied aber schon nach wenig Tagen, nachdem er sein Herz durch die Beichte von der Gewissensqual befreit hatte. Das Loch in der Kirchendecke, das der Schwarze gestoßen, blieb immer und ist auch jetzt noch da. Und die letzte Schraube an dem Gitterwerk fehlt noch heute. Das Gitter aber mit seinen herrlichen Verzierungen und prächtigen Verschlingungen gilt heute noch als eins der am meisten bewunderten Werke der Schmiedekunst.

VIII. Oertliche Besonderheiten.

170. Der Mann ohne Kopf im Schkeuditzer Stadtwappen.

Das Stadtwappen von Schkeuditz zeigt einen Mann ohne Kopf; den Kopf hat er im Arm. Auf der Siegelinschrift steht, daß dieser Mann den heiligen Alban darstellen soll, der im Jahre 300 als Märtyrer starb; er wurde von den Engländern, denen er den christlichen Glauben predigen wollte, hingerichtet. Als Schutzheiliger der Schkeuditzer Kirche wurde er zuerst im Kirchensiegel geführt und später, als Schkeuditz Stadtrechte erhielt, ins Stadtwappen übernommen.

Die alten Leute in Schkeuditz sagen, der Mann ohne Kopf sei nicht der heilige Alban, sondern es habe damit folgende Bewandtnis:

Früher lebte in Schkeuditz ein Mann namens Albanus. Der wurde wegen Leinwanddiebstahls zum Tode verurteilt. Noch auf dem Schafott beteuerte er seine Unschuld; als ihm die Richter aber doch keinen Glauben schenkten, rief er aus: „So gewiß ich unschuldig sterben muß, werde ich meinen Kopf mit den Händen auffangen!“ Der Kopf wurde ihm abgeschlagen — und siehe da! Der Hingerichtete fing ihn



mit den Händen auf und zeigte ihn dem Volke. Da beschloß man, zum Andenken an das Wunder als Stadtwappen einen Mann ohne Kopf zu nehmen.

171. Der Mägdesprung.

Bei Grizehne liegt ein steiler Berg an der Saale, heißt der Mägdesprung, und soll seinen Namen so bekommen haben: Im Dreißigjährigen Kriege, damals, als Magdeburg zerstört wurde, ist ein Mädchen, das von den Feinden verfolgt wurde, auf diesen Berg gekommen, und da sie keine weitere Rettung sah, ist sie vom Felsen herabgesprungen, durch die Saale geschwommen und hat sich so glücklich gerettet. Die Stelle, wo sie hinabgesprungen, ist noch heute sichtbar; denn es wächst dort kein Gras, und auch am andern Ufer, wo ein Weidicht ist (Sool nennt man es dort), läßt sich die Spur des Weges verfolgen; denn die Weiden, die man dort angepflanzt, sind stets sehr bald wieder verkommen, und so ist der Weg wüst geblieben bis diesen Tag. Weil das Mädchen aber so durch Gottes Gnade ihren Verfolgern entronnen ist, hat sie den Ort, wohin sie gelangte, „Gottesgnaden" genannt, und so heißt denn das dicht bei Kalbe am andern Ufer der Saale gelegene Dorf noch heute.

172. Die Butterjungfer in Zerbst.

I.

In Zerbst steht vor dem Rathaus eine hohe Holzsäule, auf der sich eine Figur befindet, die ein Mädchen mit langem, wallendem Haar darstellt, welches die linke Hand auf die Brust legt und in der rechten einen gefüllten Beutel trägt. Ihr Rock ist rot. Dies Bild soll die Zollfreiheit bedeuten. Früher wurde sie öfter erneuert und hatte manchmal eine Rose, manchmal einen Apfel in der Hand. Die Erneuerung bezahlte die Stadt. Die Holzsäule wurde etwa alle 40 Jahr erneuert; doch mußte immer erst die neue Holzsäule, die im Sommer zwischen 12 und 1 Uhr mittags aufgerichtet wurde, stehen, ehe die alte gefällt werden durfte.

II.

Man erzählt, daß früher die Butterfrauen nicht nach Zerbst hinein kamen, um ihre Waren zu verkaufen, sondern sich auf dem sogenannten Butterdamm, eine halbe Stunde



vor der Stadt, niederließen, weil sie die hohen Zölle am Stadttore nicht bezahlen konnten. Da mußten nun die Zerbster Hausfrauen immer erst hinauslaufen, wenn sie Butter kaufen wollten. Um ihnen das zu ersparen, erbot sich ein reiches Mädchen, der Stadt die Zollfreiheit zu erkaufen. Sie erlangte sie für die Stadt dadurch, daß sie den Weg vom Butterdamm bis zum Markt mit Talern pflasterte. Ihr zu Ehren errichteten dann die dankbaren Zerbster im 14. Jahrhundert das Standbild der Butterjungfer.

In schönen Sommernächten soll, so behaupten manche, die es gesehen haben wollen, die Butterjungfer mit dem Roland, der auch auf dem Marktplatz steht, spazieren gehen.

173. Der Hirsch zu Magdeburg.

Vor der Zerstörung Magdeburgs stand auf dem Marktplatz in der Nähe der Hartstraße auf einer steinernen Säule ein Hirsch; danach hieß die Hartstraße früher Hirschstraße.

Der Hirsch war aus Holz geschnitzt und hatte ein goldenes Halsband. Früher hat dort eine Schenke gestanden, in der es aber immer so lärmend zuging, daß sie abgebrochen wurde und an ihrer Stelle der Hirsch aufgerichtet wurde.

Andere wiederum sagen, daß im 15. Jahrhundert dort ein Gerichtshaus (Schöppenstuhl) gestanden habe, und daß der Hirsch ein Zeichen der Gerichtsbarkeit gewesen sei.

Wieder andere erzählen, Karl der Große habe auf der Jagd einmal einen jungen Hirsch gefangen und ihm ein goldenes Halsband umlegen lassen, auf dem die Worte standen:

„Lieber Jäger, laß mich leben,
Ich will dir auch mein Halsband geben."

Dann habe der Kaiser den Hirsch wieder laufen lassen. Zur Zeit Friedrich Rotbarts sei er wieder gefangen worden, und da habe man denn zum Andenken an Karl den Großen den hölzernen Hirsch mit dem goldenen Halsbande auf dem Marktplatz aufgestellt.

Vielleicht hängt das Hirschbild auch mit einer Begebenheit aus der Zeit zusammen, da Magdeburg von Moritz von Sachsen belagert wurde. Damals hielten die Magdeburger im Stadtgraben einige Hirsche; als die Belagerer nun einmal Kundschafter aussandten, fielen sie in den Wallgraben und wurden dort von den Hirschen durch Geweihhiebe getötet.



174. Das Kaiser-Otto-Denkmal in Magdeburg.

Auf dem Alten Markt zu Magdeburg steht unter einem steinernen Baldachin eine goldene Reitergestalt, links und rechts neben ihm zwei Frauen, unten vier steinerne Ritter. Das soll Otto der Große sein mit seinen beiden Frauen Editha und Adelheid. Wahrscheinlich ist dies uralte Denkmal ein Zeichen der freien Gerichtsbarkeit der Stadt Magdeburg, hat also dieselbe Bedeutung wie in andern Städten der Roland. Denn der Reiter trägt keinen Bart, während Otto in seiner Grabkapelle im Dom einen Vollbart hat. Man nennt das Denkmal aber doch das Kaiser-Otto-Denkmal und erzählt sich, daß der Kaiser in der Neujahrsnacht um 12 Uhr eine Wendung auf seinem Pferde mache. Andere sagen, er umreite zwischen 12 und 1 Uhr die Stadt, um zu sehen, ob sein geliebtes Magdeburg weiter blühe und gedeihe, und ob alles in Ordnung ist. Manche erzählen auch, daß der Kaiser am Silvesterabend von seinem Denkmal heruntersteige, in eine Kneipe gehe und ein Glas Bier trinke und dann wieder hinaufklettere, so daß man am Neujahrsmorgen nichts Auffälliges mehr wahrnimmt.

175. Kaiser Lothar und seine Gemahlin.

An der Außenseite des Hausmannsturmes zu Helmstedt, der von der mittelalterlichen Stadtbefestigung noch stehen geblieben ist, befindet sich eine viereckige Nische, in der sich unter einem Baldachin ein Christusbild befindet. Jesus setzt der neben ihm trohnenden Mutter Maria die Himmelskrone auf. Die Leute sagen aber, daß seien nicht Christus und Maria, sondern Kaiser Lothar und seine Gemahlin Richenza, die in der Stiftskirche zu Königslutter begraben liegen. Wenn es zwölf Uhr nachts schlägt, so erheben sie sich und gehen miteinander dreimal um den alten Turm herum.

176. Schellenmoritz.

In der Moritzkirche zu Halle steht das Bild des heiligen Mauritius, ihres Schutzherrn, in Stein gehauen. Es ist 1411 von Konrad von Eimbeck gearbeitet, und das Gewand ist mit Schellen besetzt. Das Volk nennt ihn darum Schellenmoritz, und es knüpft folgende Sage an ihn:



Moritz war der Erbauer der Moritzkirche. Er war so jähzornig, daß er, wenn er auf den Bauplatz kam und ein Arbeiter sich eben ausruhte, ihn gleich totschlug. Nachträglich bereute er den Mord stets, und um sich ferner davor zu schützen, ließ er sich einen Rock mit Schellen machen und bat die Arbeiter, wenn sie an den Schellen hörten, daß er käme, und gerade feierten, gleich an die Arbeit zu gehen, daß er keinen zu strafen brauche.

177. Der Nobiskrug.

I.

Das Dorf Neu-Ferchau hieß früher Noberskrog. Ursprünglich hatte hier ein Gastwirt aus Magdeburg einen Krug an der Landstraße bauen wollen, sein Geld reichte aber nur zu einer Erdhütte. Nach und nach aber soll er durch Würfelspiel mit den Fuhrleuten so reich geworden sein, daß er sich ein wunderschönes Gehöft bauen konnte, worauf sich denn auch andere Leute dort niederließen. So entstand das Dorf Neu-Ferchau. Wenn die Fuhrleute von Lubitz gekommen sind, so haben sie gesagt: „Nu willen wî no'n Noberskrog," und davon ist dann der Name entstanden.

II.

Im Nobiskrug, heißt's in der Altmark, kommen wir alle einmal nach dem Tode zusammen; da wird Karten gespielt, und die, welche das im Leben nicht gelernt haben, müssen dort Fidibusse machen. Wer bei Lebzeiten nichts getaugt hat, muß Schafböcke hüten. Andere aber sagen, im Nobiskrug erhalte man den Paß zum Himmel, und wieder andere meinen, der Nobiskrug sei der Himmel selber.

178. Die Bismarksche Laus.

Südlich von Bismark steht noch der Turm einer Kirche; das ist die Stelle, wo ehemals die Stadt gestanden haben soll, bis sie im Kriege zerstört wurde und nun ihre jetzige Lage erhalten hat. Der Turm heißt weit und breit „Die bismarksche Laus", und man erzählt, daß die Leute früher mit großen Opfergaben nach der Kirche gewallfahrtet seien, und diese seien auch nötig gewesen, da oben an der Spitze des Turms eine große Laus an einer Kette gelegen, die täglich mehrere Pfund Fleisch gefressen.



179. Der verschwundene Tambour.

Im Dom zu Stendal hängt bloß in einem Turm eine Glocke; in dem andern ist nichts; darum heißt er der wüste Turm. Ebenso ist's auch mit dem einen Turm der Marienkirche. Von jedem dieser beiden wüsten Türme geht tief in die Erde hinein je ein unterirdischer Gang; die beiden Gänge sollen in den Gang münden, der unter dem Domhof, der Hallstraße und dem Markt einhergeht. Unter der Hallstraße hallt es auch wirklich dumpf.

Vor vielen Jahren wollte man die Gänge einmal untersuchen. Es traute sich aber keiner hinein. Nun war damals ein Tambour zum Tode verurteilt worden. Den fragte man denn, ob er den Gang untersuchen oder gehangen sein wollte. Er wählte gern das erste. Man ließ ihn also von dem wüsten Turm des Domes aus in den Gang hineinsteigen und befahl ihm, zu trommeln, damit man oben auf der Erde hören könnte, wie weit er gekommen sei. Der Tambour trommelte unter dem ganzen Domhofe weg bis mitten unter die Hallstraße. Da verstummte die Trommel auf einmal, und man hat von dem Tambour nie wieder etwas gesehen oder gehört.

180. Das Sühnekreuz von Wanzleben.

Gleich am Anfange der Bottmersdorfer Landstraße steht an einer kleinen Biegung ein altes, schon verwittertes Steinkreuz. An dieser Stelle hatte einmal ein Wanzleber Gutsbesitzer mit seinem Schäfer einen Streit. Als der Schäfer Widerworte gab, wurde sein Herr so wütend, daß er ihn erschlug. Kaum hatte er das getan, so gereute es ihn auch, und er ließ zur Sühne das Steinkreuz setzen. Genaueres aber erfuhr niemand, und selbst die ältesten Leute können keine Auskunft darüber geben.

181. Das steinerne Kreuz bei Groß-Möhringen.

Vor dem Dorfe Groß-Möhringen steht am Stendaler Wege ein altes steinernes Kreuz. Das ist zum Andenken eines Mordes gesetzt, den dort ein Glockengießer an seinem Gesellen verübt hat. Dem Meister nämlich, der ein zorniger und ungeduldiger Mensch war, wollte der Guß einer Glocke nicht gelingen, die er für das Dorf machen sollte. Er lief daher nach Stendal, um noch einige Zutaten herbeizuholen; als er



fort war, machte sich der Geselle ans Werk, da er gemerkt hatte, was der Meister in seiner Aufgeregtheit nicht richtig gemacht hatte. Und weil er die Sache ruhig und verständig anfing, so hatte er in kurzem, noch bevor der Meister aus Stendal zurückkehrte, eine vortreffliche Glocke gegossen. Wie das aber der Meister bei seiner Rückkehr sah, da erfaßte ihn der rasende Neid, und er erstach den Gesellen auf der Stelle.

182. Das steinerne Kreuz bei Lindstedt.

Zwei Ritter trafen sich auf dem Wege nach der Kirche in Lindstedt. Der Weg war so schmal, daß einer hinter dem andern gehen mußte. Es wollte aber keiner dem andern den Vortritt lassen. Schließlich kam es zum Zweikampf, in dem sie sich beide gegenseitig töteten. Weil die Ritter sich wegen einer so törichten Angelegenheit umgebracht hatten, wollte man sie nun nicht in geweihter Erde begraben. Man verscharrte sie also an Ort und Stelle und errichtete als Wahrzeichen ein großes steinernes Kreuz. Neulich ist dieses beseitigt worden; als man bei der Gelegenheit nachgrub, fand man noch zwei Schädel und menschliche Gebeine.

183. Der versteinerte Mönch.

Unter der Chortreppe in der Johanniskirche zu Barby steht der sogenannte Mönch, eine betende Steinfigur; das soll ein Franziskaner sein, der dort immerfort gebetet hat, bis er versteinert worden ist.

184. Die Speckseite bei Aschersleben.

Zu den sieben Wunderdingen der Stadt Aschersleben gehört die Speckseite. Sie liegt an der Schierstedter Straße, jenseits der Eisenbahnlinie Halle—Halberstadt, wenige Minuten östlich von der Stadt. Dort befindet sich auf einem Hügel ein zwei Meter hoher Stein, der so aussieht wie eine Speckseite. Außerdem ist er mit einer Anzahl von Nägeln beschlagen, lauter eisernen, darunter die meisten von ziemlicher Größe und mit dickem Kopfe. Man erzählt, daß die Aschersleber früher jeden Fuhrmann, der zum erstenmal in die Stadt kam, zwangen, einen Nagel in die Ritzen des Steines zu schlagen. Andere Leute sagen, daß das die Lehrlinge der Pferdehändler tun mußten, und zwar erhielten sie so lange Prügel, bis der Nagel fest saß.



Unter dem Hügel sollen Franzosen begraben liegen. Einmal hat man alles durchgewühlt und dabei sechs Gerippe gefunden, und zwar drei männliche, zwei weibliche und eins von einem Kind. Außerdem war noch ein einzelner Schädel dabei, zu dem weiter keinerlei Knochen gefunden worden sind.

In der Umgegend gibt es noch mehrere solche benagelten Steine; so z. B. die „blaue Gans". Dieser Stein wurde früher bei jedem Gewitter so weich, daß man Nägel hineinschlagen konnte. Ähnliche Steine befinden sich in Ermsleben, Gerbstedt und Eisleben. Der in Eisleben ist heute weg; niemand weiß, wo er hingekommen ist.

185. Der Lutherstein in der Dübener Heide.

In der Dübener Heide — die übrigens keine Heide, sondern ein entzückender Wald ist — liegt ein Stein, auf dem „Lutherstein" steht. Die Sage erzählt, daß früher, als in Wittenberg noch die Universität war, die heute in Halle ist, und als Luther dort lehrte, die Studenten und Freunde des Reformators ihn von Wittenberg aus bis hierher begleitet hätten, als er nach Leipzig zur Disputation mit Dr. Eck reiste. Ebenso sollen sie sich an dieser Stelle unter vielen Tränen von Luther verabschiedet haben, als er später in seinem Wägelchen über Düben nach Worms fuhr.

Andere Leute sagen, daß diesen Stein der Teufel vom Brocken aus nach Wittenberg geschleudert habe, um Luther zu treffen; er habe aber das Ziel verfehlt und sei in der Dübener Heide bei Tornau niedergefallen.

186. Der Tetzelstein.

Am Wege zwischen Groß-Schöppenstedt und Königslutter liegt der Tetzelstein; der ist dort zum Andenken daran aufgerichtet worden, daß ein Ritter von Hagen hier, nachdem er zuvor Ablaß für alle seine künftigen Sünden von Tetzel erkauft, diesem seinen Geldkasten, ungeachtet aller seiner Verwünschungen, abgenommen.

Andere Leute erzählen, es sei in Flechtingen gewesen, und der Ritter habe von dem Gelde, das er Tetzel abgenommen hatte, in Flechtingen eine Kirche gebaut, da noch keine vorhanden war.



187. Der Napoleonstein bei Schulpforta.

Wenn man von Kösen nach Schulpforta geht, so sieht man auf dem dahinter liegenden Berge einen Stein, der der Napoleonsstein genannt wird. Von diesem Stein wird erzählt, daß Napoleon, als er sich nach seiner Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig zurückziehen mußte, auf ihm gesessen habe und so verzweifelt gewesen sei, daß er geweint habe.

188. Riesensteine.

I.

Der Turm von Zethlingen bei Kalbe an der Milde hat keine Spitze; die hat nämlich mal ein Riese abgeworfen. Ebenso wollte er es mit dem Güssefeldschen Turm machen; da traf er aber vorbei. Der Stein fiel vor dem Dorfe nieder, wo er noch heute zu sehen ist; alle fünf Finger des Riesen haben sich in ihn eingedrückt.

II.

Zwischen Ladeburg und Vehlitz bei Leitzkau lag früher hart am Wege ein großer Stein, auf dem ein Riese seinen Sitz hatte; ein paar große Vertiefungen zeigen deutlich, wo er seinen Löffel hinzulegen pflegte, und daneben ist auch noch eine runde, kleine, wo seine Uhr gelegen hat.

189. Der Riesenklüter.

In Evessen ist ein schöner Hügel, auf dem eine uralte Linde steht. Dieser Hügel heißt „Hoch", und er ist so entstanden: Ein Hüne war bei Regenwetter eine lange Strecke durch den Elm gegangen, wobei ihm von dem schweren Lehmboden soviel am Stiefel sitzen geblieben war, daß er nicht weiter konnte. Da strich er sich einen großen Klüter (Erdklumpen) von der Sohle ab, und das ist der Hügel in Evessen.

190. Der Kinderberg bei Hohengrieben.

Unweit des kleinen Dorfes Hohengrieben in der Altmark liegt ein Hügel, der allgemein der Kinderberg genannt wird. Ein alter Schäfer mußte täglich, wenn er mit seiner Herde dorthin zog, an diesem Berg vorbei. Eines Tages hat er heimlich sein kleines Kind, das ihm lästig war, getötet, oben auf dem Berge ein Loch gegraben und dort das tote Kindchen



hineingelegt. Seitdem heißt der Hügel der Kinderberg, und oben ist es nicht geheuer; es spukt dort, und besonders kleine Kinder dürfen diesen Berg nie betreten.

191. Das Hünengrab bei Steinfeld.

In grauer Vorzeit lebte in Kläden und in Steinfeld je ein Riese. Die vertrugen sich so gut, daß sie sogar einen gemeinschaftlichen Backofen hatten, und zwar in Kläden. An den verabredeten Tagen hatte der Klädensche Riese es übernommen, den Ofen zu heizen, und wenn er heiß genug war, so schlug der Riese mit seinem Messer an den Backtrog. Wenn der Steinfelder das hörte, nahm er dann seine Teigmolle auf die Schulter und ging damit nach Kläden. Eine ganze Zeit ging das so sehr gut, bis einmal „der Pott ein Loch kriegte". Und das kam so:

Als wieder einmal der bestimmte Backtag da war, wollte der Klädensche den Backtrog reinigen. Bei dieser Arbeit peinigte ihn beständig eine Fliege, welche stets wiederkam, so oft er sie auch fortscheuchte. Endlich setzte sie sich auf den Backtrog. Warte, dachte der Riese, jetzt kriege ich dich! Und er nahm sein Messer, holte aus und schlug die Fliege tot. Der Schlag war aber so stark gewesen, daß der Steinfelder Riese glaubte, sein Kollege in Kläden habe ihm das verabredete Zeichen gegeben, daß der Backofen heiß sei. Obgleich er eben erst dabei war, den Teig zu kneten, so beeilte er sich, nahm schnell den Teig auf und eilte mit Riesenschritten nach Kläden. Doch der Klädensche Riesenbäcker saß noch ganz gemütlich beim Frühstück und hatte seinen Teig noch nicht eingerührt und auch den Backofen noch gar nicht angeheizt. Da der Steinfelder nicht anders dachte als der Klädensche habe ihn foppen wollen, so wurde er wütend, überhäufte ihn mit den gröbsten Schimpfreden und wollte ihm seine Molle mit dem Brotteige über den Kopf stülpen. Zornig lief er nach Steinfeld zurück; der Klädensche aber, der sich die Schimpfereien nicht gefallen lassen wollte, immer hinter ihm her, um sich zu rächen. Kurz vor Steinfeld prügelten sie sich mächtig und warfen sich mit Steinen. Von diesem Steinkampfe sind die gewaltigen Blöcke des Hünenbettes bei Steinfeld liegen geblieben, wo sie noch heute zu sehen sind.



Dieses Hünengrab ist das größte in der Altmark und mißt im ganzen etwa fünfzig Meter. Der Deckstein der Steinkammer ist bekannt unter dem Namen „klingender Stein“, weil er beim Anschlagen einen hellen, klangvollen Ton von sich gibt.

192. Das Hünenblut.

Zwischen dem Städtchen Egeln und dem Dorfe Westeregeln, unweit des Hakels, findet sich in einer flachen Vertiefung rotes Wasser, welches das Volk „Hünenblut“ nennt. Ein Hüne (Riese) floh, verfolgt von einem andern, überschritt die Elbe, und als er in die Gegend kam, wo jetzt Egeln liegt, blieb er mit einem Fuße, den er nicht hoch genug hob, an der Turmspitze der alten Burg hängen, stolperte und stürzte nieder. Seine Nase aber traf gerade auf einen großen Feldstein bei Westeregeln mit solcher Gewalt, daß er das Nasenbein zerschmetterte und ihm ein Strom von Blut entstürzte, dessen Überreste noch jetzt zu sehen sind.

Andere Leute erzählen, daß in der Gegend von Westeregeln eine Hüne wohnte, der sich oft das Vergnügen machte, über das Dorf und seine kleinen Bewohner hinwegzuspringen. Bei einem Sprung aber ritzte er seine große Zehe an der Turmspitze, die er berührte. Das Blut spritzte aus der Wunde in einem tausend Fuß langen Bogen bis in die Lache, in der sich das nie versiegende Hünenblut sammelte.

193. Der Lutterspring.

Eine Viertelstunde von Königslutter entspringt die Lutter am Elm und sendet ihr klares Wasser zur Stadt hinab, die in alter Zeit kein gutes Wasser hatte. Ein Schäfer nämlich, der an dortiger Stelle weidete, steckte einmal seinen Stab in die Erde; da sprudelte plötzlich ein Quell hervor, und immer stärker quoll er auf, und so entstand die heutige Quelle. Zum Andenken daran hat man ein Häuschen über dem Quell gebaut und das Bild des Schäfers über der Tür angebracht.

194. Der Gütchenteich.

An der Nordostseite von Halle, zwischen dem Geist- und Steintor, liegt ein kleiner Teich, welcher der Gütchenteich oder die Gütchengrube heißt. Aus diesem stammen die Kinder,



die in Halle geboren werden. Die Kinder, welche in Glaucha zur Welt kommen, kommen aus dem Teich am roten Tor (hinter dem Waisenhausgarten); hier soll auch einst eine Gräfin in einer schwarzen Kutsche bei Nacht versunken sein.

195. Das Grundlos.

I.

Unweit von Kroppenstedt liegt das Grundlos, ein Wasser, klar und rein wie Gold, und tief, so tief, daß noch keiner hat den Grund finden können. Innen aber ist's voll zackiger Klippen, daß den Fischern noch immer die Netze zerrissen, wenn sie drin fischen wollten. Hier hat vor Zeiten ein Krug gestanden, der ist an einem Tage urplötzlich untergegangen. Man erzählt, es sei gerade an dem Tage ein Herr mit seinem Diener dort eingekehrt. Da habe ein Mädchen im Hause, das ein Stück von der weißen Schlange gegessen hatte, den Hahn rufen hören: „Heut nachmittag um drei Uhr wird der Krug untergehen!" Das hat sie sogleich dem Diener erzählt, und der hat's wieder seinem Herrn gesagt. Der hat gesprochen: „So laß uns eilen, daß wir fortkommen!" Haben sich auch schnell aufgemacht und sind davongegangen. Aber wie sie ein Stück Weges fort sind, fällt dem Herrn ein, daß er sein Taschentuch (andere sagen: seine Handschuhe) habe liegen lassen; darum schickt er den Diener zurück, daß er es hole. Aber kaum dreht er sich um, so ist kein Krug mehr zu sehen, sondern an der Stelle desselben steht ein tiefes Wasser, und das ist das Grundlos.

Mancher Schwimmer ist schon hinuntergestiegen und hat gemeint, dort unten Geld zu finden; aber es ist noch keinem gelungen, bis auf den Grund zu kommen. Darum kann auch keiner sagen, ob der Krug noch da unten steht. Aber recht richtig ist's nicht im Wasser; denn Holz, was man hineinwirft, geht sogleich senkrecht in die Tiefe. Und das Wunderbarste von allem ist, daß das Grundlos überfließt, wenn teure Zeit ins Land kommen will.

II.

Mal kommt ein Kroppenstedter auf seinen Acker in der Nähe des Grundlos, um da zu pflügen; da findet er einen Schimmel auf seinem Felde, der hat vollständiges Sielzeug an, mangelt auch nicht ein Riemen daran. Da denkt er bei



sich: „Der kommt dir grade zu paß, mit deinem alten Gaul geht's sowieso nicht recht vorwärts.“ Er schirrt ihn also gleich zu seinem Pferde an den Pflug; nun ackert er auf und ab und ist in kurzer Zeit fast mit seiner Arbeit fertig, aber da ist des Schimmels Stunde um, und hui! stürzt er fort und reißt das andere Pferd samt dem Pfluge mit sich hinunter in das Grundlos. Da sind beide verschwunden und nimmer wieder zum Vorschein gekommen.

196. Die rote Erde bei Krumke.

Unweit der Stadt Osterburg liegt das Dorf Krumke. In der Nähe dieses Dorfes, da, wo jetzt die Krumkesche Schäferei liegt, hat vor langen Jahren eine große und mörderische Schlacht stattgefunden, in der Huder von Stade und Albrecht von Askanien sich um die Altmark stritten. In dieser Schlacht sind so viele Menschen ums Leben gekommen, daß die Erde rund umher ganz rot geworden und ein Bach, der dort fließt, voll Blut gewesen. Noch jetzt ist die Erde dort ganz rot, als wenn das Blut der Erschlagenen nicht zu vertilgen wäre. Das Bächlein, das früher Klia hieß, wird seitdem die rote Furt genannt.

Nach einer andern Sage ist an dieser Stelle eine Schlacht zwischen den Städten Seehausen und Osterburg gewesen. Dabei ritt der Anführer der Osterburger auf einem Ochsen. Auf diesen Umstand beziehen sich die zwei letzten Verse des folgenden alten Liedes, das die sieben Städte der Altmark kennzeichnet:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Gardeleger wüllen Junker sin,
De Tangermünder hebben den Mot,
De Soltwedler hebben dat Got,
De Seehuser, det sind Abentür',
De Werbner jeben den Weiten dür,
De Osterborger wollden sik räken
Un deden den Bullen vör'n Bären stäken.

Andere Leute erklären die letzten beiden Verse anders, nämlich so: Vor langen Jahren sah der Osterburger Turmwärter eines Tages einen großen Haufen Tiere auf die Stadt zukommen. Er hielt sie für Bären und eilte voller Schrecken vom Turm herunter in die Stadt und verkündete den Bürgern,



daß eine Menge Bären im Anzuge auf die Stadt wäre. Da kam denn die gesamte Bürgerschaft zusammen, mit Spießen, Stangen, Mistforken und was man sonst in der Eile an Waffen hatte aufgreifen können. So zogen sie dem schrecklichen Feinde entgegen. Als sie aber den Haufen Tiere erreicht hatten, da sahen sie, daß es keine Bären waren, sondern eine Herde Ochsen, die friedlich der Stadt zugetrieben wurden.

197. Der Mehlberg.

Bei dem Dorfe Schrampe liegt ein Berg aus ganz feinem, weißen Sand. Er wird von den Bewohnern der Gegend der Mehlberg genannt, und es geht die Sage, daß in ganz teuren Zeiten die armen Leute aus diesem Berge ihr Mehl zum Brotbacken holen. Früher soll es bereits öfters geschehen sein.

198. Die Eiche bei Lüchow.

Im Walde bei Lüchow, die Planke genannt, sieht man die sogenannte schöne Eiche. Sie ist über 70 Fuß hoch, grad und schlank wie eine Tanne, und hat keine andern Zweige gehabt, als welche oben die Krone bilden. Von den Landleuten wird diese Eiche für heilig gehalten. Jetzt ist sie verdorrt. Unzählige Wanderer haben ihre Namen in die Rinde geschnitten.

Nach der Volkssage soll dort in uralten Zeiten, als die sogenannten vierzehn Gräben oder Wälle in einer Schlacht gestürmt wurden, ein König erschlagen sein. Dieser König hatte eine Eichel im Munde gehabt, und nachdem er dort in ein Grab gelegt, ist daraus die herrliche Eiche erwachsen.

199. Die beiden Schillerlinden in Lauchstädt.

Am Brunnen in Lauchstädt stehen zwei prachtvolle Lindenbäume. Man erzählt, daß Schiller, als er sich mit Charlotte von Lengefeld in Bad Lauchstädt traf, unter einer dieser Linden Lotten seine Liebe gestanden und sie um ihre Hand gebeten hat.

200. Der rote Turm zu Halle.

Auf dem Marktplatz zu Halle steht ein roter Turm. Wenn teure Zeiten kommen, sprudelt aus diesem an der Südseite ein Quell hervor; je stärker er hervorquillt, desto teurer werden die Zeiten; wenn er ganz versiegt, ist das ein Zeichen, daß die Zeit gut ist.



201. Die beiden Türme in Brunau.

Die Kirche in Brunau hat zwei Türme, von denen der eine rund, der andere achteckig ist. Es sollen nämlich einmal in Plathe, dem Stammsitz derer von Alvensleben, zwei Schwestern des Geschlechts gelebt haben, welche sehr fromm waren und die Kirche in Brunau bauten. Als nun alles bis auf die Turmspitze fertig war, konnten sie sich darüber nicht einigen und kamen schließlich überein, daß jede von ihnen eine Spitze bauen wolle, und da hat dann die ältere die runde und etwas höhere Spitze, die jüngere Schwester aber die achteckige gebaut.

202. Die verkehrte Kirche zu Beelitz.

In der Altmark kommen viele Dinge sieben mal vor; so gibt es dort z. B. sieben Städte (Stendal, Salzwedel, Gardelegen, Osterburg, Seehausen, Tangermünde und Werben), sieben Marktflecken (Arneburg, Arendsee, Bismark, Kalbe, Beetzendorf, Apenburg und Buch), sieben Flüsse (Tanger, Uchte, Biese, Balsam, Zehre, Aland und Jeetze) usw. So gibt es auch sieben Kirchen, deren Türme nicht nach Westen, sondern nach Osten stehen, nämlich in Arendsee, Hämerten, Nesenitz, Staffelde, Storkow, Tangeln und Wallstawe. Heute steht außerdem auch noch die Kirche in Beelitz verkehrt, während diese früher richtig gestanden hat. Wie es kam, daß sie nicht mehr richtig steht, darüber erzählt die Sage folgendes:

In Beelitz wohnte einmal ein Bauer, der sehr groß war und ungeheure Kräfte hatte. Er lebte mit der Gemeinde in Unfrieden, und als noch dazu kam, daß seine Wirtschaft zurückging, da beschloß er, auszuwandern. Um aber der Gemeinde, die ihn so oft geärgert hatte, noch einen Streich zu spielen, steckte er bei seinem Weggange einen langen, starken Baum durch die Schallöcher der Kirchtürme und drehte damit die ganze Kirche herum.

203. Der schiefe Turm von Salzwedel.

Eine Eigenart Salzwedels ist der Marienkirchturm, der dem Beschauer bei näherer Betrachtung „windschief" erscheint. Mag nun zur Zeit der Erbauung der Marienkirche das Lot der Zimmerleute nicht recht gestimmt haben, oder



mag der Zahn der Zeit sein gut Teil zu der Neigung beigetragen haben — die Sage berichtet anders darüber:

Vor langen Jahren war Salzwedel nach der Richtung auf Cheine, Seeben und Gerstedt zu von dichten Waldungen umgeben, in denen Riesen hausten. Einem dieser Riesen — man sagt, es sei Goliath gewesen, der auch bei Stöckheim begraben liegen soll — war das christliche Salzwedel schon lange ein Dorn im Auge. Deshalb ergriff der Riese einen gewaltigen Stein und schleuderte ihn gegen die Marienkirche, als deren Turm vollendet war und stolz in die Luft ragte. Der Stein traf aber nicht; er fiel in nicht allzu weiter Entfernung von der Kirche nieder, ein gewaltiges Loch reißend, das sich sofort mit Wasser füllte. Von der Erschütterung und dem Luftdruck aber wurde die eine Seite des Turmes eingedrückt und ist bis auf den heutigen Tag schief geblieben. Der Teich, der sich neben der Kirche gebildet hat, heißt der Pfefferteich und soll so tief sein, daß man gerade die Marienkirche mitsamt ihrem Turme darein versenken kann.

204. Die fehlende Krone des südlichen Domturms zu Magdeburg.

Auf der Spitze des südlichen Turmes des Magdeburger Domes fehlt die Kreuzblume, die auf dem nördlichen Turm als Krone angebracht ist. Wahrscheinlich ist sie aus irgendeinem Grunde gar nicht aufgesetzt worden beim Bauen. Andere erzählen, sie sei bei einem Unwetter vom Blitz getroffen und heruntergefallen. Außerdem gibt es noch zwei andere Mutmaßungen über die fehlende Krone.

Eine Sage erzählt, daß ein Mönch sich beim Weine vermaß, die Spitze des Domturmes in Pantoffeln zu erklimmen; wenn er's nicht fertig brächte, könnte ihn der Teufel holen. Die Wette wurde zum Austrag gebracht, und der Mönch stieg in Pantoffeln auf den Domturm und dann weiter die Zinnen hinauf, um zur Spitze zu kommen. Da schuppte der Teufel, der schon darauf lauerte, den Mönch zu holen, die Kreuzblume herunter, um den Mönch zu erschrecken. Tatsächlich erschrak er auch so, daß er seinen einen Pantoffel verlor. Als er sich nun bückte, um ihn wiederzukriegen, verlor er das Gleichgewicht und stürzte ab, und im selben Augenblick schoß der Teufel auf ihn los, packte ihn und fuhr mit ihm in die Hölle.



Nach einer andern Meldung ist die Kreuzblume durch einen Schuß zerstört worden. Als Tilly Magdeburg belagerte, standen die Kanonen der Kroaten in Magdeburg-Sudenburg. Eines Tages sollte ein Kroat hingerichtet werden, weil er dabei ertappt war, wie er heimlich vom Heere entweichen wollte. Da bat er Tilly um sein Leben und versicherte, er würde, wenn er frei käme, die Kanonen, die ein Magdeburger Oberst auf die Domtürme hatte schaffen lassen, zum Schweigen bringen. Tilly begnadigte ihn, und er schoß mit dem ersten Schusse die Kreuzblume herab, mit den nächsten Schüssen tatsächlich die Geschütze der Magdeburger entzwei. An der Stelle, von der aus der Kroat geschossen hat, ist heute die Straße „Kroatenweg“ in Magdeburg-Sudenburg.

205. Die Kirche in Bühne.

Die Kirche in Bühne besteht unten aus großen Steinen, in der Mitte aus kleinen und oben wieder aus großen. Weshalb so verschiedene Steine genommen sind, erklärt folgende Sage:

Die Bühner hatten beschlossen, sich eine Kirche zu bauen. Man fuhr Sand, Kalk und Steine heran und ging rüstig ans Werk. Als der Turm zur Hälfte fertig war, stellte es sich heraus, daß der Steinvorrat zu Ende ging. Da warfen die Männer die Flinte ins Korn und bauten nicht mehr weiter. Darüber waren die Frauen böse. Sie hielten eine Versammlung ab und beschlossen einmütig, wenn die Männer zu faul wären, den Bau zu vollenden, so wollten sie selber den Bau fertig machen. Da sie mit ihren zarten Händen aber keine großen Steine tragen konnten, nahmen sie kleine. Während dieser Zeit mußten die Männer die Hauswirtschaft alleine führen. Als nun die Frauen so eifrig waren, schämten sich die Männer und nahmen ihrerseits nun wieder die Arbeit auf und vollendeten den Turm mit großen Steinen. So kommt es, daß so verschiedenartige Steine zum Bau der Kirche in Bühne verwendet worden sind.

206. Die Wahrzeichen an der Stephanskirche zu Tangermünde.

Bei dem Bau der St. Stephanskirche zu Tangermünde halfen besonders zwei Innungen, nämlich die der Schmiede und die der Schuhmacher. Zum ewigen Andenken daran



findet man außerhalb an der Südseite der Kirche ein Hufeisen und eine Schuhsohle von Eisen eingemauert. Das Hufeisen zeigt an, daß bis so hoch die Schmiede die Kirche erbaut haben, und die Schuhsohle, daß bis dahin von dem Hufeisen an die Arbeit der Schuhmacher reicht.

207. Der Fisch in der Marienkirche zu Stendal.

Im Jahre 1415 ist die Stadt Stendal von einer sehr großen Überschwemmung heimgesucht worden; es hat nämlich im Frühjahr dieses Jahres die Elbe den Deich bei Hämerten durchbrochen und die ganze Niederung bis Stendal hin unter Wasser gesetzt, und zwar so, daß die Flut bis in die Marienkirche gedrungen ist. Als sich die Gewässer nun wieder verlaufen hatten, beschloß die Geistlichkeit, die Kirchen zu säubern und von neuem zu weihen. In der Marienkirche lag der Schlamm fußhoch, und beim Hochaltar vernahm man ein gewaltiges Rumoren, so daß man zuerst glaubte, es sei ein böser Geist. Es war aber ein Hecht von 16 Pfund Schwere, der mit dem Wasser hereingekommen war. Zum Gedächtnis daran hat man diesen Fisch in Eisenblech nachgebildet und am linken Kirchenpfeiler neben dem Hochaltar aufgehängt, wo er heute noch zu sehen ist. Er hängt neun Fuß hoch über dem Straßenpflaster — so hoch, wie die Flut gestanden hat.

208. Der Kroppenstedter Vorrat.

Auf dem Rathause von Kroppenstedt wird ein großer, silberner Becher aufbewahrt, den man den „Kroppenstedter Vorrat" nennt. Man sieht darauf in erhabener Arbeit dreizehn Wiegen und eine Wanne, worin vierzehn Kinder liegen. Eine lateinische Inschrift besagt, was das bedeuten soll:

In alten Zeiten lebte in Kroppenstedt einmal ein Kuhhirt; der hatte zwölf Frauen, und von diesen zwölf Frauen wurden ihm in einem Jahre vierzehn Knaben geboren. Die Mütter hatten aber nur dreizehn Wiegen, weil sie auf soviel Kinder nicht eingerichtet waren, und so mußte das vierzehnte Kind in eine Wanne gelegt werden.

209. Der Schlangenberg bei Jeßnitz.

Unweit der Försterei Salegast bei Jeßnitz erhebt sich ein Hügel, der als Klosterberg oder Schlangenberg bezeichnet wird. Wahrscheinlich ist es ein von den Bewohnern des



wüsten Dorfes Salegast künstlich aufgeworfener Hügel für das Vieh bei Hochwassernot. Noch jetzt zeigen Wassermale an der kleinen „Klosterkapelle“, die heute der Försterei als Holzstall dient, wie hoch das Wasser einstmals stand. Von der Wüstung Salegast stehen nur noch die überreste des „Klosters“, von dem die alten Leute in Jeßnitz viel zu erzählen wissen. Es ist auch noch ein Brauch im Schwange, der vielleicht mit einem Aberglauben zusammenhängt. Zu Ostern pflegen nämlich die Jungens ihre Ostereier den Schlangenberg hinabzurollen, um sie dann zu verzehren. Aus welchem Grunde, habe ich bisher nicht erfahren können.

210. Das Jungferngrab im Jeßnitzer Wald.

Auf dem Wege von dem Industrieort Wolfen nach dem anhaltschen Städtchen Jeßnitz, der täglich von mehreren hundert Arbeitern begangen wird, liegt etwas abseits das sogenannte Jungferngrab. Ein Steinhaufen bezeichnet die Stelle; wenn man ein Zweiglein darauf niederlegt, so behält man für das ganze Jahr seine Gesundheit. Auch beerensammelnde Kinder pflegen diese Sitte, um sich vor Blindheit zu bewahren. Zu einer bestimmten Zeit im Juni wird das Grab geschmückt; die meisten sagen: von unbekannter Hand. In Wirklichkeit hat dieses Amt die „Freie Wanderschar Wolfen“ übernommen, die das Jungferngrab in Ehren halten will; denn dies Grab ist errichtet an der Stelle, wo eine Jungfrau einem Strolch standhaft Widerstand leistete, bis er sie hinterrücks ermordert hat.

211. Der Lindenhügel bei Räbke.

In Räbke befindet sich ein von sieben Linden beschatteter Hügel. Hier opferten in heidnischer Zeit unsere Vorfahren ihren Göttern; später wurde dort Gericht abgehalten, und man nannte die Stätte „Ti“. Andere sagen, daß man in grauer Vorzeit hier einen Helden bestattet habe; heute sagt man jedoch in Räbke, daß es sieben Offiziere aus dem Dreißigjährigen bzw. Siebenjährigen Kriege seien, die hier begraben liegen.



IX. Verborgene Schätze.

212. Die Schätze in der Dumburg.

Ein armer Holzhauer fällte einst am Michaelistage im Hakel eine Buche, die zwischen den Trümmern der Dumburg emporgewachsen war. Da sah er einen Mönch, der durch einen Zauberspruch eine verborgene Tür öffnete und so in ein unterirdisches Gewölbe gelangte. Der Holzhauer hatte sich den Spruch gemerkt, und als er am nächsten Tage wieder bei der Dumburg beschäftigt war, sagte er ihn; da öffnete sich die Tür. Als er in sie hineinging, sah er einen hell erleuchteten Saal vor sich, in dem lauter Kisten und Kasten standen, die alle bis oben ran mit Gold und Edelsteinen gefüllt waren. Zögernd nahm er einige Goldstücke und entfernte sich. Da rief ihm eine Stimme nach: „Du kannst ruhig öfter wiederkommen!“ Das tat er denn auch und sammelte sich nach und nach einen großen Schatz. Er benutzte das Geld aber nicht nur für sich, sondern spendete auch reichlich den Armen.

Einmal borgte er sich von seinem Nachbar ein Metze, um das Gold zu messen. Der Nachbar, dem der Reichtum des Holzhauers schon lange aufgefallen war, hatte die Metze innen mit Pech beschmiert, weil er gern wissen wollte, was der Holzhauer maß. Als er die Metze zurückerhielt, war denn auch ein Goldstück kleben geblieben. Da ging er denn, weil er ein geldgieriger Geizhals war, zu dem Holzhauer und fragte ihn solange aus, bis ihm dieser schließlich alles erzählte. Sofort machte sich der Geizhals mit Pferd und Wagen auf den Weg, um sich Säcke voll Gold zu holen. Auch er gelangte durch den Zauberspruch in die unterirdische Schatzkammer. Gierig füllte er seine Säcke und eilte mit seinen Schätzen dem Ausgange zu. Er erreichte ihn aber nicht; denn plötzlich fielen die Geister, die den Schatz bewachten, in Gestalt von Hunden über ihn her und zerfleischten ihn. Einige Tage später fand man seinen Leichnam im Walde.

Dem Holzhauer öffnete sich von da an die Tür nicht wieder, mochte er den Zauberspruch auch noch so oft hersagen. Das kam daher, weil er das Geheimnis verraten hatte.



213. Die goldene Gans.

Im Petersberge bei Halle sitzt eine goldene Gans, die brütet auf zwölf goldenen Eiern; viele haben schon danach gegraben, aber keiner hat sie gefunden. Sie soll in dem unterirdischen Gange sitzen, der nach Krosigk führt. In der Kirche auf dem Petersberg steht links vom Eingange die Bildsäule des heiligen Petrus, welcher der Arm fehlt. Mit diesem Arm wies die Figur nach der Stelle, wo die goldene Gans sitzt; doch weil der Arm abgebrochen ist, findet man den Platz nicht mehr.

214. Die Pfanne bei Rotenschirmbach.

Bei dem Dorfe Rotenschirmbach liegt ein Berg, welcher „die Pfanne" heißt. Zu dem Berge kamen alle Jahr in der Mariennacht drei Venediger und sprachen ein bestimmtes Wort. Da tat sich der Berg auf, und man sah unermeßliche Schätze darin brennen; und sie nahmen, so viel sie wollten. Dann sprachen sie das Wort noch einmal, und der Berg schloß sich wieder.

Einst war ein Bauer auf eine Eiche dicht am Berge geklettert, um sich einen Stecken abzuschneiden, als die drei Venediger kamen. Er sah und hörte alles und merkte sich das Wort wohl; und im folgenden Jahre ging er in der Mariennacht zur Pfanne, sprach es aus, und auch vor ihm tat sie sich auf; er nahm von den Schätzen und kehrte mehrere Jahre hindurch wieder, bis die Venediger ihn ertappten. Da schwur er, weil sie ihn zu töten drohten, daß er noch keinem Menschen das Wort verraten habe, es keinem je verraten werde und auch selbst es nie wieder aussprechen wolle. So kennen denn die Bauern der Umgegend auch jetzt das Wort noch nicht und bleiben arm, während die Venediger von den Schätzen der Pfanne alle Jahre reicher werden.

215. Die Mühle bei Aschersleben.

Vor der Stadt Aschersleben stand noch vor 50 Jahren im Einetal eine Mühle, welche dem Einsturz nahe war; doch der Müller war arm und konnte sie nicht neu aufbauen. Des Müllers Sohn und seine Magd liebten sich seit manchem Jahr gar treu, und sie klagten oft, daß sie so arm seien und sich wohl nie würden heiraten können. Da wachte die Magd



einst bei Nacht auf und sah ein helles Licht, das in die Fenster schien; und sie meinte, die Sonne gehe schon auf, und sprang aus dem Bett, um das Frühstück zu bereiten. Doch ihr Feuerzeug gab kein Feuer, obgleich sie erst am Abend vorher frischen Zunder aufgelegt hatte. Sie ging ans Fenster und sah über dem Wege auf der Wiese drei Männer um ein mächtiges Kohlenfeuer liegen. Da dachte sie: hier kann ich mir wohl meinen Schwefel anzünden; doch sie hielt den Schwefel vergeblich an die Kohlen: er brannte nicht. Sie legte deshalb einige Kohlen auf den Ring des Leuchters; aber als sie wieder ins Haus trat, waren sie ausgelöscht. Verdrießlich nahm sie eine Schippe und holte neue Kohlen; doch auch diese erloschen, als sie ins Haus kam. Da eilte sie mit einem großen eisernen Becken zum dritten Male an das Feuer und füllte es bis zum Rand; als sie wegging, rief einer der Männer ihr nach: „Nun aber nicht mehr!“ Kaum war sie über die Schwelle des Hauses, so waren die Kohlen wiederum schwarz. Als sie noch nachdachte, was sie nun tun sollte, schlug die Uhr; sie zählte: es war zwölf. Mit dem letzten Schlage verschwanden die Männer und das Kohlenfeuer. Die Magd aber legte sich wieder zu Bett. Als sie am Morgen aufstand, sah sie in der Küche lauter blanke Goldstücke umherliegen; das waren die Kohlen, die sie von dem Feuer geholt hatte. Sie gab den Schatz ihrem Bräutigam, und sie bauten die große, stattliche Mühle, die noch jetzt bei Aschersleben zu sehen ist, und hielten fröhlich Hochzeit.

216. Der Bärplatz.

Einst trieb ein Fleischergeselle ein Kalb nach Magdeburg. Gegen Abend war er bis dicht an die Tore der Stadt gekommen, da stand das Kalb plötzlich in der Nähe des Galgens still und war nicht dazu zu bringen, weiter zu gehen. Im selben Augenblick erschien ein Fremder und sagte zu dem Fleischer: „Willst du mir einmal helfen? Es wird dein Schade nicht sein.“ Da der Fleischer zurzeit das Kalb doch nicht weiter treiben konnte, willigte er ein; er mußte nun dem Fremden helfen, einen Mann vom Galgen zu nehmen und in geweihter Erde zu begraben. Als das getan war, sagte der Fremde: „Nun folge dem Kalbe!“ Da ging auch das Kalb von selbst wieder weiter; der Fleischer ging ihm nach



bis zum heutigen Bärplatz. Dort verwandelte sich das Kalb in einen Bären, der heftig an zu scharren fing und mit seinen Tatzen eine Menge Goldstücke aus der Erde scharrte. Da gründete der Fleischer, dem der Bär in der Folgezeit wie ein Hund ganz zahm nachlief, auf dem Bärplatz den Gasthof „Zum Bären". Später hieß das Gasthaus „Zur Stadt Prag", und heute heißt es „Zum Patzenhofer". Am Giebel des Hauses steht mit goldenen Buchstaben folgende Inschrift:

Im 1540. jare des endde vor winachten
lach haus inselbie (= dieses Haus) in glot (Glut)
und aschen.
dorch goddes gnade 1643 widder erbuweth:
gott vorlett (= verläßt) nemand, der in im getruweth
(= der auf ihn vertraut).

217. Das brennende Licht am Kak und die Saugasse.

Früher stand in Magdeburg auf dem Alten Markt der Kak; das war der Schandpfahl, an dem die Leute stehen mußten, die etwas verbrochen hatten. Unter diesem Kak nun sollte, wie der Witwe Schortau ihr verstorbener Mann, der ihr im Traum erschien, mitteilte, ein Schatz vergraben liegen; mitternachts lasse sich an der Stelle ein brennendes Licht sehen. Die Witwe dachte nicht weiter über dies Traumgesicht nach; als sie sich aber einige Jahre später wieder verheiratete, fiel es ihr eines Tages wieder ein und sie erzählte es ihrem zweiten Manne. Da ließ ihr der keine Ruhe, bis sie sich bereit erklärte, mit ihm den Schatz zu heben. Sie gingen also eines abends auf den Alten Markt. Unterwegs hörten sie öfter ein Schwein grunzen, sahen aber keins. Als sie beim Kak angekommen waren, brannte dort tatsächlich ein Licht. Eifrig fingen sie an dieser Stelle an zu graben. Eben schlug es Mitternacht, da kam plötzlich ein Schwein, das an der Stelle an zu wühlen fing und im Scheine des Lichts ganz unheimlich aussah. Da rief die Frau: „Jesus Christus!" Im selben Augenblick erlosch das Licht, und die Sau rannte laut grunzend davon. Da sagte der Mann wütend: „Jetzt ist der Schatz für uns verloren! Das kommt davon, weil du deinen Mund nicht gehalten hast." Und in seiner sinnlosen Wut schlug er sie mit dem Spaten über den Kopf. Am andern Morgen fand man die Frau zwar lebend,



aber schwer verwundet. Neben ihr lag der Mann, entsetzlich verstümmelt am Leib und am Kopf, und es sah so aus, als ob ein wildes Tier ihn mit seinen Zähnen zerfleischt hatte. Die Gasse, durch die die Sau verschwand, nannte man seitdem „Saugasse". (Heute ist es der Teil des Alten Marktes, der, sich verengend, zur Schwertfegerstraße führt. Die Gasse wird gebildet von den Häusern Alter Markt 25—28.)

218. Die verpaßte Erlösung.

Meine Ururgroßmutter ging einmal von Schöppenstedt nach Kneitlingen. Da begegnete ihr ein kleines Männchen, das zu ihr sagte, sie könne einen Schatz heben. Um 12 Uhr nachts wolle er kommen; er würde dreimal ihren Namen rufen, dann sollte sie ihm folgen; sie dürfte aber nur mit dem Hemde bekleidet sein. Als sie nach Hause kam, erzählte sie dies ihrem Manne und bat ihn, er möchte doch mit auf bleiben, da sie sich fürchtete. Ihr Mann schlief aber doch ein. Um die festgesetzte Zeit kam das Männlein auf die Diele und rief: „Lucie! Lucie! Lucie!" Jedoch sie ging nicht hinaus, da sie ihren Mann nicht wach kriegen konnte. Da rief das Männchen mit kläglicher Stimme: „Nun muß ich wieder warten, bis einer zur gleichen Zeit und Stunde geboren wird wie du, der kann erst wieder den Schatz heben und mich erlösen."

219. Vergrabenes Geld.

In der Schöninger Klosterkirche steckt noch viel Geld. Einem Pater in Hamersleben war die Stelle bekannt, und er wollte sie dem Kantor sagen, wenn er auf dem Sterbebette liege. Als er nun merkte, daß er sterben mußte, schickte er einen Boten nach Schöningen, um den Kantor holen zu lassen. Der Kantor machte sich auch sofort auf, aber bei seiner Ankunft in Hamersleben war der Pater bereits verschieden und hatte sein Geheimnis mitgenommen.

Auch in dem Garten, der zur Bockmannschen Mühle in Schöningen gehörte, war Geld vergraben. Das bewachte ein großer Hund, den man in einer Laube oft hatte liegen sehen. Jeden, der durchging, bellte er laut an und wollte ihn beißen. Wer aber ein Tuch auf seinen Kopf warf und sagte: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn," den ließ er



zufrieden, und der konnte sich auch ruhig Geld mitnehmen. Darum waren die früheren Besitzer des Mühlgartens reiche Leute.

220. Der glühende Schatz.

Mein Ururgroßvater ging einmal von Schöppenstedt nach Kneitlingen. Als er in den Twelken kam, wollte er sich die Pfeife anstecken, hatte aber seinen Pinkstein vergessen. Da sah er einen Haufen glühende Kohlen liegen. Von denen legte er sich eine auf seine Pfeife; aber der Tabak fing nicht an zu brennen. Daraufhin steckte er seine Pfeife in die Tasche.

Als er sie am andern Morgen wieder herausnahm, hatte er auf dem Tabak in der Pfeife ein Geldstück liegen. Da ging er sofort wieder nach derselben Stelle im Walde, wo die Kohlen gelegen hatten, fand aber nichts mehr.

221. Die goldene Wiege im Burgwall zu Badingen.

Wenn man von Badingen nach Kläden geht, so kommt man bald an einen Ringwall, auf dem in früheren Zeiten eine alte Burg stand. Diese Burg ist längst verschwunden, aber da, wo sie gestanden hat, liegt eine goldene Wiege begraben.

Vor 150 Jahren ging ein Mann von Badingen nach Kläden, um dort Geschäfte abzuwickeln. Von Kläden brach er erst elf Uhr abends wieder auf, um den Heimweg anzutreten. Als er in die Nähe des Burgwalls gekommen war, erschien ihm plötzlich ein Geist, der ihn aufforderte, mit ihm den Wall zu besteigen und die goldene Wiege mitzunehmen. Ihm, sprach der Geist, würde es leicht sein, die Wiege zu heben, weil er der jüngere zweier Zwillingsbrüder sei und stets einen frommen Lebenswandel geführt habe. Er solle sich aber, wenn er grabe, durch kein Gaukelspiel aus der Fassung bringen lassen und strengstes Stillschweigen bewahren. — Der Mann, der sehr beherzt war, ging mit. Als sie auf dem Walle angelangt waren, sah er zu seinem Erstaunen eine ringförmige Vertiefung, in der eine goldene Wiege lag, die bis an den Rand mit Gold gefüllt war. Als er sich eben bücken wollte, um den Schatz zu heben, kam aber der Teufel dahergefahren. Er saß auf einem großen Fuder Heu, vor das vier Hähne gespannt waren. Da konnte sich der



Mann nicht halten und lachte laut los. Aber da versank mit einem Male die Wiege mit dem Golde wieder in die Tiefe, und der Geist rief wehklagend aus, daß er nun wieder zweihundert Jahre warten müßte, ehe er erlöst werden könnte.

X. Ereignisse aus dem Familienleben.

222. Das Schild der Bismarck.

Das Wappenschild der Familie Bismarck zeigt ein goldenes Kleeblatt, dessen Winkel mit silbernen Zacken besetzt sind. Dieses Schild hat seinen Ursprung in folgender Begebenheit:

Ein Wendenhäuptling begehrte ein Mädchen aus dem Bismarckschen Hause; man schlug sie ihm aber ab. Da sagte er drohend: „Ich werde mir die Blume schon pflücken; Kleeblätter haben keine Dornen, sie stechen nicht." In der folgenden Nacht stürmte er die Burg der Bismarck und fing die Jungfrau. Aber als er sie umarmen wollte, stach sie ihm ein Messer in das Herz, so daß er tot zusammenbrach. Zur Erinnerung daran nahmen die Bismarck ein Kleeblatt in ihr Wappenschild, umgaben es aber mit drei Dornenzacken.

223. Die Rudelsburg.

Gegenüber der Rudelsburg stand früher auf der andern Seite der Saale die Krainburg. Die Besitzer der beiden Burgen waren gut miteinander befreundet, und ihre Kinder — der eine hatte einen Sohn, der andere eine Tochter — hatten sich zusammen verlobt. Nun entzweiten sich die Alten eines Tages wegen des Fischrechts in der Saale, das sie bisher gemeinsam ausgeübt hatten. Sie verbissen sich immer mehr in Haß und Zorn, und schließlich wollten sie die Verlobung ihrer Kinder rückgängig machen. Die liebten sich aber sehr und beschlossen, treu zusammen zu halten. Für die Nacht hatten sie sich zum Stelldichein am Saaleufer bestellt. Die Braut erwartete den Junker, der auf einem Kahn über die Saale kam. Er war gerade mitten auf dem Flusse, da erhob sich ein furchtbares Unwetter, und ein heftiger Wirbelwind zog den Kahn samt dem Junker in die Tiefe. Die Braut gewahrte nur noch die rote Feldbinde ihres Bräutigams, die auf den Wellen schwamm; sie bückte sich, um sie an sich zu

ziehen — dabei verlor sie das Gleichgewicht und stürzte in die Fluten. So ward sie mit ihrem Bräutigam im Tode vereint; an der Stelle aber, wo die Liebenden ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel im Wasser.

224. Das brausende Meer im Dom.

Im südlichen Nebenschiff des Domes zu Magdeburg befindet sich eine Nische, in der man, wenn man den Kopf hineinhält, ein Brausen vernimmt wie das eines stürmischen Meeres. Das kommt daher:

Zur Zeit der Kreuzzüge ging ein Magdeburger Ritter mit in die Fremde, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Da er sich eben erst verheiratet hatte, bat ihn seine junge Frau weinend, er solle sie in der Ferne nicht vergessen und ihr treu bleiben. Da ging der Ritter mit ihr in den Dom und sprach zu ihr: „Hier verspreche ich dir feierlich, daß ich dir treu bleiben werde. Breche ich jemals die Treue, dann würdest du hier in der Nische, wenn du betest, ein Brausen vernehmen.“ Damit brach er auf und ließ seine Gattin in Magdeburg zurück.

Diese suchte im Gebete Trost und ging täglich in den Dom, um zu beten. Zu ihrer Freude blieb die Nische still und ruhig. Aber eines Tages vernahm sie doch das Brausen, das ihr die Untreue ihres Gemahls anzeigte. Darüber war die junge Frau untröstlich und starb bald. Der Ritter aber wurde von den Türken auf grausame Weise umgebracht.

225. Das weiße Pferd.

Gewiß habt ihr schon einmal auf dem Breitenweg in Magdeburg das Haus Nr. 19, neben Kaffee Peters, gesehen, auf dessen Dache ein weißes Steinpferd steht. In diesem Hause lebte einmal ein reicher Kaufmann. Dessen Frau war gestorben und im Dom in einer Kapelle beigesetzt. Bei der Beerdigung hatte der Totengräber gesehen, daß die Frau schöne Ringe an den Fingern hatte, und am Tage darauf faßte er den abscheulichen Plan, die Leiche zu berauben. Er stieg also in die Gruft und versuchte, die Ringe von den Fingern abzuziehen. Es gelang ihm auch mit allen bis auf einen, der so fest am Finger saß, daß der Leichenschänder ein Messer nahm und den Finger abschneiden wollte, um den Ring auf



diese Weise zu bekommen. Kaum aber hatte er das Messer angesetzt, da schlug die Frau die Augen auf; denn sie hatte nur einen Starrkrampf gehabt und erwachte nun wieder zum Leben. Entsetzt floh der Dieb und ließ dabei die Gruft offen stehen.

Unterdes saß der Kaufmann zu Hause und konnte sich vor Trauer gar nicht fassen. Da stürmte ein Diener ins Zimmer und meldete, daß die gnädige Frau vom Tode auferstanden sei. Da sagte der Kaufmann, den diese Rede in seinen Trauergefühlen verletzte, unwillig: „Unsinn! Wie kann meine Frau vom Tode auferstehn! Ebenso gut könntest du melden, mein Schimmel gucke aus der Bodenluke.“ Im selben Augenblick trat ein anderer Diener ein und meldete, der Schimmel habe sich aus dem Stalle losgerissen, sei die Treppe hinaufgesprungen und habe den Kopf aus der Bodenluke gesteckt. Jetzt überkam den Kaufmann ein merkwürdiges Gefühl; er eilte auf den Boden und überzeugte sich, daß tatsächlich das Pferd aus der Luke guckte und laut wieherte. Und bald darauf traf er seine vom Tode erstandene Gattin und schloß sie freudig in die Arme. Voller Dankbarkeit ließ er seinen Schimmel in Stein nachbilden und auf dem Dache seines Hauses aufstellen, und von dort guckt das Pferd heute noch auf das Leben und Treiben auf dem Breitenwege herunter.

226. Das goldene Pflugeisen.

Das Haus „Zum Pflugeisen“ auf dem Breitenweg in Magdeburg, in dem jetzt eine Mädchenschule ist — es trägt die Hausnummer 86 —, war früher ein Gasthof. Dort kehrte einmal ein armer Handwerksbursche ein, der kein Geld mehr hatte, aber vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Er wollte sich nur während der Nacht in einem Winkel der Toreinfahrt schlafen legen, um am andern Morgen Arbeit zu suchen; aber wie er das leckere Abendessen sah, das sich die reichen Kaufleute auftragen ließen, bestellte er sich auch ein Gedeck, ohne an seinen Geldmangel zu denken. Als es nun ans Bezahlen ging, stellte es sich heraus, daß er nicht bezahlen konnte; da wurde der Wirt zornig und wollte ihn hinauswerfen. Der Wirt hatte ein Töchterchen, die hatte alles mitangehört und sagte nun zu ihrem Vater, er solle das dem armen Menschen



nicht übelnehmen. Und sie schenkte ihm auch noch ein Butterbrot für die Weiterwanderung. Da sagte der Handwerksbursche hocherfreut: „So sollst du denn zum Dank das Letzte haben, was ich besitze," und gab ihr ein Pflugeisen, das er von seinen Eltern geerbt hatte. Dann wanderte er weiter, und das Mädchen stellte das Pflugeisen auf den Boden.

Ein paar Jahre später starben die Eltern des Mädchens, und der Gasthof ging an eine geizige, alte Tante über, die das junge Mädchen häßlich behandelte. Da kam eines Tages ein stattlicher Reiter nach der Herberge — es war der Handwerksbursche, der ins Heer eingetreten war und durch kühne Waffentaten erreicht hatte, daß er befördert wurde. Er scherzte mit dem Mädchen über das Pflugeisen, und sie holte es vom Boden herunter. Als gute Haustochter wischte sie es mit einem Tuche ab — da glänzte es plötzlich hell auf, und als sie näher hinsahen, erkannten sie, daß es von Gold war. Nun verkauften sie es für vieles Geld an einen Goldschmied, zahlten die alte Tante aus, machten fröhliche Hochzeit und ließen sich an derselben Stelle ein schönes neues Wohnhaus bauen, das sie zum Andenken an das Ereignis „Zum goldenen Pflugeisen" nannten. Über der Eingangstür ist heute noch eine Nachbildung des goldenen Pflugeisens zu sehen.

227. Das freundliche Gesicht.

In der Münzgasse zu Magdeburg wohnte ein reicher Kaufmann. Dessen Frau machte den ganzen Tag ein unfreundliches Gesicht, trotzdem der Mann sich bemühte, sie durch Geschenke und Aufmerksamkeiten heiter zu stimmen. Schließlich wurde der Mann auch ganz trübsinnig. Als er eines Tages an die Elbe ging, um nach seinen Schiffen zu sehen, bemerkte er im Faßlochberg (eigentlich Voßlochberg = Fuchslochberg) eine alte Wahrsagerin, und in seiner traurigen Stimmung fragte er sie um Rat. Die Frau sagte ihm, seine Gattin würde sich erheitern, wenn sie ein schön gebautes Haus besäße; danach stände ihr Sinn. Zur nämlichen Zeit ließ sich gerade gegenüber von unserm Kaufmann ein anderer reicher Kaufmann ein Haus bauen, und als es fertig war, lud er das Ehepaar zur Besichtigung ein. Da, als die Frau das schöne Haus sah, erhellte sich ihr Gesicht, und sie sagte



zu ihrem Manne: „Siehst du, solch ein Haus wäre mein Wunsch!" Da erinnerte sich der Kaufmann an die Weissagung der Alten vom Faßlochberg und beschloß, das Haus zu kaufen. Der andere aber lächelte und sprach, das Haus wäre nicht verkäuflich. Nun fragte der Kaufmann die Magdeburger Baumeister, ob sie ihm nicht ein ähnliches Haus bauen könnten; aber diese lehnten alle ab, indem sie darauf hinwiesen, daß das Haus in einem fremdländischen Stil gebaut sei, den sie nicht kännten. Als die Frau das hörte, wurden ihre Mienen gleich wieder finster.

Da kam nach einiger Zeit der andere Kaufmann mit einem wunderlichen kleinen Mann an der Hand zu der betrübten Frau und fragte, ob sie noch willens seien, sein Haus zu kaufen; er knüpfe an den Verkauf nur die Bedingung, daß sie das kleine Männchen mit ins Haus nähmen, ihm ein Zimmer anwiesen und ihm zu essen und zu trinken gäben, es im übrigen aber ungestört ließen. Das sagten die Eheleute gern zu, der Mann kaufte dem andern das Haus ab, und von Stund' an machte die Frau ein freundliches Gesicht. Da ließ ihr Mann zum Andenken daran ein Gesicht über der Haustür anbringen und nannte das Haus „Zum freundlichen Gesicht".

Im Dreißigjährigen Kriege ist das wunderbare Haus zerstört worden; das Gesicht aber blieb erhalten und wurde bei der Erneuerung im Jahre 1724 wieder über der Haustür des auf der Stelle errichteten Hauses angebracht, wo es am Hause Münzstraße 13 heute noch zu sehen ist.

228. Der goldene Kopf.

An dem Hause Katharinenstraße 5 in Magdeburg ist in der Mitte zwischen den zehn Fenstern des ersten Stockwerkes ein goldener Männerkopf zu sehen. Mit diesem hat es folgende Bewandtnis:

Erzbischof Albrecht III. lag mit der Stadt Magdeburg in Streit; er entsagte schließlich der erzbischöflichen Würde und wollte nach Böhmen zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit nahm er viele Kostbarkeiten aus dem Dom mit, unter andern auch ein goldenes Kreuz, in dem ein Splitter aus dem Kreuze Christi war. Er reiste als Kaufmann; an der Grenze erkannte



ihn aber der Magdeburger Kornhändler Haupt und zwang ihn zur Herausgabe des Goldkreuzes. Dieses bot Haupt nun in Magdeburg den Domherrn zum Rückkauf an; allein, da teure Zeit war, wollten diese es nicht. Da ließ sich Haupt daraus einen goldenen Kopf machen, seinem eigenen ähnlich, und ließ ihn — zugleich mit Anspielung auf seinen Namen — als Hausmarke an seinem Hause anbringen. Die Arbeit hatte ein gegenüber wohnender Goldschmied übernommen, der als Lohn dafür den Splitter vom Kreuze Christi verlangte, aus dem er ein Anhängsel für sein kleines Töchterchen Minka machte.

Als die Teuerung immer höher stieg, rotteten sich eines Tages die Leute vor dem Hause des reichen Haupt zusammen, dessen Goldkopf die Volksmenge reizte; außerdem wußten sie, daß Haupt auf dem Hofe große Scheuern voll Korn hatte, und daraus wollte sich das Volk Getreide holen zur Stillung des Hungers. Bei dem Auflauf und dem Handgemenge, das sich dabei entspann, wurde Haupt hart bedrängt und schließlich aus dem Fenster gestürzt, so daß er sich auf dem harten Pflaster zu Tode fiel. Sein Sohn Paul rettete sich durch eine Hintertür.

Einige Zeit später starb der Goldschmied. Da dachten die Domherren, der Witwe könnten sie den Kreuzsplitter billig abkaufen, und machten ihr einen dahin zielenden Vorschlag. Die Witwe hätte es auch getan, allein die kleine Minka versteckte den Splitter in einem Hühnernest, so daß er nicht gefunden wurde.

Einige Jahre später starb Minkas Mutter an der Pest; Minka begab sich nun nach Böhmen und trat dort in den Dienst des Erzbischofs als Krankenpflegerin. Auch Paul Haupt hatte erzbischöfliche Dienste genommen; als er eines Tages verwundet im Hause des Erzbischofes lag, fiel ihm am Halse seiner Pflegerin ein merkwürdiges Anhängsel auf; er fragte danach, und Minka erzählte ihm die Geschichte. Da erkannten sich die beiden im fremden Lande als ehemalige Nachbarn, und Ritter Paul vom Kopfe, wie der geadelte junge Mann jetzt hieß, vermählte sich bald darauf mit Minka und zog mit ihr wieder nach Magdeburg, wo sie in dem Hause „Zum goldenen Kopf“ wohnten.



229. Tod des Domherrn zu Merseburg.

Von langer Zeit her ward in der Stiftskirche zu Merseburg drei Wochen vor dem Absterben eines jeglichen Domherrn bei der Nacht ein großer Tumult gehört, indem auf dem Stuhl dessen, welcher sterben sollte, ein solcher Schlag geschah, als ob ein starker Mann aus allen Kräften mit geschlossener Faust einen gewaltsamen Streich täte. Sobald solches die Wächter vernommen, deren etliche sowohl bei Tag als bei Nacht in der Kirche gewacht und wegen der stattlichen Kleinodien, die darinnen vorhanden waren, die Runde machten, haben sie es gleich andern Tages hernach dem Kapitel angezeigt. Und solches ist dem Domherrn, dessen Stuhl der Schlag getroffen, eine persönliche Anzeige gewesen, daß er in drei Wochen aus dem Leben abberufen werden würde.

XI. Geschichtliche Sagen.

230. Das eingemauerte Kind.

Als Magdeburg noch von Festungswällen umgeben war, führte um die Altstadt herum eine Mauer. Wo es nach der Neustadt geht, war ein Tor, das sogenannte Krökentor. An diesem Tor waren ein paar steinerne Füße zu sehen. Damit hat es folgende Bewandtnis:

Vor tausend Jahren war Magdeburg unbefestigt. Da nun oft die heidnischen Wenden kamen und überfälle machten, beschloß man, eine Mauer um die Stadt zu ziehen. Nach dem alten Aberglauben, daß ein Bauwerk ewig hält, wenn man ein lebendes Wesen mit einmauert, beschloß man, Umfrage zu halten, ob eine Frau bereit wäre, ihr Kind herzugeben, damit es mit eingemauert würde. Die Belohnung sollte 300 Goldgulden sein. Lange suchte der Rat vergeblich. Endlich aber fand sich doch, verblendet durch das Gold, eine Frau, die ihr Kind opferte. Sie erhielt das Geld, und das Kind wurde eingemauert.

Später bereute die Frau ihre Tat und bat, das Kind wieder zu befreien. Aber da war es zu spät. Voll Verzweiflung ging die Mutter auf den Kirchhof und brachte sich selbst auf entsetzliche Weise um.



Der Rat der Stadt aber ließ zur Erinnerung zwei steinerne Füße an dem Tor anbringen.

231. Das Räuberhaus bei Steinum.

Im Dorme, einem Waldgebirge bei Groß-Steinum bei Königslutter, steht ein Bretterhaus. In dem sollen Räuber wohnen. Es steht ein Tisch und zwei Bänke darin. Wenn nun ein Fremdling durch den Dorm kommt, der an diesem Hause vorbei muß, und er geht, weil er ermattet ist, hinein und setzt sich einen Augenblick hin, so ist er auf der Stelle verschwunden, und kein Auge auf Erden sieht ihn jemals wieder. Die Räuber haben nämlich im Fußboden eine Klappe angebracht, und wer darauf tritt, verschwindet auf Nimmerwiedersehn.

Kinder, die noch spät im Walde sind, werden gefangen und in das Haus gebracht. Des Abends schicken nämlich die Räuber ein Männchen aus, das die Kinder, die es im Walde findet, in die Höhle bringt, wo sie dann von den Räubern verzehrt werden.

232. Räuber Danneil.

Im Huy beim Kloster Huyseburg hat sich vor langen Jahren ein grausamer Räuber, namens Danneil, aufgehalten. Der hat sich dort mit seinem Bruder zusammen eine Höhle gebaut, und da er selbst ein Schmied, sein Bruder aber ein Steinhauer gewesen, so ist ihnen das Werk auch rasch von statten gegangen. Als es nun fertig gewesen, hat Danneil seinen Bruder erschlagen, damit er ihn nicht verraten könne, und nun raubte er von hier aus in der ganzen Umgegend. Zu dem Zwecke hatte er weithin durchs Holz bis nach der Landstraße hin Bindfäden gezogen, an welchen in seiner Höhle Glocken befestigt waren; stieß nun einer an einen Faden, so ertönte die Glocke, und Danneil stürzte rasch zu Pferde hervor, plünderte ihn aus und brachte den Raub in seine sichere Höhle; damit man aber seine Spur nicht finden könnte, hatte er dem Pferde die Hufe verkehrt aufgeschlagen, und so leiteten die Spuren, wenn er oben in seiner Höhle gewesen war, hinab, und wenn er ausgegangen war, wiesen sie hinauf. Namentlich stellte er den Mädchen nach; die schleppte er mit sich in seine Höhle. Wenn er Kinder bekam, so hängte er diese an den Bäumen auf, daß es ein



gräßlicher Anblick war. So hat er auch einmal ein Mädchen gefangen, die ist volle sieben Jahr bei ihm gewesen und hat ihm die Wirtschaft führen müssen; aber schließlich ist sie ihm entflohen. Nach Tische nämlich pflegte Danneil immer seinen Kopf in ihren Schoß zu legen und zu schlafen. Da hat sie sich denn eines Tages die Taschen voll Erbsen gesteckt, und als er schlief, hat sie seinen Kopf sanft auf den Boden gelegt und ist davon geeilt nach Huyseburg und hat während ihrer Flucht den ganzen Weg mit Erbsen bestreut. Als sie nun schon eine Weile fort ist, da erwacht Danneil und sieht sie eben ins Kloster gehen; da wirft er wütend sein Messer hinter ihr her und hätte sie auch getroffen, wenn sie nicht gerade in dem Augenblicke in die Klosterpforte getreten wäre; so aber fuhr das Messer in die Tür, und da hat man seine Spur noch lange Jahre sehen können. Mit Hilfe der auf den Weg gestreuten Erbsen hat man nun Danneils Höhle gefunden, aber er hat sich eingeschlossen und sie gut verwahrt, und da er auch reichlich mit Lebensmitteln versehen war, hat man ihm lange nichts anhaben können. Da hat man denn heißes Wasser durch ein Loch, das man von oben hereingehauen, hinuntergegossen; aber das hat Danneil abgezapft. Endlich aber hat man aus heißem Wasser und Erde einen Dreckbrei bereitet und den hineingeschüttet, und so ist der Räuber endlich zu Tode gebracht worden.

Andere erzählen, er habe das Mädchen schwören lassen, ihn keinem Menschen zu verraten; nachdem sie nun volle sieben Jahre bei ihm gewesen, da habe er ihr erlaubt, einmal nach Halberstadt zu gehen, um einzukaufen. Da sei sie dann in die Stadt gekommen und habe ihr schweres Leid einem Ofen geklagt und ihm gesagt, wo Danneils Höhle sei; das hörte man und ging hin und tötete den Räuber.

233. Schön Suschen.

Vor langer Zeit wurde die Stadt Zerbst durch eine Räuberbande sehr in Unruhe versetzt. Die Bösewichter hatten ihren Versammlungsort innerhalb der Ringmauer des Galgens; das Schlimmste war, daß sie immer genau wußten, zu welcher Zeit in den einzelnen Häusern durch Krankheit, Abwesenheit der Bewohner oder andere Umstände die Gelegenheit zum Einbruch sich besonders günstig zeigte. Das



kam daher, daß sie einen Spion in der Stadt hatten, nämlich einen Schuhmacher, der in dem kleinen Hause westlich von dem alten Gasthof „Zum weißen Bären“ auf der „Heide“ wohnte. Er war der treueste Stammgast dieser Herberge und paßte immer genau auf, wenn sich die Gäste etwas erzählten, und alles, was für die Räuber wissenswert war, berichtete er ihnen wieder. Eines Abends, als das Gespräch wieder auf die Räuber kam, wurde die Frage aufgeworfen, ob wohl einer beherzt genug sei, nach dem Galgen zu gehen und nachzusehen, ob die Räuber noch da wären. Aber niemand fand sich dazu bereit. Da sagte der Wirt: „Meine neue Magd, das schöne Suschen, wird es sicher tun, vorausgesetzt, daß sie ein Stück Geld dabei verdienen kann. Das Mädchen möchte gern ihren Christoph heiraten; es fehlt aber am nötigsten. Gebt ihr dem Kinde ein paar Groschen, so wird sie's machen — Mut genug hat sie, das weiß ich.“ Die zahlreichen Gäste schossen alsbald eine große Summe Geld zusammen; Suschen wurde gerufen und erklärte sich nach kurzer Überlegung bereit, den gefährlichen Gang zu wagen. Das Heidetor sollte aber offen gehalten werden für den Fall, daß die Räuber sie verfolgten.

Behutsam schlich sich Schön Suschen an den Galgen heran. Am Eingang der Galgenmauer war ein Schimmel angebunden, der einen wohl gefüllten Mantelsack trug. Die Tür, die in das Innere des Raums führte, war unverschlossen. Leise machte sie Schön Suschen auf: da lagen die Räuber und schliefen fest. Schnell band sie den Schimmel los, schwang sich in den Sattel und sprengte, was das Pferd laufen konnte, nach der Stadt zurück. Die Räuber erwachten, setzten ihr nach — aber sie erreichte das Tor und war gerettet.

Große Freude herrschte nun im „Weißen Bären“, besonders, als man sah, daß in dem Mantelsack viel Gold und geraubte Schmuckstücke enthalten waren. Von allen Seiten wurde Schön Suschen beglückwünscht, man händigte ihr die ausgesetzte Summe ein, und sie mußte erzählen, wie es ihr ergangen war. Der alte spitzbübische Schuster aber hörte alles mit an und hinterbrachte es schon am nächsten Tage den Räubern.

Am nächstfolgenden Sonntag, als Wirt und Wirtin in der Frühkirche und Schön Suschen allein im Hause war, erschien



ein stattlicher Fremder und verlangte einen Trunk vom Besten. Schön Suschen hatte große Angst vor dem Fremden, und es überkam sie wie eine Ahnung. Deshalb ging sie nicht in den großen Keller hinunter, sondern versteckte sich hinter der Kellertür. Nach wenigen Augenblicken kam der Fremde, stieg die Treppe hinab und versuchte unten im Keller, mit Schwamm und Pinkstein Licht anzupinken. Da schlüpfte Schön Suschen eiligst hinaus, warf die schwere Kellertür zu, schloß sie zu und verriegelte sie, und — der Räuberhauptmann war gefangen. Die Stadtwächter hatten aber ein schweres Stück Arbeit, ehe sie den Burschen dingfest machen konnten. Darauf wurde er so lange gefoltert, bis er seine Gesellen zusamt dem schurkischen Schuhmacher verriet. Das Ende war, daß sie alle an den Galgen gehängt wurden.

Schön Suschen aber heiratete ihren Christoph und wurde von allen Zerbstern geliebt und hoch geehrt bis an ihr seliges Ende.

234. Die Burgen im Elm.

Von den Burgen im Elm, einem Waldgebirge bei Helmstedt, werden folgende Sagen erzählt:

I.

In dem Brunnentale bei Helmstedt, dessen Vergnügungslokale Sonntags und im Sommer immer eine Menge Vergnügungslustiger aus der ganzen Umgebung herbeilocken, liegen im Walde verborgen die spärlichen Überreste der Grundmauern einer ehemaligen Burg; ein Teil der Wiesen führt den Namen „Totenwiese". Geht man nachts hier vorbei, glaubt man, einen kühlen Luftzug wie in einer Totengruft zu verspüren und kalter Schauder durchrieselt die Glieder. Die Sage berichtet, daß in dieser Burg früher Raubritter wohnten, die die Kaufleute, die auf der Heerstraße nach Magdeburg vorüberzogen, überfielen und ausplünderten. Einstmals zog auch der Troß eines reichen Kaufmanns vorbei, bei dem sich auch dessen Tochter befand. Der Zug wurde überfallen und die Tochter des Kaufmanns fiel in die Hände der Ritter. Der Kaufmann bot ein hohes Lösegeld an, aber die Ritter wollten die Tochter nicht herausgeben. Schließlich



wurde ein Rachezug gegen die Burg gerüstet und diese unter großen Opfern erobert. Da bei diesem Sturm so viele Angreifer fielen, gab man der Wiese den Namen „Totenwiese".

II.

In Harbke hatten früher die bekannten Quitzows eine Burg. Als bei einer Belagerung die Burg in große Gefahr geriet und verloren schien, wollte sich der Quitzow durch einen verborgenen unterirdischen Gang retten, der aus der Burg ins Freie führte. Dieser Plan war verraten, und als der Ritter aus dem Gang hervorkroch, wurde er ergriffen und erschlagen.

III.

In Schöningen erzählt man von dem Stein, der am Ausgange der Stadt Schöningen nach Esbeck zu steht: Als die Heiden die sogenannte Elmsburg belagerten, deren Ringwall noch heute steht, erblickte die Tochter des Burggrafen unter den Heiden einen ihr bekannten Häuptling. Da nahm sie ein Geschoß und schleuderte es nach ihm. Getroffen sank der Häuptling zu Boden. Da ergriff große Trauer die Heiden; sie errichteten den oben erwähnten Stein zum Gedächtnis und zogen dann ab. Später haben sie die Burg nie wieder belästigt.

235. Johann Käselieb.

Zu der Zeit, als Otto der Große regierte, lebte in dem Dorfe Rasberg bei Zeitz ein Mann namens Johann Käselieb. Das war nicht sein richtiger Name; seine Nachbarn hatten ihn so genannt, weil er gern Käse aß und auch gut welchen zu bereiten verstand. Eigentlich war er ein Wende; er hatte sich aber zusammen mit seiner Tochter Anna taufen lassen und war ein eifriger Christ. Seine Tochter hingegen hing heimlich noch an ihrem alten Heidengott, und oft ging sie nachts in den heiligen Wald, in dem ein Bild des Wendengottes Radegast stand. Als der Vater das merkte, war er sehr traurig und versuchte, seine Tochter davon abzubringen. Es gelang ihm aber nicht.

Da machte er sich auf den Weg zu dem Priester Boso und erzählte ihm, was ihn bedrückte. Boso wollte den Teufel, der, wie er sagte, in Anna steckte, vertreiben, aber Käselieb, der



seine Tochter sehr lieb hatte, erwiderte ihm, er solle ihr nichts antun; lieber solle er ihm sagen, wodurch er etwas für das Seelenheil seiner Tochter tun könnte. Da riet ihm Boso, für die Stiftskirche Steine herbeizufahren; denn der Bau schritt nur langsam vorwärts, weil nicht genug Geld vorhanden war.

Nun machte sich Käselieb eifrig an die Arbeit und fuhr jeden Tag Steine nach Zeitz. Als Anna das sah, wollte sie ihren Vater daran hindern; denn der Oberpriester Radegasts hatte zu ihr gesagt: „Wenn die Stiftskirche gebaut wird, verlieren unsere Götter ihre Macht.“ Ja, Anna versuchte in ihrem blinden Wahn, die Wenden zu einem Kampf gegen die Christen zu bewegen; aber aus Angst vor Kaiser Otto taten sie es nicht. So fuhr denn Käselieb immer weiter Steine nach Zeitz, und in seinem Übereifer ließ er seine Wirtschaft verkommen. Einen Acker nach dem andern verkaufte er, um leben zu können; auch sein Haus machte er zu Geld, und schließlich geriet er in Schulden. Seine Gläubiger ließen ihm alles pfänden, und gerade am Tage, wo die Stiftskirche fertig war, nahmen ihm seine Gläubiger auch noch das letzte Zugvieh und seinen Wagen, so daß er nichts mehr besaß als die Peitsche und die Deichselwage.

Zu der Zeit — es war Pfingsten — weilte Otto in der Nähe von Zeitz und vergnügte sich an der Jagd. Da kam er auch zu Radegasts Tempel. Der Oberpriester war, als er das Kreuz der Stiftskirche gesehen hatte, tot zu Boden gesunken. Anna war bei ihm gewesen. Als sie die Jagd herannahen hörte, versteckte sie sich hinter der Bildsäule des heidnischen Gottes. Als Kaiser Otto das Götzenbild erblickte, warf er seinen Speer danach und zertrümmerte es. Unter den fallenden Steinen wurde Anna begraben und fand so ihren Tod, ohne daß es die Jagdgesellschaft merkte.

Als der Kaiser nach Zeitz kam, besichtigte er die neue Stiftskirche. Da sah er Käselieb an der Tür stehen, die Peitsche und die Deichselwage in der Hand. Boso, der dem Kaiser die Kirche gezeigt hatte, erzählte nun, was Käselieb geleistet hatte und wie schlecht es ihm jetzt ging. Da sagte der Kaiser: „Ich will ihm allen Schaden aus meiner Kasse ersetzen; er soll sich ein noch schöneres Gut kaufen können, wie er früher hatte.“



Aber Käselieb konnte seine Freude nicht lange genießen. Als nach einigen Tagen Annas Leiche von Holzfällern gefunden wurde, grämte er sich so, daß er bald darauf starb. Sein Bild kann man heute noch in der Schloßkirche zu Zeitz sehen; in Stein gehauen bemerkt man dort ein kleines Männchen mit Peitsche und Deichselwage in der Hand. Daneben stehen die Worte: Jch . heyse . Keselieb.

236. Königin Editha.

Otto I., der Große war zweimal verheiratet; seine zweite Gemahlin war Adelheid, an die noch in Magdeburg der Straßenname „Adelheidring" erinnert, seine erste, für Magdeburg bedeutendere, eine englische Fürstin, Editha. Diese hielt sich am meisten in Magdeburg auf, weil diese Gegend und die Stadt selbst sie, wie sie sagte, an ihre Vaterstadt London erinnerte. Otto und Editha haben viel für Magdeburg getan; deshalb setzte man ihnen im Dom ein Grabmal und nannte den Kaiser-Otto-Ring, den Editharing und die Edithaschule ihnen zu Ehren so. Von Editha erzählt man sich verschiedene Sagen. Da sie sehr milde war, hatten nicht nur die Menschen, sondern sogar die wilden Tiere Zutrauen zu ihr. Einmal polterte es nachts gegen die Tür Edithas. Als die Königin einen Diener schickte, der nachsehen sollte, fand er eine Hirschkuh, die sofort in das Gemach lief und sich Editha zu Füßen legte. Dabei sah sie die Königin mit so traurigen Augen an, daß diese merkte, daß dem Tier ein Unglück zugestoßen war. Die Königin ließ einen Jäger rufen und gab ihm einen Wink. Da erhob sich die Hirschkuh, und der Jäger folgte ihr bis in den Wald jenseits der Elbe. Dort hatte sich ein Junges der Hirschkuh in einer Schlinge gefangen. Der Jäger befreite es, und nun liefen die beiden Tiere fröhlich in den Wald hinein.

Wegen ihrer Freigebigkeit war Editha allgemein berühmt. Otto fand aber, daß sie zu weit ginge und den Armen mehr Geld gäbe, als sie ausgeben konnte. Da die Königin sich jedoch nicht von ihrem Wohltun abbringen ließ, beschloß er, sie auf die Probe zu stellen. Er schenkte ihr zu einem Festtage ein schönes Kleid. Dann vermummte er sich und stellte sich, als Bettler verkleidet, an die Kirchentür. Als nun Editha zum Festgottesdienst ging, hielt er sie fest und bat um eine



Gabe, indem er sie am Ärmel zerrte. Editha sagte, sie habe kein Geld bei sich. Da sagte der als Bettler verkleidete König, dann möge sie ihm ein Stück von dem kostbaren Stoff ihres Kleides schenken. Da erlaubte ihm Editha, sich den Ärmel, an dem er sie festhielt, abzureißen und mitzunehmen. Um vor ihrem Gemahl das Geschehene zu verbergen, zog sich Editha zum Mittagessen um. Da fragte Otto sie, warum sie im Alltagskleide zu Tisch gekommen wäre, obwohl er ihr ein neues Festkleid geschenkt hätte. Editha machte Ausflüchte, aber Otto, der ja alles wußte, verlangte das neue Kleid zu sehen. Da holte Editha zagend das Kleid her; aber siehe! Als der König gleich nach dem Ärmel schaute, sah er, daß er unversehrt war und durch ein Wunder ein neuer Ärmel daran war. Da erkannte er seinen Mißgriff, und von nun an sagte er nie wieder etwas über Edithas allzu große Wohltätigkeit.

Über der Tür des Hauses Große Junkerstraße Nr. 13 ist eine Maiblume abgebildet. Dort ging Editha einmal lang; da überreichte ein kleines Mädchen, die Tochter eines Webers, ihr einen Maiblumenstrauß. Der Königin gefiel das blonde Kind, und sie schenkte ihm einen Ring und sagte: „Wenn du in Not gerätst, komm zu mir! Wenn du mir dann den Ring vorzeigst, werde ich mich deiner erinnern und dir helfen." Einige Jahre später geriet der Weber in große Verlegenheit, da er eine Schuld, die auf seinem Hause ruhte, abzahlen sollte; der Gläubiger wollte ihm sogar das Haus pfänden lassen. Da erinnerte sich seine Tochter, die inzwischen zur Jungfrau herangereift war, des Versprechens der Königin; sie ging zu ihr, zeigte den Ring vor, und Editha befreite den Vater des Mädchens aus seiner Geldverlegenheit und schenkte ihm noch Geld dazu. Seitdem nannte das Volk das Haus „Zur Maiblume". Nach der Zerstörung Magdeburgs wurde es im Jahre 1765 wieder aufgebaut und auch die Maiblumenabbildung wiederhergestellt.

237. Die frommen Hunde zu Magdeburg.

Als Gero Erzbischof von Magdeburg war, hatte er einst Streit mit dem Markgrafen von Sachsen. Dieser fing eines Tages verschiedene Dienstmänner des Erzbischofs und ließ ihnen die Augen ausstechen. Als Gero das hörte, war er so ergrimmt, daß er über den Markgrafen den Fluch der Kirche



aussprach und ihn in den Bann tat. Der Markgraf aber lachte darüber. Da sagte der Erzbischof zu ihm: „Dir wird das Lachen schon noch vergehen, wenn du erst merkst, wie die Menschen einen Gebannten verachten; ja, sogar die Hunde werden dich meiden und kein Brot von dir nehmen.“ Da sagte der Markgraf: „Das wollen wir doch gleich mal sehen!“ Und er pfiff seinen beiden Jagdhunden, nahm aus seiner Tasche sein Frühstücksbrot, das mit kaltem Bratem belegt war, und warf es den Hunden vor. Diese rochen daran, ließen es aber liegen und liefen mit eingekniffenem Schwanze weg. Da erschrak der Markgraf heftig und tat Buße und bat Gero, den Bannfluch von ihm zu nehmen. Dieser löste denn auch den Bann, als er sah, daß der Markgraf Reue empfand.

238. Ludwig der Springer.

Landgraf Ludwig von Thüringen lernte bei einem Gastmahl die schöne Gemahlin des Herzogs Friedrich von Sachsen, Adelheid, kennen. Er verliebte sich in sie und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er sich mit ihr vereinigen könnte. Endlich faßte er im Einverständnis mit Adelheid den Plan, Friedrich zu töten. Er forderte ihn zu einem Zweikampf heraus und erschlug ihn. Nach einem Jahre führte er die Witwe als Gattin heim. Eine ganze Woche lang wurde die Hochzeit in Naumburg an der Saale gefeiert, und Ludwig und Adelheid waren überaus glücklich.

Doch bald sollte das Glück gestört werden und die Blutschuld ihre Sühne finden. Nach und nach verbreitete sich nämlich im Lande das Gerücht, daß Friedrich nicht im ehrlichen Zweikampf gefallen sei, sondern meuchlings ermordet worden sei. Der Bruder Friedrichs, Bischof Albert von Bremen, verklagte Ludwig beim Kaiser Heinrich IV. Dieser ließ nach Ludwig fahnden. Zuerst gelang es Ludwig, sich durch Flucht seiner Bestrafung zu entziehen; schließlich aber ereilte ihn sein Schicksal doch, und er wurde gefangen genommen und nach der Burg Giebichenstein bei Halle gebracht, wo er zwei Jahre lang an Ketten geschmiedet in strenger Haft gehalten wurde; acht Edelleute bewachten ihn ständig.

Unaufhörlich dachte Ludwig über seine Rettung nach, und er betete zum heiligen Ulrich und gelobte, wenn dieser ihm einen Weg zur Befreiung zeigte, würde er ihm eine Kirche



bauen. Schließlich griff Ludwig zur List. Er tat so, als ob er todkrank wäre, so daß man ihm aus Mitleid die Ketten abnahm und ihm einen Schreiber schickte, damit er seinen letzten Willen kundgeben könnte. Ludwig verabredete mit dem Schreiber einen Fluchtplan, und eines Nachts sprang er aus dem hohen Burgfenster in die unten vorüberrauschende Saale. Am Ufer warteten seine Leute, die der Schreiber benachrichtigt hatte, mit flinken Rossen auf ihn, und Ludwig konnte fliehen und kehrte zu seiner Gattin zurück. Um sein Gelübde zu erfüllen, baute er in Sangerhausen eine Kirche und weihte sie dem heiligen Ulrich.

Später geriet Ludwig noch einmal in die Gefangenschaft des Kaisers, konnte sich aber wieder befreien. Da er aber immerzu verfolgt wurde und nirgends Rast noch Ruhe fand, fing er an, seine Tat zu bereuen und pilgerte zum Papst, um ihn um Vergebung seiner Sünden zu bitten. Der Papst legte ihm als Buße auf, daß er sich für immer von seiner Gattin und seinen Kindern trennen sollte. Traurig gehorchte Ludwig und ging als Mönch ins Kloster. Da wollte auch Adelheid nichts mehr von der Welt wissen und wurde Nonne. Als sie aber beide gestorben waren, begrub man sie in demselben Grab. So waren sie im Tode wieder vereint.

239. Die Erfindung des Schachspiels.

In dem Dorfe Ströbeck behauptet man, daß Ludwig der Springer nicht auf Giebichenstein gefangen saß, sondern im Turme zu Ströbeck. Als ihm in seiner Gefangenschaft die Zeit zu lang wurde, habe er das Schachspiel erfunden und es nach und nach allen Bewohnern des Dorfes gelehrt. Deshalb sind heute noch die Ströbecker die besten Schachspieler, und alle können das schöne Spiel; denn sie lernen es in der Schule, und alljährlich wird vor der Schulentlassung ein Schachwettkampf veranstaltet, und von den Schülern und Schülerinnen erhalten die sechs besten Schachspieler je ein feines Schachspiel von der Gemeindeverwaltung als Preis.

240. Der Blutfleck in der Burg Albrechts des Bären.

In Salzwedel stand früher die Stammburg Albrechts des Bären, des berühmten Markgrafen, der mit Heinrich dem



Löwen und Friedrich Barbarossa zusammen vom Volke als Held verehrt wurde, wie aus dem Spruch hervorgeht:

> Hinnerk de Löw un Albrecht de Bar,
> Darto Frederik mit dat rode Haar,
> Dat wassen drie Hären,
> De künnen de ganze Welt verkehren.

Heute steht von Albrechts Burg in Salzwedel nur noch der große Turm im Burggarten, dessen Mauern zwölf Fuß dick sind. Die Trümmer der Burg selbst hat man ihrer Baufälligkeit wegen fortgeräumt. — Im großen Saal der ehemaligen Burg befand sich ein Blutfleck, der sich nicht abwaschen ließ. Über die Entstehung dieses Blutfleckes erzählen die Salzwedler folgendes:

Albrechts Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Macht der Wenden zu brechen. Er hatte auch schon viele wendische Fürsten und Könige bezwungen; nur vierzig Heerführer der Wenden wollten sich nicht beugen und weigerten ihm den Gehorsam. Um diese unschädlich zu machen, lud Albrecht sie eines Tages zu einem Gastmahl auf seine Burg. Arglos folgten die Fürsten, in dem Glauben, der Markgraf habe die Feindseligkeiten eingestellt. Albrecht ließ ihnen Wein vorsetzen, und sie tranken wacker. Als sie schon ein bißchen zuviel getrunken hatten, drangen plötzlich Albrechts Mannen in den Saal und schlugen die Wendenfürsten alle nieder, daß das Blut in Strömen floß und das Mauerwerk rot färbte. Dieser Blutfleck blieb als Zeichen des Verrats und der verletzten Gastfreundschaft ständig sitzen und war durch kein Mittel wieder zu entfernen.

241. Heinrich der Löwe.

Als Herzog Heinrich von Braunschweig im Heiligen Lande war, traf er im Kampfe auf einen Pascha, der ihn, als er ihn eben niederhauen wollte, bat, er möchte ihm doch das Leben schenken. Als Heinrich ihn auf seine Bitten hin schonte, schenkte er ihm zum Danke einen Löwen, der dem Herzog unsäglich treu gewesen und ihm überall hin gefolgt ist. Nun kommt eines Tages jemand zu ihm, der sagt ihm: „Eile, daß du heimkehrst, deine Gemahlin wird sich wieder vermählen." Das will ihm der Herzog nicht glauben. Indem blickt er ihm nach den Füßen und sieht, daß er einen Pferdefuß hat.

da sagt er zu ihm: „Du bist der Teufel, der mich versuchen will!“ Jener antwortete, ja, das sei er, aber versuchen wolle er ihn nicht, sondern ihm beistehen, denn weil er ein so braver Kerl sei, daure er ihn. Da ist der Herzog wankend geworden und ward mit dem Teufel einig, er möge ihn heimbringen; als er ihn aber aufnimmt, da hat sich der Löwe an ihn gedrängt und hat mit aller Macht seinen Fuß umkrallt, und er hat das treue Tier nicht lassen mögen, so daß ihm der Teufel endlich versprochen, ihn am folgenden Tage nachzubringen, was er denn auch getan. So sind sie dann nach Braunschweig gekommen und gerade noch zur rechten Zeit angelangt, ehe die Vermählung der Herzogin stattgefunden, und diese hat einmal übers andre freudig ausgerufen: „Hab' ich doch meinen Heinrich wieder!“ So hat der Herzog noch lange glücklich mit seiner Gemahlin gelebt; als er starb und man ihn im Dome beisetzte, da hat ihm der Löwe auch dahin folgen wollen; man hat jedoch die Türen verschlossen, und da hat er seine Krallen tief in die steinernen Pfosten eingehauen, um zu seinem Herrn hindurch zu kommen, so daß man ihn nur mit Gewalt hat fortbringen können. Bald danach ist er denn auch gestorben, und da hat man zum Andenken an das treue Tier sein Bild in Erz gegossen und es vor dem Schlosse aufgestellt. Das Löwenstandbild sowie die Spuren der Krallen des Löwen am Dom sind noch heute zu sehen.

242. Baumeister Gunthart.

Das Geld zum Bau der Kirche Unserer Lieben Frauen in Barby wurde auf seltsame Art erlangt. Ein Barbyer Raubritter machte mit seinen Schiffen die Elbe unsicher und plünderte andere Schiffe aus. Einmal fuhr er bis Hamburg und wollte dort ein Hansaschiff kapern; aber die Besatzung dieses Schiffes wehrte sich so tapfer, daß sie alle Elbräuber erschlug. Dem Raubritter trennte man den Kopf vom Rumpfe. Als einziger blieb ein Diener übrig; dieser brachte den kopflosen Leichnam seines Herrn nach Barby, wo er in der Klosterkirche beigesetzt wurde. Die Angehörigen des Getöteten forderten nun von der Stadt Hamburg als Sühne ein bedeutendes Lösegeld, das diese auch zahlten und das von den Empfängern zum Kirchenbau bestimmt wurde.

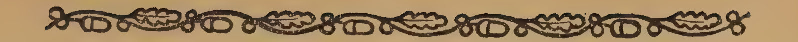


Als Baumeister wählte man Gunthart, der soeben die Kirche zu Mühlingen zu aller Zufriedenheit vollendet hatte. Gunthart übernahm den Bau auch, und bald standen die Grundmauern da. Plötzlich bemerkte Gunthart mit Schrecken, daß ein Baufehler gemacht war; das Gemäuer war zu schwach gebaut, um einen Turm tragen zu können. Verzweiflungsvoll ließ der Baumeister sein Werk im Stich und ging in den Wald, in dem er tagelang umherirrte. In Gedanken unablässig mit dem Kirchenbau beschäftigt, schnitt er Weidenruten ab und machte daraus ein Modell. Da kam ihm plötzlich die Erleuchtung, daß er durch ein paar Stützbalken alles wieder gutmachen konnte. Freudigen Mutes kehrte er nach Barby zurück und vollendete die Kirche und den Turm.

Da Gunthart durch dieses Werk großen Ruhm erlangte, wurde er bald nach Dessau gerufen, um dort die Stadtkirche zu bauen. In ganz kurzer Zeit baute er dort die Marienkirche; schon war alles bis aufs Dach fertig, da tat Gunthart bei der Besichtigung der Turmkuppel einen Fehltritt, stürzte hinunter und zerschellte sich auf dem Steinpflaster den Kopf. Das war 1150. Im Jahre 1550 fiel der Turm eines Tages in sich zusammen; und 16 Jahre später stürzte auch der Barbyer Kirchturm ohne jede Ursache zusammen, zerschlug die Glocken und beschädigte das Kirchengebäude. Jetzt hat man dort einen neuen Turm gebaut, den man „die dicke Marie“ nennt.

243. Der Schäfer am Magdeburger Dom.

Im Jahre 1207 wütete eine Feuersbrunst in Magdeburg, die den ganzen südlichen Stadtteil verzehrte. Leider fielen die herrlichen Bauten Ottos des Großen am Domplatz dem Feuer zum Opfer. Groß war die Trauer, daß auch der prächtige Dom völlig zerstört wurde. Gern hätte der Erzbischof einen Neubau begonnen; aber die Wirren der Zeit mit ihren endlosen Kriegslasten und Kriegsverwüstungen waren so großem Werk hinderlich, da die Einnahmen spärlich und sehr unregelmäßig flossen. Ein glücklicher Zufall brachte jedoch Hilfe. Der Schäfer des Klosters des heiligen Mauritius, Heinrich Falk, hütete zwischen den Schutthaufen und in dem verwüsteten Klostergarten die Schafe. Eines Tages vermißte



er seinen Hund, der erst nach geraumer Zeit wiederkam und deutliche Spuren von eifrigem Scharren und Kratzen an sich trug. Mehrere Tage hintereinander wiederholte sich das, und alles Rufen und Pfeifen lockte den Hund nicht herbei. Als sich dieser wieder einmal davonschlich, ging ihm der Schäfer nach und fand ihn bei einem Schutthaufen, wo er schon ein großes Loch gekratzt hatte. Da der Hund nicht von der Stelle zu bringen war, sondern immer weiter scharrte und dabei vor Eifer laut bellte und heulte, so holte er einen Spaten und grub mit dem Hund um die Wette. Plötzlich stutzte er; denn hell klang der Spaten auf Metall. Nach einigen Spatenstichen kam eine eiserne Platte zum Vorschein, die von ziemlichem Umfang war. Da die Dunkelheit hereinbrach, deckte er seinen Fund wieder zu, brachte die Herde in den Stall und eilte dann mit seinem Knecht zu der Grube. In eifriger Arbeit legten sie einen großen eisernen Kessel frei, und als sie den Deckel aufhoben, fanden sie den Kessel voll von Goldstücken. Freudig bewegt rief der Schäfer: „Gelobt sei Gott, der uns den Schatz finden ließ! Nun soll das Gotteshaus wieder herrlich erstehen.“ Sofort meldete er die freudige Botschaft dem Erzbischof, der hocherfreut den Schatz heben ließ und zum Dombau bestimmte.

Nun begann ein eifriges Wirken und Schaffen, um den Bau zu fördern. Auf dringendes Bitten des Erzbischofs flossen von allen Seiten reiche Gaben. Der Bau verschlang aber so große Summen, daß nach einigen Jahren die Kassen fast leer waren und der Dombau zu erliegen drohte. Da machte sich der fromme Schäfer auf und zog mit Briefen an Fürsten und Herren, an Städte und Dörfer durchs Land und sammelte und bettelte unablässig Geld zusammen, damit der Bau wieder aufgenommen und forkgeführt werden konnte. Zum Dank für solchen Eifer und solche Treue hat ein späterer Baumeister das steinerne Bild des Schäfers und seines Knechtes mit den Hunden am Domturm angebracht.

244. Die Himmelreichstraße.

Eine Verbindungsstraße zwischen Breiteweg und Kaiserstraße in Magdeburg führt den Namen Himmelreichstraße. Dieser Name rührt daher:



Ungefähr im Jahre 1255 hatte der Erzbischof Rudolf von Magdeburg schwere Kämpfe zu bestehen mit den damals noch heidnischen Preußen, die unter ihrem berühmten Führer Hercus Monte die Stadt oft bedrängten. Endlich gelang es den Magdeburgern, Hercus Monte gefangen zu nehmen. Da er ein noch junger Mann war, wurde er nicht getötet, sondern man versuchte, ihn zur Annahme des Christentums zu bewegen. Wirklich ließ er sich auch taufen und nahm den Namen Heinrich an. Er bekam eine Wohnung zwischen der Prälaten- und Kaiserstraße und lebte nach deutscher Sitte. Er verkehrte viel in dem Hause des Domherrn Hans Hirschhals, der zwei Söhne in Heinrichs Alter hatte, sowie eine Tochter namens Hildegard, die damals kaum sechzehn Jahre alt war.

Trotzdem nun Heinrich sich hatte taufen lassen, und trotzdem er Hildegard sehr liebte, ließ er sich eines Tages doch wieder durch als Kaufleute verkleidete Boten seines Volkes dazu verleiten, zu den Preußen zurückzukehren. Diese jubelten ihm wieder als ihrem Führer zu, und Hercus Monte, wie er sich jetzt wieder nannte, besiegte die Truppen des Erzbischofs und nahm viele Magdeburger gefangen, darunter Hirschhals und seine beiden Söhne. Die Preußen pflegten damals ihre Gefangenen entweder ihren heidnischen Göttern zu opfern oder zu verbrennen, und zwar so, daß um Roß und Mann Holz bis oben hin geschichtet wurde, welches dann überall zu gleicher Zeit angezündet ward. Vergebens bat Hercus Monte, Hirschhals und seine Söhne zu schonen; seine Landsleute bestanden darauf, daß einer, den das Los bestimmte, verbrannt werden sollte und die beiden andern mit Hercus selbst um ihr Leben kämpfen sollten. Dreimal fiel das Los auf den alten Vater Hirschhals, und dieser wurde denn auch verbrannt. Nun sollten die beiden Söhne mit Hercus kämpfen; der aber flüsterte ihnen zu: „Ich werde mich von euch besiegen lassen, habt keine Angst!“ Tatsächlich ließ er sich von den beiden jungen Hirschhals besiegen. Diese durften nun nach Magdeburg zurückkehren, Hercus aber wurde von seinem Volke als Verräter gefesselt und nach Zörbig gebracht, wo er verbrannt werden sollte. Schon hatte man das Holz um ihn herum aufgeschichtet, da erklang plötzlich Waffenlärm, christliche Rufe ertönten, und an der



Spitze einer großen Schar Krieger stürmte Hildegard, die geweihte Fahne in der Hand, in das Lager der Feinde. Hercus-Heinrich wurde befreit und Zörbig erobert, das der Erzbischof nun dem Erzbistum Magdeburg angliederte. Heinrich kehrte in tiefster Reue und Zerknirschung nach Magdeburg zurück. Der Erzbischof, welcher wußte, wie sehr Heinrich Hildegard verehrte, legte ihm nun folgende Buße auf: Heinrich mußte täglich in das Hirschhalssche Haus gehen, sich in Hildegards Zimmer begeben, durfte aber ein Jahr lang mit ihr kein Wort sprechen, sie nicht berühren, ja, ihr nicht einmal die Hand geben oder ihr Kleid anfassen. Heinrich bestand die Buße, und als das Jahr verflossen war, erhielt er zur Belohnung die Hand der Jungfrau.

Die Verbindungsstraße zwischen Kaiserstraße und Breiteweg, die Heinrich täglich von seinem Hause nach dem Hirschhals' gehen mußte, nannte er Himmelreichstraße, weil es die Straße war, die ihn sowohl in das Himmelreich seiner glücklichen Ehe als auch zum Christentum geführt hatte. Und so heißt die Straße heute noch.

245. Die Ahnfrau von Randau.

An die Zerstörung der Burg Randau, die nördlich vom Park und näher der Elbe zu lag als das heutige Schloß des Rittergutes, knüpft sich folgende Sage:

Die Herren von Randau waren als Raubritter bekannt. Sie plünderten die Wagen der Magdeburger Kaufleute aus; auch die Schiffe beraubten sie. Quer über die Elbe hatten sie eine Kette gespannt, so daß jedes Schiff anhalten mußte; dann kamen sie aus ihrer Burg und holten sich das Beste vom Schiffe herunter. Deshalb waren die Magdeburger sehr ergrimmt über sie, und im Bunde mit dem Erzbischof Burchard II. versuchten sie im Jahre 1286, die Burg der Randauer Raubritter zu zerstören. Das gelang ihnen jedoch nicht. Nun wurden die Randauer noch übermütiger und wollten den Erzbischof in seinem Palast zu Magdeburg überfallen. Allein die Wachsamkeit der Magdeburger vereitelte diesen Plan. Nun rüsteten die Bürger einen großen Heerhaufen, der unter Leitung des klugen und tapferen Schultheißen Thiele Weske die Burg Randau erobern und zerstören sollte. Allein trotz ihrer Tapferkeit gelang es den Magde-

burgern nicht, das Schloß einzunehmen, da es sehr dicke Mauern hatte. So zog sich die Belagerung bis in den Herbst hinein.

Als eines Abends Thiele Weske die Runde machte, um die Posten zu besichtigen, sah er einen Lichtschein aus einem Fenster der Burg. Eine Strickleiter wurde heruntergelassen, und gleichzeitig schwirrte ein Pfeil durch die Luft und fiel zu seinen Füßen nieder. Um den Schaft des Pfeiles war ein Papierstreifen gewickelt; der Schultheiß löste ihn los, ging ans nächste Wachtfeuer und las folgende Worte:

„Herr Ritter! Habt Ihr Mut, so rettet eine unglückliche Gefangene, die man ihren Eltern entrissen und hierher geschleppt hat. Zu unauslöschlicher Dankbarkeit würde sich verpflichtet fühlen Adelheid, Gräfin von Barby."

Obgleich Thiele Weske kein waghalsiger Jüngling mehr war, reizte ihn doch das Abenteuer. Er übergab den Oberbefehl dem ältesten Ratmann und erstieg dann die Strickleiter. Es war kurz vor Mitternacht. Von dem stoßweise einsetzenden Wind wurde Thiele Weske auf der schwanken Leiter hin und her geschleudert, und bedenklich laut klirrte beim Anprall an die Mauer seine stählerne Rüstung. Aber endlich gelangte er glücklich oben an. Vorsichtig warf er einen Blick in das Zimmer, in dem eine Lampe brannte, aber kein Mensch zu sehen war. Plötzlich hörte er Männerstimmen, die sich dem Zimmer näherten. Da sah er, wie sich die Wandtäfelung verschob; eine hohe Frauengestalt in weißem Gewande und Schleier erschien und winkte ihm zu folgen. Er kam in ein kleines, fensterloses Gemach; die Wand schloß sich hinter ihm. Nun hörte er nebenan lautes Sprechen. Man suchte ihn offenbar. Nach kurzer Zeit entfernten sich die Männer schimpfend und fluchend. Da sagte die weiße Frau: „Die Zeit ist erfüllt. Das Schicksal muß seinen Gang gehen; denn das Maß ihrer Sünden ist voll. Du aber rette die verfolgte Unschuld. Laß dich jedoch nicht durch Frauenschönheit abhalten, deine Pflicht zu tun. Es wäre dein und ihr Verderben. Komm!" Sie berührte die Wandtäfelung; diese öffnete sich wieder, die weiße Frau verschwand, und Thiele Weske stand im Zimmer der Gräfin. Erstaunt sah er die schöne Gestalt; zärtlich umwarb er sie, und ein Blick und Händedruck sagten ihm, daß er Gegenliebe fand. Da tat sich



wieder die geheime Tür auf, und die weiße Frau erschien. „O weh, die Ahnfrau von Randau! Nun gibt's ein Unglück!" jammerte die Gräfin. Thiele Weske beruhigte sie und versprach ihr, sie zu retten. Er stieg die Strickleiter hinab, wählte sich zehn tapfere Gefährten, erklomm mit ihnen die Leiter wieder und drang durch das Zimmer der Gräfin in den Burghof ein.

Bald tobte ein heißer Kampf. Schon schien es, als siegten die Randauer — da ertönte aus ihren Reihen ein lauter Schreckensruf. Sie hatten neben dem Schultheißen von Magdeburg die Ahnfrau stehen sehen. Mit blitzenden Augen und drohend erhobenen Händen rief sie: „Ihr werdet eurem Schicksal nicht entgehen!" Sie schritt durch die Reihen der zu Tode erschrockenen Randauer und öffnete das Burgtor, durch das die andern Magdeburger grimmig hereinstürzten, alles zu Boden schlugen und die Gebäude in Brand steckten.

Kaum merkte Thiele Weske, daß der Sieg sicher war, kümmerte er sich nicht mehr um den Kampf, sondern lief die Treppe hinauf. Als das Schloß schon an allen Ecken und Enden lichterloh brannte, vermißten die Magdeburger ihren Schultheißen. Niemand wußte, wo er war. Traurig suchten sie ihn und fanden ihn schließlich im Zimmer der Gräfin, wo beide von herabstürzendem Mauerwerk erschlagen waren.

Die Ahnfrau irrte späterhin in stillen Nächten oft durch die Trümmer der Burg und ließ ihr „Wehe! Wehe!" erschallen. Die alten Leute erzählen, daß sie auch heute noch mit flatterndem Schleier über die Ackerbreite, wo ehemals die Burg stand, dahinfliege und mit ihren gespenstischen Klagelauten die Leute erschrecke.

246. Das Interimsspiel zu Magdeburg.

Im Jahre 1548 ist zu Augsburg ein Reichstag gehalten und eine neue Reformation der Religion beschlossen worden; die Lehren und Gebote legte man in einem Buche nieder, das „Interim" hieß. Mit dem Interim waren aber weder die Evangelischen noch die Katholischen zufrieden, und so wurde es allenthalben verspottet. Am meisten schimpften die Magdeburger darüber, und um es zu verhöhnen, erfanden sie das Interimsspiel. Das war ein Brett voller Löcher, und in der



Mitte war ein Narrenkopf gemalt; man mußte mit einer Kugel in die Löcher zu treffen suchen. Dabei sang man:

Selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht ins Interim,
Denn das hat einen Schalk hinter ihm (= hinter sich).

Man nannte auch Hunde und Katzen spottweise „Interim", und die Anfangsbuchstaben dieses lateinischen Wortes legte man so aus: Der Papst habe damit sagen wollen:

Ihr närrischen Teutschen euer Reich ist mein!

247. Die Brandstifter von Tangermünde.

Im Jahre 1617 wurde Tangermünde durch eine furchtbare Brandstiftung verwüstet. Ein gewisser Peter Minde hatte den Krüger zu Bölsdorf erschlagen und aus Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit seine Heimat verlassen. Er ließ sich als Soldat anwerben und heiratete ein sittenloses Frauenzimmer, die ihm eine Tochter mit Namen Margaretha gebar. Bald nach der Geburt starb der Mann, und nun kam das Weib, ihr Kind in einem Korbe tragend, nach Tangermünde, um das Erbteil ihres verstorbenen Gatten einzufordern. Sie erhielt es aber nicht, da sie nicht die rechtmäßig angetraute Frau Peter Mindes war. Wütend ging sie mit ihrer Tochter fort und schwur der Stadt fürchterliche Rache. Diese Rache führte ihre Tochter, als sie herangewachsen war, aus. Margaretha hatte mit einem Vagabunden, Antonius Meilhahn, Bekanntschaft gemacht und lebte mit ihm in wilder Ehe. Meilhahn vereinbarte sich mit vier oder fünf andern Bösewichtern, und die wilden Menschen beschlossen, Tangermünde in Brand zu stecken. Am 13. September flammte das Feuer an drei Orten zugleich auf. Der Brand wälzte sich durch alle Straßen der Stadt und versperrte unglücklicherweise das Wassertor, so daß alle an der Rettung verzweifelten. Das Rathaus wurde von den Flammen ergriffen, und eine Menge Urkunden und Akten vernichtet. In der Stephanskirche vernichtete das Feuer die Orgel, den Altar und alle Kirchenstühle; auch der Turm mit den Glocken stürzte zusammen. Nur die Predigerhäuser, die Stadtschule, die letzte Reihe der



Häuser bis zur Nikolaikirche, sowie die Neustadt, die Elisabethkirche und einige Fischerhäuschen im „Hühnerdorf" blieben verschont. In der Altstadt und im Hühnerdorf wurden 486 Wohnungen und 53 gefüllte Scheunen in Asche verwandelt. Die unglücklichen Einwohner suchten beim herannahenden Winter Schutz bei ihren verschont gebliebenen Mitbürgern, so daß oft vier Familien in einem Hause wohnten.

Im folgenden Jahre begann der Wiederaufbau. Doch den Bürgern sank aller Mut, als wieder einige Häuser bei der Scharfrichterei in Brand gesteckt wurden, ohne daß man die Täter fassen konnte. Endlich brachte eine unerwartete Begebenheit die Sache ans Licht. Der angebliche Ehemann der Margaretha Minde, der früher auf öffentlicher Landstraße unbewaffnete Dorfbewohner auf dem Wege nach der Stadt beraubt hatte, war so unverschämt und bewarb sich um die Stelle des Marktmeisters. Auf dem Wege nach dem Rathause erkannte ihn aber eine alte Bäuerin, die er einstmals beraubt hatte. Sie meldete es sogleich dem Rat. Dieser sandte Reitknechte aus, die ihn ergriffen; er wurde auf die Folter gespannt und gestand, daß er am Brande schuld war; auch verriet er die Margaretha Minde und seinen Helfershelfer Emmert. Gegen die drei wurde das Todesurteil ausgesprochen, und am 22. März 1619 wurden sie an Pfähle geschmiedet und verbrannt.

248. Das blutige Brot.

Als im Jahre 1551 Magdeburg von dem Kurfürsten Moritz von Sachsen belagert wurde, ging es in dessen Lager sehr wüst her. Da machten die Magdeburger einen Ausfall und schlugen die Truppen des Kurfürsten vollständig, während sie selbst nur wenig Verluste zu beklagen hatten. Die Gefangenen sagten nachher aus, daß sie schon gewußt hätten, daß sie besiegt werden würden; denn es hätten sich einige im Lager Brot gekauft, und als sie's anschnitten, sei Blut herausgekommen. Davon sei eine Krankheit ausgebrochen, infolge der viele wahnsinnig geworden seien.

So war Magdeburg gerettet, und der Kurfürst, der die Stadt im Auftrage des Kaisers gewaltsam zum Katholizismus zurückbringen sollte, mußte unverrichteter Dinge ab-



ziehen. Ebenso erging es den kaiserlichen Truppen auch mit der Stadt Metz, und so entstand denn damals das Wort:

Die Metze und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

249. Die Vorboten der Zerstörung Magdeburgs.

Bevor Magdeburg am 10. Mai 1631 von Tilly zerstört wurde, geschahen viele Zeichen und Wunder. So warf ein Wind die Kirchturmspitze von Olvenstedt sowie die von vier Magdeburger Kirchen herab. Dieser Wind hat auch in die große Domtür ein rundes Loch gemacht, die Flügel zerschmettert und im Eingange, wo die fünf törichten und fünf klugen Jungfrauen stehen, der einen klugen Jungfrau die eine Hand mit der Lampe hinweggeschlagen und dem Bilde, das zur linken Hand steht, wenn man in den Dom geht, das Kreuz nebst dem Kelch zerschmettert. Als der Wind vorbei war, hat sich im Chore des Doms eine große Katze sehen lassen, die immerzu dazwischen miaut hat, wenn die Chorschüler gesungen haben, und als man sie jagen wollte, ist sie immer von einem Ort zum andern gesprungen. Während der Predigt flog fortwährend eine Eule in der Kirche umher.

Im Augustinerkloster lebte zu der Zeit ein im Haupte verworrener Mensch. Der hat über Magdeburg wehe gerufen und gesagt, es werde ein großes Blutbad darin entstehen. Dann hat er einen Reisigbesen genommen und damit immer hin und her gekehrt; auf die Frage, was das bedeuten sollte, hat er geantwortet: „So wird Magdeburg auch gekehrt und gefegt werden."

Kurz vor der Eroberung starb eine Jungfrau; die hat, bevor sie starb, auf dem Krankenbette sehr über den Untergang Magdeburgs geklagt, Wehe und Zeter gerufen, daß die Soldaten und Kroaten hereinkämen, und bei dem Schreien hat sie die Hände so gerungen, daß die Haut abgegangen ist.

Ferner hörte man in den Lüften ein vielstimmiges Wehegeschrei, und zwei feurige Balken erschienen am Himmel. So hat auch noch, als die letzte Kanone von der Besatzung abgefeuert wurde, diese Kugel sich in einen feurigen Kranz verwandelt und ist dann in der Luft verschwunden.



250. Die Glocke im Kulenhagen.

Südlich von Magdeburg hat die Elbe von Überschwemmungen viele Kölke und Wasserrinnen, sogenannte „taube Elben“ zurückgelassen. Eine der wasserreichsten liegt bei Randau; sie heißt der Kulenhagen.

Im Dreißigjährigen Kriege hatten die Kroaten Randau überfallen. Die Bewohner waren gewarnt worden und hatten das Vieh in die Kreuzhorst getrieben. Da wollten die Kroaten, um wenigstens etwas Beute zu haben, die Glocke mitnehmen; sie ließen sie an Stricken vom Kirchturm herab, aber die Seile waren zu kurz. So fiel die Glocke auf die Erde; sie blieb aber unversehrt bis auf ein kleines Stückchen, das heraussprang. Gerade wollte die wilde Horde die Glocke aufladen, da ertönten aus dem Osten Schüsse und Trommeln. Schleunigst zogen sich die Räuber zurück, nachdem sie noch einige Häuser angezündet hatten. Da es aber in der Nacht darauf regnete, richtete das Feuer wenig Schaden an. Die Gemeinde beriet nun, wie man sich vor einem nochmaligen Überfall schützen könnte. Auch über die Glocke wurde gesprochen, und der greise Pfarrer gab den Rat, sie im Kulenhagen zu versenken. Man stimmte dem ehrwürdigen Pfarrer zu und senkte die Glocke hinab in die Flut.

Jahre vergingen unter stetem Kriegsgeschrei; bald siegten die Schweden, bald die Kaiserlichen. Der Preis für das Metall für die Kanonen stieg immer höher. Da kam der geizige Ortsschulze auf den Gedanken, die Glocke zu heben und als Metall zu verkaufen. In einer mondhellen Nacht fuhr er mit seinem Sohn und einem Knecht, dem eine hohe Belohnung in Aussicht gestellt wurde, auf einem Floß in die Mitte des Kulenhagens. Mit langen Stangen suchten sie die Glocke. Endlich fanden sie sie. Mit großer Anstrengung zogen sie die Glocke hoch. Schon sah die Krone aus dem Wasser. Der Schulze und sein Sohn neigten sich, um rasch zufassen zu können, zu stark nach der belasteten Seite — da kippte das Floß, und alle drei fielen ins Wasser. Die Glocke versank in die Tiefe und zog den Schulzen und seinen Sohn mit hinab. Dem Knecht gelang es, das Floß zu ergreifen und mit großer Mühe das Ufer zu erreichen. Eine lange fieberhafte Krankheit ergriff ihn. Oft lag er besinnungslos,



und dann wiederholte er immer und immer wieder mit Seufzen und Stöhnen: „Lat mik los! Ich will nich mit runder!“ Als er wieder gesund war, erzählte er mit Schauder und Grauen, die Glocke hätte beim Versinken geschrien wie ein vom höchsten Schmerz gepeinigter Mensch. Dann habe sie den Schulzen und seinen Sohn gepackt und mit hinuntergezogen. Auch nach ihm habe sie einen langen Arm ausgestreckt, er habe sich aber mit allen Kräften gewehrt und so gerettet.

Noch heute soll in mondhellen Nächten ein dumpfes Klingen aus dem Kulenhagen empordringen, hauptsächlich dann, wenn unehrliche Leute sich dem Ufer nähern. Es hat aber niemand wieder versucht, die Glocke zu heben.

251. Der entdeckte Verräter.

Im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges besetzte im Jahre 1642 der schwedische Feldherr Torstensen die Altmark und schlug sein Hauptquartier im Perver, der Vorstadt von Salzwedel, auf. Die Führer der kaiserlichen Truppen, die Piccolomini, zogen sich nach einem Geplänkel an der Biese nach Tangermünde zurück. Nun gab es im schwedischen Lager einen Verräter, den Oberst von Seckendorf. Der schickte einen Trompeter als Boten mit verräterischen Papieren zu den Kaiserlichen. Dieser wurde bei Apenburg von den schwedischen Vorposten angehalten. Er tat ganz unschuldig; aber plötzlich bockte sein Gaul, eine Sattelnaht platzte, und die verräterischen Papiere flogen heraus. Zunächst achtete zwar niemand darauf, aber der Tewe (Hund) des schwedischen Vorpostenoffiziers faßte die Papiere. Und wenn auch einige schon in den Schmutz getreten und dadurch unkenntlich geworden waren, so genügte doch der Rest, um den Verrat aufzudecken. Unter dem Vorsitz des Grafen Königsmarck wurde nun ein Standgericht abgehalten, und Seckendorf wurde verurteilt und enthauptet.

252. Der Offizier und der Bauer zu Bellingen.

Im Dreißigjährigen Kriege verfolgte ein Offizier einen Bellinger Bauern, der das Versteck seiner Habseligkeiten nicht verraten wollte, bis auf den Kirchhof. Er stach auf ihn los, bis er halb tot niedersank. Als der Offizier noch immer nicht



von seinem Opfer abließ, fiel ihm sein Reitknecht in den Arm und sagte: „Laß doch ab, er hat ja seinen Rest!" Da ließ denn der Offizier von dem Bauern ab, und sie entfernten sich. Der Bauer aber kam wieder zu sich und genas — wenn auch langsam — von seinen schweren Wunden. Als er wieder geheilt war, verzog er von Bellingen nach Gohre.

Geraume Zeit später stand er dort einmal auf seinem Hofe, als derselbe Offizier vorbeiritt. Der Offizier glaubte ein Gespenst zu sehen und rief ihm zu: „Bist du nicht der, den ich in Bellingen erstochen habe?" „Ich bin's," entgegnete der Bauer, zog seine Pistole, die er sich der unruhigen Kriegszeiten wegen angeschafft hatte, aus seiner Jacke und schoß den Offizier vom Pferde. Dem fliehenden Knechte aber rief er nach: „Weshalb fliehst du? Dir tue ich nichts; denn du hast mir ja das Leben gerettet."

253. Das goldene Zelt.

Wo heute die Schmiedehofstraße ist, war früher in Magdeburg ein Platz, den das Militär benutzte. Von hier aus zogen die Soldaten nach der Zitadelle auf Wache. Eines Abends meldete von dort der Wachtposten ganz verstört, daß er schauerliche Laute vernommen hätte, aber nicht hätte feststellen können, wo sie her kamen. Der wachhabende Offizier untersuchte die Angelegenheit sofort, hörte auch dumpfes Gewimmer und Klagelaute, konnte aber nicht entdecken, woher sie rührten. Er teilte seine Beobachtungen dem Leutnant von Bärenklau mit, der versprach, der Sache auf den Grund zu gehen.

Nun hatte der Leutnant von Bärenklau eine Liebschaft mit der Zofe der Frau des Festungskommandanten. Am Abend hatte er mit ihr ein Stelldichein verabredet und traf sich mit ihr auf der Zitadelle. Als er mit ihr nun ein wenig spazieren ging, hörte er plötzlich Klagelaute, und eine wimmernde Stimme rief: „Allah! Allah! J porgi potzi itzo!" Erschreckt floh das Mädchen davon; Herr von Bärenklau zog seinen Säbel und wollte dem Spuk zu Leibe, aber er konnte nirgends etwas finden.

Nun hatte die Zofe bei ihrer ängstlichen Flucht ihre Haarschleife verloren. Deshalb ging sie am nächsten Morgen an die Stelle, wo sie sich am Abend vorher mit dem Leutnant



getroffen hatte, und suchte nach dem Haarband. Da hörte sie die seltsamen Worte vom Abend vorher, und gleichzeitig erblickte sie in einem Mauerritz, dicht an der Erde, drei menschliche Finger. Das teilte sie sofort dem Kommandanten mit, und der ließ die Mauer an der Stelle aufbrechen. Da fand man denn in einem geheimen Verließ einen fremdartig gekleideten Mann, der eine unverständliche Sprache redete, die keiner verstand. Endlich fand sich ein Jude, der sagte, daß es ein Türke sei, und die Worte des Muselmanns übersetzte. Aus diesen ging hervor, daß er im letzten Kriege gefangen war und hier in einem heimlichen Verließ gefesselt gelegen hatte. Da die Garnison gewechselt hatte und der frühere Platzkommandant keine Meldung erstattet hatte, war der Türke vergessen worden. Dies rührte die Magdeburger und sie boten ihm an, ihn bei sich aufnehmen, kleiden und speisen zu wollen. Als echter morgenländischer Krieger bat sich daraufhin der Türke ein Zelt als Wohnung aus. Das schenkte man ihm denn, und es wurde in der Gegend der jetzigen Schmiedehofstraße aufgerichtet. Später kehrte der Türke in seine Heimat zurück und schickte den Magdeburgern aus Dankbarkeit ein Zelt aus goldenem Stoff. Als dann die Schmiedehofstraße entstand, nannte man ein Haus auf ihr „Zum goldenen Zelt". Es ist Nummer 8; über der Tür ist das Zelt abgebildet, und es steht die Jahreszahl 1765 daran.

254. Der Rabe auf dem Schloßhof zu Merseburg.

Als der Bischof Thilo von Trotha in Merseburg regierte, ließ er das alte Merseburger Schloß abbrechen und das jetzige erbauen. Er ließ daran sein Familienwappen anbringen, das einen Raben mit einem Ringe im Schnabel zeigt. Dieses Wappen verdankt seine Entstehung folgendem Vorfall:

Thilo von Trotha besaß einen kostbaren Ring, den er besonders gern trug. Als er sich eines Tages die Hände wusch, zog er den Ring vorher ab und legte ihn auf das Fensterbrett des offen stehenden Fensters seines Schlafzimmers. Als er den Ring wieder aufstecken wollte, war dieser verschwunden. Nun war gerade der alte Kammerdiener des Bischofs, Johannes, im Zimmer; aber weil Thilo wußte, daß Johannes ihm treu ergeben war, hegte er keinen Verdacht gegen ihn.



Aber der Jäger Ulrich, der Johannes haßte, redete dem Bischof fortwährend vor, daß Johannes den Ring genommen hätte. Um den Bischof vollends zu überzeugen, brachte er dem Raben, den sich Thilo zur Kurzweil hielt, die Worte bei: „Hans Dieb!" Als nun der Bischof hörte, wie der Rabe fortwährend „Hans Dieb!" krächzte, dachte er, dann müsse es doch wohl Johannes gewesen sein, der sich den Ring angeeignet hätte, und er ließ ihn zu sich rufen. Der alte Diener aber beteuerte seine Unschuld. Da befahl der Bischof, man sollte ihn foltern, und als der alte Mann die Schmerzen nicht mehr aushalten konnte, sagte er: „Ja, ich gebe es zu, ich habe den Ring genommen." Auf die Frage, wo er den Ring hätte, antwortete er, er habe ihn beseitigt. Wütend verurteilte ihn der Bischof zum Tode. Als nun Johannes auf dem Schafott stand, rief er aus: „Und ich bin doch unschuldig! Vorhin habe ich bloß deshalb gesagt, ich hätte den Ring genommen, weil ich die Folterqualen nicht länger ertragen konnte. Ich werde zum Beweise meiner Unschuld die Hände zum Himmel emporstrecken, wenn ich enthauptet bin." Tatsächlich streckte er, nachdem ihm der Kopf abgeschlagen war, noch einmal die Hände zum Himmel empor, ehe er verschied.

Einige Zeit darauf war ein furchtbarer Sturm. Der riß von dem einen Turm des Schlosses die Ziegel los. Als nun der Dachdecker, der es wieder in Ordnung bringen sollte, auf das Dach des Turmes stieg, fand er in dem Neste eines Raben, der dort nistete, den vermißten Ring. Er brachte ihn dem Bischof, und dieser wurde nun von tiefer Reue ergriffen. Zum Andenken an seinen unschuldig hingerichteten treuen Diener ließ er sich dann ein Wappen machen, auf dem ein Rabe mit einem Ring im Schnabel zu sehen ist. Außerdem ordnete er an, daß für alle Zeiten ein lebender Rabe auf dem Schloßhof gehalten werden sollte. Heute noch kann man einen Raben in einem Holzkäfig im vorderen Hofe des Merseburger Schlosses sehen.

XII. Entstehung von Festen u. Gebräuchen.

253. Das Brunnenfest zu Mühlhausen.

Im Walde bei Mühlhausen treten mehrere mächtige Quellen zu Tage. Die schönste ist die Popperoder Quelle,



deren herrliches blaugrünes Wasser von einem Brunnentempel eingefaßt wird. Zu Ehren der Wassergeister, die darin hausen, findet seit alters das Bornfest, ein Fest der Kinder statt. Zuerst ziehen die Knaben unter Gesang hinaus und feiern im Walde, acht Tage später, am Hauptfesttage, die Mädchen, geschmückt mit Blumenkränzen, Schleifen und Bändern. In die Quelle versenken die Mädchen als ihr Brunnenopfer einen prachtvollen Stern, an dem die größeren schon tags zuvor gearbeitet haben.

Als in einem Jahre das Brunnenfest ausfiel, waren die Wassergeister empört, und das segenbringende Wasser versiegte sofort. Da feierte man das Fest noch nachträglich, und da sprudelte das Wasser in mächtiger Fülle wieder hervor.

256. Das Naumburger Kirschenfest.

Alljährlich wird in Naumburg an der Saale das Kirschenfest gefeiert. Dabei erhalten die Kinder von der Stadt Kirschen geschenkt. Dies Fest ist folgendermaßen entstanden:

Die Hussiten waren aus Böhmen nach Deutschland eingefallen und hatten viele Städte erobert und manches Dorf zerstört. Nun belagerten sie unter ihrem Führer Prokop Naumburg. Die Naumburger wehrten sich zwar tapfer, aber es wurde immer schlimmer, und schließlich meinten die Bürger, es sei das Beste, die Stadt zu übergeben. Da sagte der Schulmeister: „Wir wollen doch sehen, ob wir das Herz Prokops nicht rühren können. Wenn wir ihm unsere Kinder schicken, muß er doch durch ihre Unschuld sich erweichen lassen." Nun wurden die Mädchen in weißen Kleidern, mit offenen Haaren und Blumenkränzen darin in das Lager der Hussiten gesandt und mußten Prokop bitten, er möchte doch die Stadt verschonen. Da wurde der harte Krieger so gerührt, daß er nicht nur die Stadt verschonte, sondern sogar seine Soldaten aussandte; die mußten von den Kirschbäumen im Unstruttal die Kirschen abpflücken, und Prokop schenkte jedem Kinde eine Menge Kirschen.

Zur Erinnerung daran, daß die Kinder die Stadt Naumburg vor der Zerstörung gerettet haben, wird nun heute noch das Kirschenfest gefeiert.



257. Der Eselsmarkt zu Querfurt.

Der heilige Bruno, der mit seinen Brüdern auf dem Schlosse zu Querfurt Ostern gefeiert hatte, wollte am Donnerstag nach Ostern nach Preußen aufbrechen, um die Heiden zu bekehren; aber der Esel, auf dem er ritt, wollte auf dem grünen Anger bei Querfurt nicht vor- und nicht rückwärts und blieb trotz aller Prügel stehen. Da sagten Brunos Begleiter, das sei ein Zeichen von Gott, und sie überredeten ihn, daß er mit ihnen wieder auf das Schloß zurückkehrte. Aber in der Nacht konnte Bruno nicht schlafen; er glaubte, daß der Esel stehen geblieben sei, sei kein Zeichen von Gott, sondern vom Satan. So beschloß er denn doch, ins Land der Preußen zu ziehen. Dort bekehrte er viele; zuletzt aber überfiel ihn ein Haufen hartnäckiger Heiden und erschlug ihn.

An der Stelle nun, wo der Esel des heiligen Bruno still stand, baute man eine Kapelle, wo an jedem Donnerstag nach Ostern an das Volk Ablaß erteilt wurde. Da strömten denn die Leute von allen Seiten zusammen. Als später das Ablaßwesen beseitigt wurde, hielt man am Donnerstag nach Ostern einen großen Jahrmarkt ab, der bis Sonnabend abend dauert. Diesen Markt nennt man den Eselsmarkt; wer ihn besucht, nimmt für seine Kinder grüne Eselein aus Ton zum Spielen mit; solche grünen Tonesel werden auf dem Markte in Mengen feil geboten.

258. Die Magdeburger Messe.

Der heilige Moritz, der Schutzheilige des Magdeburger Doms, hat am 22. September seinen Gedenktag. An diesem Tage wurde eine feierliche Messe im Dom abgehalten. Dazu kamen von nah und fern die Leute herbeigeströmt, und das benutzten findige Kaufleute dazu, vor den Toren des Doms, auf dem heutigen Domplatz (den die alten Leute auch den „Neuen Markt" nennen), Kaufstände einzurichten und Lebensmittel, Heiligenbilder und dergleichen Dinge, deren die Wallfahrer bedurften, feil zu halten. Später wurde das noch erweitert, und es wurden auch Schaustellungen, Sehenswürdigkeiten usw. auf dem Domplatz dargeboten. Dieser Brauch hat sich erhalten, auch als nach der Reformation die eigentliche Messe (der katholische Gottesdienst) aufhörte, und



noch heute wird 14 Tage lang die „Magdeburger Messe“ abgehalten. Gestiftet haben soll die Messe der dritte Erzbischof von Magdeburg, Tagino.

259. Das Holen der Burg.

Zu Pfingsten wurde früher in Magdeburg folgender festlicher Brauch geübt: Der neugewählte Rat der Stadt zog zusammen mit dem alten und dem „oberalten“ (dem vorvorjährigen), gefolgt von einer ungeheuren Menge Volks, nach dem Dom. Der ganze Weg vom Rathaus bis zum Dom war mit grünen Maien geschmückt, und alle Musiker aus sämtlichen Stadtteilen und Vororten mußten aufspielen. Am Dom übergaben dann die Domherren dem neuen Rat ein Backwerk aus feinstem Weizenmehl in Form einer Burg, genau der Stadt Magdeburg nachgebildet. Diese Burg wurde aufs Rathaus gebracht, und dort fand dann zum Abschluß ein Schmaus statt. Damit war die Regierung an den neuen Rat übergeben.

Wer diesen Gebrauch eingeführt hat oder von welchem geschichtlichen Vorgang er herrührt, weiß heute niemand mehr.

260. Das Abendläuten zu Kalbe an der Milde.

Von Martini bis zur Karwoche läutet in Kalbe an der Milde allabendlich um acht Uhr die Glocke der Nikolaikirche. Das hat seinen Grund in folgendem Ereignis:

Vor vielen Jahrhunderten war die Stadt Kalbe von Sümpfen, Morästen und undurchdringlichem Gestrüpp umgeben. Da geschah es einmal, daß ein Wanderer im Winter durch die Dunkelheit überrascht wurde. Die aus dem Moore aufsteigenden Nebel trugen auch dazu bei, ihn vom rechten Wege abzubringen. Immer tiefer geriet er in die Sümpfe und das Dickicht hinein und bemühte sich vergeblich, den rechten Pfad zu finden. Stunde auf Stunde verrann, und seine Kräfte waren dem Ermatten nahe. Da hörte er plötzlich vom Turme der Nikolaikirche die Glocke zur Abendmette läuten. Er ging dem Klange nach und gelangte glücklich auf den rechten Weg. So war er gerettet.



Aus Dankbarkeit vermachte er der Kirche eine Summe Geld und bestimmte, daß zur Winterszeit allabendlich um acht Uhr geläutet werden sollte. Und so geschieht's bis auf den heutigen Tag.

261. Die Korn-Semmeln.

Bei Remkersleben lag früher ein See. Dort fand im Jahre 1213 eine Schlacht zwischen Kaiser Otto IV. und Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg statt. Kaiser Otto siegte, überließ aber die Gerechtsame über den See den dortigen Bewohnern, und zwar bekamen das Rohr die Remkersleber Bauern, die Fische und Wasservögel die Herren von der Asseburg, und das Wasser die Müller von Remkersleben, Wanzleben und Bottmersdorf. Der See war 150 Morgen groß, die Fischerei hatte einen Wert von 60 bis 80 Talern in Gold. Später aber versandete der See; er wurde ein Sumpf, der nichts einbrachte, weil sich niemand darum kümmerte. Deshalb beantragten die Remkersleber 1732 bei der Regierung die Entwässerung des Sees. Die Regierung aber kümmerte sich nicht darum. Da griff hundert Jahre später der Remkersleber Pastor Moritz Korn ein; nachdem er erst den Domersleber- und Schleibnitzer See entwässert hatte, ließ er 1832 den Remkersleber See entwässern; bei der Arbeit dazu fand man noch viele Knochen, Sporen und Hufeisen von der Schlacht aus dem Mittelalter her. An Stelle des nutzlosen, versumpften Sees entstanden nun schöne Wiesen mit üppigem Graswuchs. Pastor Korn verpflichtete aber die Wiesenbesitzer, jedes Jahr zur Schulprüfung vor Ostern zehn Taler aufzubringen; für dies Geld werden Semmeln gekauft, die die guten Schulkinder erhalten. Man nennt sie heute noch die „Kornschen Seesemmeln".

262. Die Jungfrau Hain zu Werben an der Elbe.

Zwischen Nitzow an der Havel und Werben an der Elbe befand sich in alten Zeiten ein herrliches Schloß mit einem schönen Eichenwald. Beides gehörte einer frommen Jungfrau. Da brach Krieg aus, und die Jungfrau floh, weil sie keinen männlichen Schutz hatte. Die Soldaten zerstörten ihr Schloß; ihr Geld aber hatte die Jungfrau mitgenommen. Sie ging nun nach Nitzow, um sich dort niederzulassen; aber

die dortigen Einwohner verweigerten ihr ohne Angabe des Grundes das Bürgerrecht. Nicht besser erging es ihr in Quitzövel, wo sie sich dann hinwandte. Nunmehr bat Fräulein Hain die Stadt Werben um Aufnahme. Werben gab ihr den erbetenen Wohnsitz. Das sollte die Stadt nicht bereuen; denn die Jungfrau schenkte ihr den Eichenwald und setzte außerdem eine große Summe Geldes aus mit der Bedingung, daß alljährlich zu Ostern die Geistlichen, Lehrer und Schulkinder von Werben von den Zinsen Schreibpapier und Bretzeln erhalten sollten. Das taten die Stadtväter Werbens und benutzten das Geld zu der obgedachten Schenkung.

Als aber die Jungfrau später starb, nahm man das Geld zu anderen Zwecken. Da fing es in der Kirche der Stadt in schrecklicher Weise an zu spuken; namentlich nachts polterte und rumorte es, und die Vorübergehenden hörten schauerliche Töne. Am schlimmsten war der Spuk zur Osterzeit. Darüber entstand große Aufregung in der Stadt. Da riet ein ehrsamer, bejahrter Bürger, man solle doch die unterlassene Osterspende wieder einführen. Das tat man denn auch beim nächsten Osterfeste, und im selben Augenblick war der Spuk verschwunden.

Noch heute werden zu Ostern jedes Jahres Bretzeln und Papier an die Geistlichen, Lehrer und Kinder von Werben verteilt. Den Eichenwald, den die Stadt von der Jungfrau Hain geschenkt bekommen hat, nannte man zum Andenken an sie „Hainholz“.

263. Erbsen mit Schweinsohren.

Zur Zeit Kaiser Karls IV. war Dietrich Kagelwit Erzbischof in Magdeburg. Er zeichnete sich durch Geschicklichkeit und Geistesgegenwart aus. Einmal kam der Kaiser mit einem großen Gefolge nach Magdeburg und verlangte schnell einen Imbiß. Da ließ Kagelwit den Amtmann kommen und sagte ihm, er solle den Schweinen des kaiserlichen Gutes die Ohren abschneiden lassen. Der Kaiser fand das Gericht sehr schmackhaft und fragte Kagelwit, was es wäre. Da sagte dieser: „Es sind Schweinsohren. Hätte ich ein ganzes Schwein schlachten lassen, hätte es zu lange gedauert, und außerdem haben Sie so den Vorteil, daß alle Schweine Ihres Gutes



noch leben." Über diese Antwort freute sich der Kaiser; und seit der Zeit sind Erbsen mit Schweinsohren ein beliebtes Magdeburger Gericht.

264. Das unsichtbare Dorf.

Zwischen Barby und Kalbe soll ein Dorf namens Zyprehna gelegen haben. Es ist kein einziger Stein von ihm vorhanden, aber die dreißig Morgen Acker, die dort liegen, gehören zwölf Besitzern in Barby, die sich „die Dorfgemeinde Zyprehna" nennen. Jedes Jahr im November wählen sie einen Schulzen, der den „Schulzenacker" bekommt und am Schluß seines Amtsjahres bei der neuen Schulzenwahl ein großes Festessen geben muß. Der Diakonus von Barby hat die Verpflichtung, an diesem Tage eine Feldpredigt auf Zyprehnaer Boden zu halten; dafür bekommt er den „Kapellenacker". In den letzten Jahren fanden sich so wenig Zuhörer ein, daß man den Pfarrer von der Predigt entband; er mußte aber am Festessen teilnehmen, und dort brachte er Trinksprüche oder lustige Reime vor.

Es gibt auch ein Gemeindebuch von dem nicht vorhandenen Dorfe Zyprehna. Es beginnt 1594 und enthält namentlich die Strafen, die gegen die Gemeindemitglieder verhängt wurden. Hatte jemand einen gekränkt, so mußte er ihm zur Sühne eine halbe Tonne Bier geben.

265. Sankt Nikolaustag.

In der Klausstraße in Halle steht eine Kapelle, die dem heiligen Nikolaus geweiht ist. Dieser soll einmal einem armen Manne, der drei Töchter hatte, am Nikolaustage etliche Beutel Geld ins Haus geworfen haben, damit er sie ausstatten könnte. Daher kommt die Gewohnheit, daß am Sankt Nikolaustage den Kindern, besonders den Mädchen, allerhand Gaben, wie zum Beispiel Nüsse, Obst und dergleichen in die Stube geworfen zu werden pflegt.

XIII. Namenserklärungen.

266. Arendsee.

Wo jetzt der Arendsee ist, stand vor Alters ein großes Schloß. Dieses ging urplötzlich unter, und nur ein Mann und ein Weib kamen davon. Als die beiden fortgingen, sah



sich die Frau um. Da brach sie in die Worte aus: „Arend, seh!“ (Arend war der Name ihres Mannes.) Darum gab man nachher dem Städtlein, das an dem See gebaut wurde, den Namen Arendsee.

267. Was bedeutet der Name der Stadt Aschersleben?

Die Geschichtsschreiber sagen, Aschersleben habe seinen Namen von den Askaniern, die früher dort regierten, und deren Burg heute noch zu sehen ist. Dagegen behaupten andere, der Name käme von den Ziegeln her; diese sind nämlich mit der Hohlform nach oben gelegt und mit grau-weißem Gips ausgestrichen, so daß es aussieht, als ob ein Aschenregen auf die Dächer niedergegangen wäre. Wiederum andere sagen, Aschersleben sei so genannt worden, weil es im Dreißigjährigen Kriege in Asche gelegen hat.

268. Der Name von Duderstadt.

Drei Brüder haben Duderstadt gebaut, und als sie damit fertig gewesen sind, haben sie der Stadt einen Namen geben wollen, haben aber nicht darüber einig werden können, wer von ihnen den Namen geben sollte, und der erste hat zum zweiten gesagt: „Gib du der Stadt den Namen!“, und der hat zum ersten gesagt: „Gib du der Stadt den Namen!“, und ebenso hat der's wieder zum dritten gesagt, und der hat's ihm mit denselben Worten zurückgegeben, und da haben sie sich kurz entschlossen und die Stadt Duderstadt genannt.

269. Dannhausen.

Dannhausen hat in alter Zeit zwischen Ildehausen und Harriehausen gelegen. In einem Kriege wurde das Dorf völlig verwüstet. Da flüchteten die Bewohner in ein Tal, das rings von Tannenwäldern eingefaßt war. Aus den Tannen bauten sie die ersten Häuser und blieben nun hier verborgen und sicher wohnen. Den Ort nannten sie nun Dannhausen.



270. Wie Heiligenstadt entstand.

Dagobert, der König der Franken, war von einer schlimmen Aussatzkrankheit befallen worden; deshalb übertrug er die Regierung seinem Sohne und zog sich auf das öde Eichsfeld zurück.

Einmal veranstalteten nun der König eine Jagd. Als er sich müde gejagt hatte, legte er sich im Walde ins Gras und schlief ein. Als er wieder aufwachte, fand er, daß überall, wo der Tau des Grases seinen Körper benetzt hatte, der Aussatz verschwunden war. Freudig erzählte der König seiner Gemahlin dieses Wunder, und die riet ihm, er solle sich noch einmal ins taufeuchte Gras schlafen legen. Das tat der König; und da träumte er, daß sich an dem Orte, wo er ruhte, die Gräber zweier Heiligen, Aureus und Justinus, befänden. Diese seien einst aus dem Gefängnis in Mainz, in das sie der König Etzel hatte werfen lassen, entflohen, hätten aber weitere Verfolgung erleiden müssen und seien hier den Märtyrertod gestorben.

Da sagte König Dagobert, der beim Erwachen sah, daß er jetzt völlig gesund war: „Hier ist der Heilung und der Heiligen Statt!“ Und er ließ den Wald fällen und ein Münster bauen, das er dem Bischof in Mainz unterstellte, und setzte an dem Münster zwölf Chorherren ein. Nach und nach entstand dann dort eine Stadt, die den Namen Heiligenstadt bekam.

271. Die Entstehung des Dorfes Hämerten.

In der Altmark lebten einmal zwei Riesen, die sich eine passende Stelle aufsuchen wollten, wo sie ihre Wohnungen anlegen konnten. Der eine, mit Namen Merten (Martin), wollte sein Haus auf den Elbwiesen bauen, der andere jedoch fand die Stelle, wo jetzt das Dorf liegt, geeigneter. Er rief daher seinem Kameraden zu: „He, Merten!“, damit dieser zu ihm käme und sich mit ihm über den Platz einigte. Das geschah auch, und sie bauten beide ihre Häuser an der erwählten Stelle auf. Nach dem Rufe des Riesen nannte man das Dorf dann später Hämerten.



272. Die Stadt Eilenburg.

Die Stadt Eilenburg soll früher Ylburg oder Julburg geheißen haben und von Julius Cäsar gegründet sein. Andere wieder sagen, die Stadt hätte eigentlich Ilburg geheißen und wäre von einem Kriegsmann des deutschen Führers Hermann, namens Ilba, erbaut. Wiederum nach andern soll der Gründer ein Römerhauptmann namens Ilo sein. Dagegen sagen die Geschichtsschreiber, die Stadt hieße Hilburg, und zwar sei der Name zu Ehren Hildas gewählt, der Tochter des ersten Wettinerfürsten, Friedrich. Das Volk meint aber, der Name Eilenburg komme tatsächlich von der Eile her. Es sei einmal ein Fuhrmann vor der Stadt Eilenburg gegen Abend einem Geistlichen begegnet und habe ihn gefragt, ob er mit seinem schweren Frachtwagen noch bis Toresschluß nach Eilenburg kommen könne. Da habe der Geistliche geantwortet: „Wenn du langsam fährst, kommst du noch hin; fährst du aber zu geschwind, so schaffst du es nicht mehr." Da dem Fuhrmann diese Rede sonderbar vorkam, dachte er, der Geistliche wollte ihn verspotten. Er schlug also auf die Pferde los — und was geschieht? Ein Rad zerbrach, und der Fuhrmann kam doch nicht mehr an dem Abend nach Eilenburg. Wegen dieser falschen Eile soll die Stadt zum Hohne den Namen Eilenburg bekommen haben.

273. Der Name von Giebichenstein.

Wo jetzt die Ruinen der Burg Giebichenstein emporragen, war früher dichter Urwald. Gegenüber diesem Platze liegt der Ochsenberg, wo einst die Priester der Germanen der Frühlingsgöttin Herta alljährlich einen Stier opferten. Sie verstanden das Rauschen der heiligen Eichen, und aus den Stäben der Buche schnitzten sie Runen (das sind die ältesten deutschen Buchstaben), aus denen sie die Zukunft voraussagten. Als sie einmal am Opferstein saßen und die Runen mischten, flammte plötzlich der Himmel blutigrot, und die Eichen begannen zu rauschen, in den alten Ästen knackte und knarrte es, und ein mächtiger Sturm erhob sich und warf die Runenstäbe durcheinander. Da wußten die Priester, daß Krieg kommen würde. Und richtig kam bald darauf der römische Feldherr Drusus, der mit seinen Truppen von Italien durch Frankreich gezogen, über den Rhein gesetzt



war und nun bis an die Saale vordrang. Gerade am Fuße des Opfersteins, im Walde, der Herta heilig war, schlug er sein Lager auf. Er befahl, die Eichen zu fällen und daraus eine Brücke über die Saale zu bauen.

Als der Abend herniedersank, ging der Feldherr ans Flußufer, um den besten Platz für den morgigen Brückenbau auszusuchen. Da brauste es plötzlich schauerlich durch den Hain, und in den Bergen grollte der Donner. Und auf dem gegenüberliegenden Felsen, der schroff in die Saale fällt, wurde es taghell. Da stand in übermenschlicher Gestalt und blendender Schönheit die Göttin Herta, in einem silbernen Gewand, über das ihr langes, offenes Haar wie Gold fiel. In der einen Hand hielt sie eine Geißel, die andere streckte sie dem Drusus abwehrend entgegen und rief:

„Gê wec vom Stein!
Din Lewen is mein,
Küst newer (= kehrst nimmer) heim.“

Dann verschwand sie. Bleich vor Schreck stürzte Drusus ins Lager zurück und befahl, sofort aufzubrechen. In Eilmärschen zog er sich westwärts zurück und erreichte in wenigen Tagen den Rhein. Schon sah er den Strom von ferne, da brachen aus den Wäldern die Germanen hervor. In verzweifelter Angst drückte er seinem abgehetzten Rosse die Sporen in die Weichen; es strauchelte, stürzte zu Boden und begrub seinen Reiter unter sich. Drusus brach den Oberschenkel, und kurze Zeit darauf starb er.

Die Priester nannten nach diesem Ereignis die Stätte, wo die Göttin erschienen war, Gewecvomstein, woraus später Gewecenstein und dann Giebichenstein geworden ist.

Nach vielen, vielen Jahren hat man dort noch römische Münzen und Geräte, welche die Römer bei ihrer wilden Flucht zurückgelassen hatten, gefunden. An der Stelle baute man später die Burg Giebichenstein. Sie wurde so stark befestigt, daß man dort gern die Gefangenen unterbrachte; und bald hieß es im ganzen Lande:

Wer kommt nach Giebichenstein,
Kehrt selten wieder heim.



274. Woher Halle seinen Namen hat.

Halle heißt Salzstadt; der Name kommt daher, weil die Halloren, die Salzbearbeiter, die Stadt begründet haben. Das ging so zu:

In alter Zeit standen in jener Gegend nur 96 Hütten aus Holz und Stroh, und in diesen wohnten die Halloren und sotten Salz. Das Salz hatten sie dadurch gefunden, daß sich einmal eine Sau in der Sommerhitze abkühlen wollte und in eine Pfütze legte; als sie wieder herauskam, glänzten ihre Borsten von dem Salz. Man grub nun nach und fand reiche Salzquellen. Die ältesten Halloren waren alle adlig; zur Zeit Karls des Großen waren es folgende: die Bornemanns oder Börner, die die Soole aus dem Salzborn schöpften, die Bornträger, die es zu den Koten trugen, die Büttner, welche die Butten machten, die Pfänner, welche die Pfannen schmiedeten, die Heuer (auch Hoyer geschrieben), die Holz fällten und das Feuer unterhielten, die Seifert, die das schmutzige Salz seiten (reinigten), die Stißer, die es rührten und zerstießen, und die Becker, die es zum Versand fertig machten.

Eines Mittags saßen die Halloren vor ihren Hütten. Da kam der Bischof vorbei, dem das Land gehörte, und welcher zu Giebichenstein seinen Sitz hatte. Den baten sie um Erlaubnis, hier eine Stadt bauen zu dürfen. Da sie aber ihre schmutzigen Arbeitskleider anhatten, spottete der Bischof über ihre Lumpen. Da aber sagten die Halloren:

„Han wir hüte Water un Holt,
So han wir morne Silber un Gold."

„Nun, so baut in Gottes Namen eine Stadt aus Wasser und Holz," rief da der Bischof; „und mögen euch Sonne, Mond und Sterne zu eurem Werke leuchten!" Zum Andenken an dies Wort nahmen die Halloren Sonne, Mond und Sterne in ihr Wappen.

Als der Bischof ein Jahr später wieder einmal in die Gegend kam, sah er zu seinem Erstaunen eine schöne Stadt. In den Straßen herrschte ein so lebhaftes Treiben, daß man den Bischof, damit er durchkommen konnte, auf einen Esel setzte. Zum Dank für die Erlaubnis zum Bau der Stadt streuten die Halloren dem Bischof Rosen. Deshalb ist heute noch das Wahrzeichen von Halle ein Esel, der auf Rosen geht.



Als Karl der Große Krieg führte, dienten ihm zwölf Halloren von ganz besonderer Größe. Ihre Riesenschwerter werden heute noch aufbewahrt und heute noch im Festzuge mitgeführt. Bei diesem Festzuge tragen die Mädchen Nelkenkronen, die Knaben eine Kette von 18 Mohnköpfen. Das sind Geschenke von den Saalnixen, die den Halloren hold sind.

Nach dem Kriege schenkte Karl den Halloren das Pferd, das er im Kriege geritten hatte, sowie eine Fahne. Das taten alle deutschen Kaiser und Könige, und so haben die Halloren bis jetzt 32 Fahnen, die in der Moritzkirche aufbewahrt werden. Von Friedrich Wilhelm III. erhielten die Halloren zwei Pferde, weil sie ihm zweimal Treue schwuren, einmal bei der Thronbesteigung, und das zweitemal bei der Besiegung der Franzosen. Beim Pfingstbier reitet der älteste Hallore das Königspferd; dann wird es verkauft, und der Erlös kommt in die Brüderschaftskasse.

Halle wurde nun durch seinen Salzhandel eine große Stadt und erhielt viele Rechte, so z. B. auch das, daß sie selbst Gericht abhalten durfte. Zum Zeichen dessen stellte man den Roland auf, der heute noch in Halle auf dem Marktplatz steht. Als der Bischof von Giebichenstein sah, daß Halle eine schöne Stadt geworden war, gelobte er voll Freude, er wolle ihr jährlich 82 Tonnen Bier und 12 Pfund Semmelmehl schenken, und zu jeder Semmel einen Hering. Dies empfingen die Halloren denn auch vom Amte in Giebichenstein regelmäßig, bis es in neuerer Zeit in einen Geldbetrag umgewandelt wurde.

275. Die Entstehung des Dorfes Seeben.

Bei Salzwedel wohnte ein Riese namens Jan Kahl mit seiner Gemahlin Seba. Er hatte immer Streit mit der Stadt Salzwedel und besiegte die Salzwedeler oft. Aus Rache entführte der Markgraf von Salzwedel Seba. Wutschnaubend suchte der Riese nach seinem Weibe; aber all sein Suchen blieb ohne Erfolg.

Geraume Zeit nach dem Raube lud der Markgraf Jan Kahl zum Essen ein. Der Riese, der nicht wußte, daß der Markgraf der Räuber seiner Frau war, nahm die Einladung an. Kaum jedoch hatte er's sich zum Essen bequem gemacht



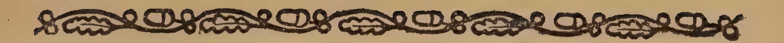
und die Waffen abgelegt, so drangen von allen Seiten bewaffnete Männer in das Gemach, fesselten ihn und warfen ihn ins Burgverließ, in dem er zu seiner größten Freude seine Frau wiederfand. Aber wie sah die arme Seba aus! Durch den langjährigen Aufenthalt in dem modrigen Kerker war sie krank und elend geworden. Da schwur Jan Kahl furchtbare Rache. Nachdem er mit Hilfe eines Freundes aus dem Gefängnis entflohen war, sammelte er ein Heer, schlug den Markgrafen völlig und befreite seine Gemahlin. Nun wollte er sie im Triumph zurückführen, aber es war zu spät; infolge der erlittenen Leiden starb sie unterwegs in den Armen ihres Gatten. Der Riese begrub sie an derselben Stelle und baute ihr zu Ehren eine Kirche als Grabmal. Dann zwang er sein Gefolge, sich dort anzusiedeln, und so entstand ein Dorf, das er zum ewigen Andenken an seine Gattin Seeben nannte.

Jan Kahl selbst liegt in der Seebener Forst begraben. Früher bezeichnete ein hoher Hügel die Grabstätte dieses riesigen Mannes. Der Hügel ist jetzt eingesunken. Aber die Eichen, die bei seinem Tode gepflanzt wurden, sind noch zu sehen; eine steht da, wo sein Haupt liegt, zwei auf seinen Armen und zwei auf seinen Füßen.

276. Was bedeutet der Name Stendal?

Der Führer der Niedersachsen Dedo, der Sohn des Gerdagh, wollte eine Stadt gründen. Er ging mit den Leuten, die sich ansiedeln wollten, auf einen Berg. Dort gab er einer Jungfrau einen Stein und sagte: „Schmiet den Steen dal (= hinunter), un war he henfällt un lijjen bliwt, schall de Kerke stahn!“ Da warf die Jungfrau den Stein in das Tal hinunter. Wo er niederfiel, baute man die Jakobikirche. Den Ort nannte man dann Steendal. (Eigentlich Steintal.)

Kaiser Heinrich, der Städtebauer, freute sich, daß Dedo eine neue Stadt in der Altmark gegründet hatte; die konnte nun als Schutz gegen die Wenden dienen, die öfter über die Elbe kamen und Raubzüge unternahmen. Wenn der Kaiser nach Stendal kam, wohnte er in einem Hause dicht bei der Jakobikirche. Zur Erinnerung daran ist an diesem Hause in der Giebelwand nach der Kirche hin ein Kopf aus Stein eingemauert.



277. Vallstedt.

Das Dorf Vallstedt wird im Volksmunde „Vallste“ ausgesprochen. Als dieser Ort noch keinen Namen hatte, besprachen sich die Bewohner oft darüber, wie man ihn nennen wollte, konnten sich aber nicht darüber einig werden. Einmal saßen mehrere Männer des Dorfes in Braunschweig in einer Wirtschaft beim Glase Bier; da beschlossen sie, auf dem Heimwege sollte niemand ein Wort sprechen; das erste gesprochene Wort sollte der Name des Dorfes werden. Nach dieser Verredung machten sie sich auf den Heimweg. Eine lange Strecke gingen sie still nebeneinander her. Aber als einer ins Stolpern geriet, fragte ihn sein Nebenmann: „Fallste?“ (= Fällst du?). Da waren sie aus ihrer Verlegenheit und nannten ihr Dorf Vallste.

278. Der Name von Wehrstedt.

Das Vorland des Harzes war schon von Christen bewohnt. In den dunklen Wäldern des Harzes aber hausten noch wilde Heiden. Die fleißigen Bewohner eines kleinen Dorfes an der Holtemme in der Nähe von Halberstadt waren auf ihrem Acker beschäftigt, als plötzlich die Lärmglocke ertönte und ein starker Qualm von einem Hügel aufstieg, ein Zeichen, daß das Dorf in Gefahr war. Mit Knüppeln und Heugabeln eilten die Männer herbei und fanden einen Haufen Heiden, der aus den Harzwäldern zu Raub und Mord hervorgebrochen und eben dabei war, die Häuser zu plündern und in Brand zu stecken. Zornig stürzten sich die Männer auf die Feinde. Da sie aber des Kampfes nicht gewohnt waren, mußten sie trotz tapferer Gegenwehr zurückweichen und wurden bis auf den Kirchhof gedrängt. Auch dahin kamen die wilden Heiden ihnen nach. Da schrien die bedrängten Verteidiger in ihrer höchsten Not: „Herr Jesu Christ, hilf deiner Gemeinde!“ Da erklang plötzlich in das Kampfgetöse hinein ein sonderbares Klappern. Von den Gräbern flog die Erde in die Höhe, und den Grüften entstiegen die Gebeine der Toten. Unaufhaltsam stürmten die Gerippe auf die Feinde ein und schlugen viele mit ihren Knochen nieder. Da erfaßte ein furchtbarer Schrecken die wilden Bergbewohner. Wer noch laufen konnte, stürzte in tödlicher Angst davon und flüchtete



in das Dickicht der Wälder. Niemals wieder wagten sie sich an das Dorf heran.

Als der Feind besiegt war, legten sich die Knochenmänner in ihre Gräber, und diese schlossen sich wieder. Und weil Lebendige und Tote den Angriff der Heiden so tapfer abgewehrt hatten, nannte man das Dorf seitdem Wehrstedt.

279. Der Name von Bitterfeld.

Bitterfeld soll von Leuten gegründet sein, die aus dem Fläming auswanderten, weil ihnen dort der Acker nicht gut genug war. Als sie an die Mulde kamen, sagten sie: „Dat is beter (= besseres) Feld" und gründeten eine Stadt, die sie danach nannten.

280. Wolmirstedt.

Im Jahre 780 ist Karl der Große mit seinem Kriegsvolk bis an die Elbe gekommen. Als er an die Stelle kam, wo die Ohre in die Elbe mündet, fand er den Ort ganz besonders schön und die Luft besser als wo anders und rief deshalb aus: „Wohl mir der Stätte!" Und er ließ dort eine Stadt bauen, die dann den Namen Wolmirstedt bekam.

In der Nähe, bei dem Dorfe Jersleben, sieht man noch einige Hügel, an denen die Soldaten Karls des Großen gegraben haben, als sie dort ihr Lager hatten; man nennt diese ausgehöhlten Hügel deshalb heute noch Karlskessel.

281. Die Entstehung des Namens der Stadt Magdeburg.

Manche Leute sagen, Magdeburg hätte seinen Namen zu Ehren der reinen Magd Maria bekommen; die meisten aber meinen, die Stadt heiße deshalb Magdeburg, weil es dort auffallend schöne Mädchen gibt. (Das Wort „Mädchen" ist entstanden aus Mägdchen, mittelhochdeutsch maged, magedin.)

282. Die Städtenamen im Kurkreis Wittenberg.

In alten Zeiten sollen Juden aus Palästina in die Umgegend von Wittenberg gekommen sein und dort Städte gegründet haben, denen sie ihre Namen gaben. So soll Pratau Ephrata sein, Sayda Sidon, Dommitzsch Damaskus; Düben aber soll das griechische Theben sein.



283. Die Heidengötter zu Merseburg.

Die Bewohner von Merseburg waren früher Heiden, und von den Göttern, die sie anbeteten, sollen die Namen der Ortschaften jener Gegend stammen. So soll Merseburg nach dem Gott Mars genannt sein, Lunau oder Leuna nach der Mondgöttin (lateinisch = luna) und das Dorf Vesta nach der gleichnamigen Göttin, die nach anderen Berichterstattern dieselbe Person sein soll wie die Göttin Isis. Der Haupt- und Obergott soll Zuttiber geheißen haben.

284. Die Ookenstücke bei Bellingen.

Bei dem Dorfe Bellingen befinden sich mehrere Morgen Landes, welche den Namen „Ookenstücken" tragen. Ursprünglich war dies Land über und über mit Dornen bewachsen. Da ließ der Schulze von Bellingen bekannt machen, daß jeder Bellinger von diesem Lande soviel nehmen könnte, wie er eigenhändig mit Hacke und Spaten urbar machte. Das ließen sich die Bauern nicht zweimal sagen, und schon vor Tau und Tag zogen sie los, um sich Land zu verschaffen. Einige waren später aufgestanden, und als sie hinauskamen und sahen die andern schon bei der Arbeit, da riefen sie ihnen zu: „Ick ook, ick ook, ick ook!" Damit wollten sie sagen, daß sie auch etwas abhaben wollten. Von diesem „Ickook"-Rufen haben dann die früheren Dornenstücke den Namen Ookenstücke erhalten.

285. Der Name Schulenburg.

In der Altmark ist das Geschlecht der Schulenburgs allgemein bekannt. Dieser Name ist auf folgende Weise entstanden:

Die Vorfahren derer von Schulenburg hatten zwischen Apenburg und Stappenbeck eine Burg, deren Trümmer auf der sogenannten Holzwiese zum Teil noch heute zu sehen sind. Von dieser Burg aus lauerten sie ihren Feinden auf. Und da „auflauern" im Plattdeutschen „schulen" (eigentlich schielen) heißt, so nannte man erst die Burg Schulenburg und später auch die Ritter mit diesem Namen.



286. Der Name der Herren von Wulfen.

Die Frau eines Ritters bekam ein Kindlein, einen gesunden, kräftigen Knaben. Da war sie hoch erfreut und sprach: „Ei, da wird mein Herr und Gemahl froh sein, daß er eine kräftigen Erben hat. An den wird er sein Herz hängen, und er wird ruhiger und milder werden, wenn er in die reinen, unschuldigen Augen schaut.“ Die weise Frau aber sprach: „Euer Gnaden, der Himmel gibt euch noch mehr des Segens.“ Und siehe, da wurden ihr noch sechs niedliche, gesunde Knäblein beschert. Da erschrak die so reich gesegnete Mutter, daß sie zitterte. „O,“ rief sie voller Angst, „wie wird mein Gemahl toben und wüten! Er wird an Hexerei und Zauber glauben und wird seinen Mißmut und Zorn an mir und an den armen Knäblein böse auslassen; denn er ist so jähzornig und wild, daß er sich nicht bezwingen kann. Wenn er heimkommt, darf er die Kleinen nicht sehen! Er würde sie in seinem Grimm umbringen.“ Da berieten sie miteinander, wie sie das Unheil abwenden möchten. Endlich sprach die weise Frau: „In seinem Zorn könnte der gnädige Herr sie alle erwürgen. Wir wollen den Erstgeborenen retten und die sechs anderen ertränken.“ Der armen Mutter tat das Herz so weh, daß sie so an ihren Kinderchen handeln sollte, aber die Angst vor dem Grimm ihres Gemahls zwang es ihr doch endlich ab, daß sie einwilligte. Die weise Frau legte die sechs Brüderchen in einen langen Waschkorb und eilte damit zum Hause hinaus. Aber als sie über den Hof schritt, kam der Ritter zum Tore herein geritten und rief voll Mißtrauen der Vorbeieilenden zu: „Nun, wohin? Soll schon wieder etwas verschleppt werden?“ Damit sprang er vom Roß und schritt auf die Frau zu. „Aufmachen!“ befahl er heftig. „Was ist in dem Korb?“ In ihrer Angst sprach die Frau zitternd: „Ach, es sind — sechs Welpen (junge Hunde) darin. Die sollen ertränkt werden.“

Hastig griff der Ritter nach dem Korb, riß das verhüllende Leinentuch weg, und siehe da — sechs rosige niedliche Knäblein lagen darin. „Weib, ich erwürge dich, wenn du nicht gestehst, was damit ist!“ rief der Ritter und packte sie mit starkem Griff beim Arme. Und da mußte sie alles eingestehen. Der Ritter aber lachte vergnügt und sprach: „Sind es meine Buben, so trag sie geschwind heim, lege sie

in warme Bettchen und gib ihnen Milch und Honig! Ei, das wird ein kräftiges Geschlecht! Und ich will sie zu ritterlichen Kämpfern erziehen, daß ich meine Freude daran habe."

Nach diesen Welpen oder Wulpen nennt sich das Geschlecht derer von Welpendorf und die Herren von Wulfen. Letztere gründeten später ein Dorf in Anhalt, das dann auch den Namen Wulfen bekam.

XIV. Allerhand zum Lachen.

287. Die Revolution in Stendal.

In Stendal steht auf dem Marktplatz ein steinernes Rolandbild. Das hat zu bedeuten, daß der Kaiser der Stadt das Recht zuerteilt hat, selbst Gericht abzuhalten und ein Urteil zu fällen, das vom Kaiser nicht erst bestätigt werden brauchte. Diese Rolandsäule benutzte einmal der Teufel, um den Stendalern einen Streich zu spielen. Er nahm die Gestalt eines Bildhauers an, ging aufs Rathaus, wo gerade Sitzung war, und sagte zu den Ratherren, ihr Roland sei ja zwar schön groß, aber es wäre doch besser, wenn er noch ein bißchen länger wäre, so lang, daß er über die Häuser weggucken könnte. Er sei gern erbötig, den Roland länger zu machen. Da sagte der Stadtkämmerer: „Um Gottes Willen! Wo soll denn das Geld dazu herkommen? Es ist kein Pfennig mehr in der Stadtkasse." Dem entsprechend sagten denn die Herren vom Rate zu dem vermeintlichen Bildhauer, er möge zwar recht haben, aber sie wollten den Roland nicht länger haben.

Auf diese Antwort hatte der Teufel nur gewartet. Flugs ging er bei allen Bürgern in der Stadt herum und erzählte ihnen, die Ratsherren wollten den Roland nicht länger haben. Das sprach sich in Windeseile überall herum, und in wenig Stunden hieß es in der ganzen Stadt: „Was? Der Rat will den Roland nicht länger haben? Unsern Roland, das Zeichen unserer freien Gerichtsbarkeit? Das ist unerhört!" Und nun liefen die Bürger von allen Seiten zusammen, schimpften und drohten und wollten eine Revolution machen. Sie stellten sich schützend vor den Roland und stürmten das Rathaus, warfen die Fenster mit Steinen ein und schlugen mit Äxten und Streitkolben gegen die Tür. Die Ratsherrn



waren ganz bestürzt und wußten gar nicht, was das zu bedeuten hatte. Endlich ging der Ratmann Klug ans Fenster, der bei dem Volke sehr beliebt war, und fragte, was denn los sei. Da rief die Menge: „Wenn ihr den Roland nicht länger haben wollt — wir wollen ihn aber behalten.“ Da ging dem Ratmann ein Licht auf und er rief: „Wir wollen ihn doch bloß nicht länger haben, weil er uns lang genug ist!“ Da löste sich denn der Aufruhr in Wohlgefallen auf, und Bürger und Ratsherrn tranken zur Versöhnung zusammen ein Glas Taubentanz (in Stendal gebrautes Bier).

Als man nun den Störenfried, den fremden Bildhauer, zur Rede stellen wollte, da stellte es sich heraus, daß sich der Teufel längst aus dem Staube gemacht hatte und nirgends mehr zu finden war.

288. Die blinden Hessen und die Mühlhäuser Pflöcke.

Die Stadt Mühlhausen war einst mit einigen hessischen Reitern in harter Fehde begriffen. Die Hessen versuchten zum öftern, die Stadt nächtlicherweile zu überrumpeln, aber die Bürgerschaft war immer wachsam, verließ niemals die Mauer und schickte den Feind jedesmal mit blutigen Köpfen heim. Nun geschah es einmal, daß in der Stadt ein lustiges Festessen gefeiert wurde; da bezeigten wenig Bürger Lust, die Stadtmauer zu hüten, während die andern sich vergnügten; man durfte aber, da man keine Nacht vor dem Überfalle der Feinde sicher war, die Mauer nicht unbewacht lassen. Was war da zu tun? Die Klugheit der Frauen, die schon oft geholfen hat, fand auch hier einen guten Rat. Es wurden Schanzpfähle zugehauen und diese, angetan mit Kleidern und Pickelhauben und versehen mit blinkenden Waffen, rings auf der Stadtmauer aufgestellt. Während sich nun die Mühlhäuser unten in der Stadt bei Speise und Trank belustigten und mit schönen Frauen und Jungfrauen tanzten, siehe, da erschienen wirklich wieder die Hessen kampfgerüstet und kampfbegierig vor der Stadt. Als sie nun aber die zahlreiche und wohlbewehrte „Besatzung“ erblickten, wurde es ihnen doch unheimlich zu Mute, und sie machten sich schnell wieder aus dem Staube, ohne einen Angriff unternommen zu haben.



Die Mühlhäuser frohlockten gar sehr über das Gelingen ihrer List und nannten fortan jeden, der seine Augen nicht ordentlich aufmachte, einen blinden Hessen; dagegen mußten sie sich den Ehrennamen „Mühlhäuser Pflöcke“ gefallen lassen.

289. Die gefoppten Mönche.

Bei Groß-Rosenburg ist ein großer Eichenwald, der Hasselbusch genannt. Wo dieser heute steht, war früher ein fruchtbarer Acker, der die Begehrlichkeit der Prämonstratenser Mönche des Klosters Gottesgnaden erregt hatte. Sie wollten ihn für ihr Kloster einziehen auf Grund alter Rechtstitel, die sie im Archiv ihres Klosters aufgefunden zu haben vorgaben. Der Besitzer des Ackers mußte nach längerem Rechtsstreit nachgeben und bat um Aufschub, bis er noch einmal gesäet und geerntet habe. Die Gunst wurde ihm von den des Sieges frohen Mönchen gnädigst gewährt. Der Besitzer aber war ein Fuchs und säete Eicheln. Als im nächsten Jahre nach der Ernte die Mönche wieder erschienen, um den Acker in Besitz zu nehmen, zeigte er auf die Eicheln, die wohl aufgegangen seien, aber noch keine Ernte gebracht hätten. Wohl oder übel mußten die Mönche wieder abziehen, und die Sage berichtet nicht, ob sie noch in den Besitz des begehrten Landes gekommen sind oder nicht.

290. Schuster Fuster.

Als Herzog Anton Ulrich noch auf seinem Lustschlosse Salzdahlum Hof hielt, hatte er oft fürstliche Gäste bei sich zu Besuch. Unter diesen war auch ein Herr, der sehr gern Schach spielte und sich für den größten Meister des edlen Spiels ausgab. Nun lebte zu der Zeit in Salzdahlum auch ein alter Schuhmacher mit Namen Fuster. Der konnte ausgezeichnet Schach spielen.

Als nun der hohe Gast wieder einmal beim Herzog zu Besuch war und auch diesmal seinen Mund recht voll nahm und von seiner Kunst viel Aufhebens machte, gedachte der Herzog ihn zu demütigen und sagte zu ihm: „Ihr rühmt Euch Eures klugen Spiels — ich habe hier im Dorfe aber einen Schuster, gegen den Ihr nicht aufkommen könnt. Er wird Euch jedes Mal besiegen.“ Da warf sich der fremde Herr



in die Brust und sagte: „Ich setze hundert Dukaten für jedes Spiel, das er mir abgewinnt.“ Nun ließ der Herzog den Alten zu sich ins Schloß entbieten mit dem ausdrücklichen Vermerk, er möge kommen, wie er gehe und stehe. Bald erschien denn auch der Schuhmacher. Der Herzog erzählte ihm, warum er ihn gerufen habe, und forderte ihn auf, ja nicht scheu zu sein, sondern zu tun, als ob er zu Hause wäre. Das ließ sich Fuster nicht zweimal sagen. Erst schnallte er seine Gamaschen ab, die voll Kot und Dreck waren, schlug sie um die Ofenbeine und warf sie in die Ecke. Dann steckte er seine Pfeife in Brand und setzte sich ohne Scheu dem vornehmen Herrn gegenüber. Während des Spiels hustete und pfiff er, räusperte sich oft und spukte dann auf den Fußboden. Überhaupt führte er sich wenig höflich auf. Dabei gewann er aber zur großen Freude des Herzogs ein Spiel nach dem andern, und weil der hohe Gast sich nicht ergeben wollte, so saßen sie bis tief in die Nacht hinein. Endlich sah der fremde Herr ein, daß er gegen den Schuster nicht aufkommen konnte. Er zahlte dem Sieger den versprochenen Lohn und räumte das Feld. Der Alte zog wohlgemut mit seinen Dukaten nach Haus; der vornehme Herr aber hat sich seit der Zeit nicht wieder seiner Kunst gerühmt.

Als Fuster gestorben war, ließ ihm der Herzog einen Leichenstein setzen, der folgende Inschrift trug:

Hier ruht Fuster,
Der alte Schuster.
Pfeift er nicht, so hust't er,
Und hust't er nicht, so pfeift er.
Im Schachspiel war er Meister.

291. Herzog Heinrich und der Meister Knoche.

Herzog Heinrich von Sachsen-Weißenfels, dem Barby gehörte, konnte einen Spaß vertragen. Einmal hatten seine Arbeiter unwissentlich den Garten des Schmiedemeisters Johann Gottfried Knoche in Barby umgearbeitet. Der gekränkte Besitzer machte sich, wie er war, in Pantoffeln, Lederschürze und Samtkäppchen, auf nach Dessau, wo sich Herzog Heinrich gerade aufhielt. Die Wachen wollten ihn aber nicht ins Schloß lassen. Zufällig sah Heinrich aus dem Fenster, und da er ihn kannte, winkte er ihm, heraufzukommen. Der



Meister klagte ihm, was ihm für Unrecht widerfahren sei. Der Fürst versprach, ihn zu entschädigen, und zwar sollte er sich selbst ein Stück Land auf der „Weidenbleiche" aussuchen. Das tat Meister Knoche auch voll und ganz. Als der Herzog einige Zeit darauf in Barby weilte, sah er, daß das ausgesuchte Gartenstück doch etwas zu groß ausgefallen war. Er stellte also den Meister zur Rede. Da sagte dieser: „Ja, Herr Herzog, der Flicken muß größer sein als das Loch, sonst hält er nicht!" Da lächelte Heinrich und schwieg. Das Stück Land ist heute noch im Besitz der Familie Knoche; es liegt bei den Baracken und ist unter dem Namen „Knoches Garten" stadtbekannt.

292. Herr Johannes in Zörbig.

In Zörbig lebte ein spaßiger Sonderling, den alt und jung nur unter dem Namen „Herr Johannes" kannten. Der hatte sich einmal einen Esel gemietet und ritt spazieren. Auf dem Rückweg kam er an einen Graben, über den ein Steg führte, der so schmal war, daß der Esel stehen blieb und nicht darüber gehen wollte. Das ärgerte Herrn Johannes; denn er wollte gerne zum Dämmerschoppen wieder zu Hause sein. Um das Hindernis genauer betrachten zu können, nahm er nun seine Brille aus der Tasche und setzte sie auf. Da sah der Steg größer aus, und Herr Johannes meinte, er sei breit genug für den Esel. Er stieß also das Tier und schlug es. Nach langem Sträuben ging der Esel dann endlich vorwärts und — fiel samt dem Reiter in den Graben. Da beguckte Herr Johannes, als er sich herausgerettet hatte und pudelnaß am Ufer stand, die Brille und sagte: „Du bist schuld!" und warf die Brille wütend ins Wasser.

293. Morsch von Melstäde.

I.

Lorenz Morsch aus Mühlstedt hat Hafer geladen und fährt ihn nach Zerbst. Der Zollbeamte am Frauentor hält den Wagen an und fragt, was in den Säcken ist. Mit leiser Stimme antwortete Morsch und flüstert: „Habber." Barsch fährt ihn der Beamte an, warum er nicht laut spreche. Er wolle wohl noch anderes durchschmuggeln?

„Nee," sagt Morsch, „ick will nurt, dat et de Pähre (Pferde) nich hören, det ick den Habber fortfahre. Die fräten den selber zu garne."

II.

Morsch versteuert eines Tages einen Sack Käse am Stadttor. Da kommt ein Mann gegangen, der von allen Seiten mit „Guten Morgen, Herr Ratmann!" begrüßt wird. Morsch bietet ihm ebenfalls die Tageszeit und fängt ein Gespräch mit ihm an:

„Also he is en Ratmann?"

„Jawohl, lieber Mann. Will er etwas von mir?"

„Hm, wenn he en Ratmann is, denn kinn' he jo ma raten, wat ik in minen Sack hebbe!"

„Dergleichen ist nicht meine Sache, lieber Freund. Ich gebe meinen Rat im Rathaus, aber nicht vor jedem . . ."

„Na, man nischt for ungut, Harr Ratmann! He is jo nu abber eema Ratmann, un wenn he rot, wat ik in minen Sack hebbe, denn will ik en (ihm) den ganzen Käse gääben."

„Wenn's so gemeint ist, lieber Mann, nun, dann kann ich auch hier einmal raten: Käse hat er in seinem Sack!"

Ruhig trägt Morsch seine Käse in die Küche des Ratmanns. Dem Zollbeamten am Frauentor gönnte er das spöttische Lachen, mit dem dieser den Heimfahrenden entläßt.

Nach einigen Wochen stellt sich Morsch in einer Wirtsstube ein, wohin er den glücklich ratenden Ratmann hat gehen sehen. Er trägt einen Sack, in dem es sich von Zeit zu Zeit regt.

„Gunn Morgen, Harr Ratmann!"

„Morgen, Morsch!"

„Nu, Harr Ratmann, wat hebb' ik hüde in meinem Sack?"

„Das weiß ich nicht, mein lieber Morsch."

„J jo, jo! Darum soll he't raten."

„Wie kann ich das raten? . . . . Ein kleines Tier!"

„Recht so! Aber wat for eens?"

In diesem Augenblick miaut es in dem Sack; denn Morsch hatte stark mit der Hand gegen den Inhalt gedrückt.

„Weeß he wat, Harr Ratmann, hier sin zehn Daler. He setzt zehne gegen. Wenn he rot, wat ik in minen Sack hebbe, is det Geld sine; rot he nich, is't mine."



Der würdige Ratmann borgt sich von dem Wirt die nötige Summe und zählt das Geld neben die schon daliegenden zehn Taler auf.

„Nun, wat hebb' ik in minen Sack, Harr Ratmann?"

„Was er drin hat, Freund? . . . . Eine Katze!"

„Etsch! 't is en Kater!"

Mit diesen Worten hat Morsch die zwanzig Taler eingestrichen und im Nu das Zimmer verlassen.

III.

Als Morsch eines Morgens von seinem Nachtlager, einer hölzernen Bank, aufsteht und sich mit den Fingern durch die Haare fährt, findet er eine Daunenfeder. Er sieht sie nachdenklich an: „Du meine Güte! Wie hundsmiserabel lät (liegt) et sich schonst uff eene Fedder! Wie muß't nich erscht de reichen Leite zu Mute sin, die uff ville dusend Feddern schloapen!"

IV.

Krankheit seiner Frau veranlaßt Morsch eines Tages, einen Arzt in Dessau aufzusuchen. Es ist schon Abend, doch gelingt es ihm, ein Haus ausfindig zu machen mit einer Klingel, wo er auf dem Schild noch die Buchstaben „Dr." lesen kann. Er zieht am Klingelzug, oben tut sich ein Fenster auf; Morsch bringt sein Anliegen vor. Aber der da oben heraussieht, weist ihn ab: „Da seid Ihr an den Falschen gekommen; ich bin ja ein Doktor der Rechte." Morsch begreift das schnell und antwortet unverzüglich: „Jo, min lieber Harre, denn können Se mine Ahle freilich nich helpen, die hat's jo in de Linke."

V.

Einst wird Morsch in Roßlau auf das Rathaus bestellt. Ein Schreiber fordert ihn auf, gefälligst Platz zu nehmen. Das war Hohn, da weder Stuhl noch Bank vorhanden war. Aber Morsch weiß die Kränkung trefflich abzuwehren. In seiner trockenen Art entgegnet er ruhig: „Mine werte Harren, hier kommt et mik gerade so vor, wie up mine Schiene (Scheune): keene Stühle, ville Flägels."

294. Dr. Faust in Magdeburg.

Einmal saß Faust in einem Wirtshaus zu Magdeburg und trank dort mit anderen Männern zusammen. Als ihm



der Kellner die Kanne zu voll schenkte, schalt er ihn und sagte, wenn er das noch einmal machte, würde er ihn fressen. Da lachte der Kellner und sagte: „Na schön, freßt mich doch mal!“ und brachte ihm wieder einen Humpen, der so voll war, daß er überlief. Da machte Faust den Mund weit auf und verschluckte den Kellner; hierauf nahm er den Bottich mit dem Spülwasser, sagte: „Auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunck“ und leerte ihn mit einem Zug. Als nun der Wirt kam und wegen seines Kellners vorstellig wurde, sagte Faust, er solle hinter den Ofen schauen; da lag der Kellner, war ganz mit Wasser begossen und bebte vor Schrecken, war aber sonst heil und gesund.

295. Der Gaukler zu Magdeburg.

Zu Magdeburg war zu einer Zeit ein seltsamer Zauberer, welcher in Gegenwart einer Menge Zuschauer, von denen er ein großes Geld erhoben, ein wunderliches Rößlein, das im Kreise herumtanzte, zeigte und, als sich das Spiel dem Ende näherte, klagte, wie er bei der undankbaren Welt so gar nichts werden könnte, dieweil jedermann so geizig wäre, so daß er betteln müßte. Deshalb wollte er von ihnen Abschied nehmen und den allernächsten Weg gen Himmel, ob vielleicht daselbst seine Sache besser würde, fahren. Und als er diese Worte gesprochen, warf er ein Seil in die Höhe, welchem das Rößlein ohne Verzug nachfuhr; der Zauberer erwischte das Pferd beim Schwanz, seine Frau ihren Mann bei den Füßen, die Magd die Frau bei den Kleidern, also, daß sie alle, als wären sie zusammengeschmiedet, nacheinander hoch fuhren. Als nun das Volk dastand, das Maul offen hatte und erstaunt war, kam von ungefähr ein Bürger daher, welchem, als er fragte, was sie da stünden, geantwortet ward, der Gaukler wäre mit dem Rößlein in die Luft gefahren. Darauf berichtete er, er habe ihn eben in einer Nebengasse nach seiner Herberge gehen sehen.

296. Der geheilte Gichtkranke.

In dem Dorfe Samswegen bei Wolmirstedt erzählt man sich folgende Geschichte:

Vor langer Zeit lebten hier zwei Knechte, deren Leibgericht gelbe Rüben mit Hammelfleisch war. Um sich diesen Genuß zu verschaffen, beschlossen sie, daß einer von ihnen



die gelben Rüben, der andere den Hammel stehlen sollte. Auf dem Kirchhofe, der zur Nachtzeit von den Einwohnern aus Gespensterfurcht gemieden wurde, wollten sie das Gestohlene teilen. In der Nacht fiel es dem Küster ein, daß er vergessen hatte, die Turmuhr aufzuziehen. Sofort machte er sich auf, um das Versäumte noch auszuführen. Doch wie erschrak er, als er in der Nähe der Kirchtür bei einem Grabe eine Gestalt erblickte, welche murmelte: „Düt sind miene, un düt sind denn diene." Keuchend lief er, was er laufen konnte, zum Pfarrer und berichtete, es sei ein Toter aus dem Grabe auferstanden und zähle seine Knochen. Er bat den Pfarrer, er möchte doch einmal mitkommen. Dieser entschuldigte sich, er habe Gicht in den Füßen und könne nicht gehen. Da sagte der Küster, dann wollte er ihn auf seinem Rücken hintragen. Da mußte der Pfarrer denn wohl oder übel mit, und der Küster machte sich nun mit seiner Last auf den Weg. Inzwischen war der Dieb auf dem Kirchhof mit dem Abzählen der gelben Rüben fertig geworden und wartete auf seinen Genossen, der den Hammel bringen sollte. In dem Glauben, daß der Küster sein Helfershelfer mit dem Hammel sei, rief er ihm zu: „Smiet'n man doal; ik will ehm gliek'n Hals affnieden." Vor Schreck ließ der Küster den Pfarrer fallen und eilte wie der Wind vom Kirchhof hinunter. Er glaubte sich verfolgt — denn hinter ihm kam ebenso schnell jemand gelaufen: der Pfarrer, der vor Schreck von seiner Gicht gründlich geheilt war.

297. Die betenden Straßenräuber.

Vor vielen Jahren lebte in einem Dorfe unweit Stendal ein Prediger, der sehr geizig war. Der war eines Tages in Stendal gewesen und hatte dort viel Geld eingenommen, was drei Soldaten gesehen hatten. Diese folgten ihm, als er nach seinem Dorfe zurückkehrte; denn sie wollten ihm das Geld abjagen. Offene Gewalt aber wollten sie nicht anwenden; deshalb wandten sie folgende List an: Sie sprachen den Pfarrer um eine Reisezehrung an. Der Geistliche erwiderte mit heuchlerischen Worten, es täte ihm leid, aber er hätte keinen Pfennig bei sich. Da sprach einer der Galgenvögel ebenso heuchlerisch: „So lasset uns miteinander beten, daß uns Gott etwas bescheren möge, und was er uns dann zuwendet,



das wollen wir untereinander redlich teilen." Dieser Vorschlag fand den Beifall seiner Genossen, und da konnte sich der Pfarrer auch nicht widersetzen. Sie knieten also alle vier nieder und beteten lange miteinander. Dann standen sie auf, und die drei Soldaten fragten einer den andern, ob ihnen Gott etwas beschert habe. Als nun die Soldaten alle drei nein gesagt hatten, wandten sie sich an den Pfarrherrn und sagten, dann müsse doch sicher er was bekommen haben. Der erschrockene Prediger schwor, er sei noch so arm wie vorher; allein das half ihm nichts. Die Räuber wendeten seine Taschen mit Gewalt um, indem sie sagten, dann kenne er selbst eben sein Glück noch nicht. Da fanden sie denn viele Taler bei ihm; die nahmen sie und teilten sie in vier Teile, nahmen jeder einen Teil und gaben dem Prediger einen, worauf sie fröhlich verschwanden.

298. Die X-Beine.

Die Bewohner von Diedorf (Eichsfeld) sind wegen ihrer Spottlust berühmt. Einst kam ich mit meinem Freunde Erasmus dort durch; der Hund meines Freundes, Jwan, eine Kreuzung von fünf Rassen, ohne jeden Stammbaumdünkel, mußte in der Schenke herhalten. „Wö het dann da Hund sin' Schwanz gelossen?" „Jst ihm von einem Auto abgefahren." „Dan Hund wull ich nit geschenkt ha; bi uns namlich derf jeder Mann am fatten Dunnerschtag sö velmol Worscht asse, wie sin Hund met'm Schwanze wiselt." Erasmus suchte Jwans Ehre zu retten und ließ ihn Kunststücke machen. „Jwan, wieviel Bier hab' ich getrunken?" Der Hund kratzt mit dem Fuß die richtige Zahl. Da sagten die Diedorfer, wenn er selbst frage, sei es kein Kunststück; wenn ein Fremder fragte, würde der Hund versagen. Und einer fragte: „Wevele Ormesdicker (Aromatik, ein Likör) han ich getrunken?" Der Hund kratzte ohne Aufhören. Alles lachte, und einer gab dem Frager zu verstehen, daß es so an den Tag käme, wie er über die Schnur gehauen habe. Dann sagte er: „Jwan, wevele Bäine han ich?" Wieder scharrte der Hund ohne Aufhören. Da sagte der erste Frager, um sich zu rächen: „Er hat ganz recht; denn du hast x-Beine." (Die Zahl x wird in der Mathematik für eine unbestimmte Größe eingesetzt. Außerdem nennt man krumme Beine X-Beine.)



299. Wie die Egeler die Güte des Biers erprobten.

Im Mittelalter wurde in 84 Häusern zu Egeln das sogenannte Egeleibier gebraut. Hatte jemand etwas gebraut, so wurde es von Probeherrn und der Gilde begutachtet, und zwar goß man zu dem Zwecke das frischgebraute, süße Bier auf einen Holzschemel und setzte sich mit der Lederhose darauf. Klebte die Buxe fest, so war das Bier gut geraten, andernfalls erschien es nicht süffig. Dann mußte der Brauherr zum Schimpf sein Bier alleine austrinken, oder man ließ das mißratene Gebräu in die Gosse laufen. Hatten sich jedoch die Vertreter des Rats von der Güte des Stoffes überzeugt, erhielt das Haus für zwei Tage das Recht des Bierausschanks. Zum Zeichen hierfür wurde ein Strohwisch an einer langen Stange herausgesteckt. — An die Art, das Bier zu prüfen, erinnert noch heute der Egelnsche Spruch:

Dat Bräu dat is't beste,
So die Buxen kleben feste.

300. Schöppenstedter Streiche.

I.

Nicht weit von Schöppenstedt liegt Evessen. Da wohnte vor vielen Jahren eine Witwe, welche zu Weihnachten braunen Kohl kochte. Sie konnte sehr schlecht sehen, und so kam es, daß sie statt des Fleisches ihr Gesangbuch in dem Kohl kochte und mit dem Fleische unter dem Arme in die Kirche ging. Als die Leute im Dorfe das sahen, lachten sie und sagten: „Da kann man sehen, daß das eine geborene Schöppenstedterin ist."

II.

Früher fuhren mitunter Leute mit recht großen Orgeln, die auf Wagen standen, von einem Orte zum andern. So kamen auch an einem Tage Leute mit einer solchen Orgel nach Schöppenstedt, zogen durch die Straße und ließen ihre Orgel ertönen. Am Abend wurde die Orgel im Spritzenhause untergebracht. Der Zufall wollte es, daß in dieser Nacht ein Schadenfeuer ausbrach. Die Feuerwehrleute, welche die Spritze zum Löschen des Feuers holen wollten, hatten von der Unterbringung der Orgel im Spritzenhause keine Ahnung. In der Dunkelheit nahmen sie anstatt der Spritze die große Orgel



und fuhren damit nach der Brandstätte. Beim Feuer angekommen, wollten die Feuerwehrleute die Spritze zum Löschen fertig machen. Durch das Hantieren der Feuerwehrleute an der Orgel wurde diese in Gang gebracht und spielte zum Entsetzen der Anwesenden das schöne Lied: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern."

III.

Vor langer Zeit, so um die Abendstunde,
Da kamen vom alten Kornbrenner Runde
Mit Schnattern und Schrein
Die Gänse heim
Und, wie das so bei Gänsen üblich,
Tun sich an der Gerste gütlich,
Die dort im Bottichtubben stand;
Kurzum: sie fraßen allerhand.
Als nun die Gänse zum Stalle trollten,
Da ging das nicht so, wie sie gern wollten;
Die Gerste lag offenbar schwer im Magen.
Ihr Kropf und ihr Kopf ward zu schwer zum Tragen.
Der Ganter, der sichtlich am meisten gefressen,
Der kikelt und kakelt und tut wie besessen,
Und mit ihm die ganze Gänseherde
Verrät ganz deutlich die Spur der Beschwerde:
Die eine fällt hinten, die andere vorne,
Bleibt liegen für tot —, das kam von dem Korne.
Wie einst Witwe Bolte in der Kammer
Merkt nun Frau Runde den Gänsejammer.
Und wie sie flink zum Hofraum geht,
Da schreit sie voll Nöten: „Zu spät, zu spät!"
Der Kornbrenner Runde ruft voller Verdruß:
„Sie sind uns vergiftet mit Brechsteinnuß!"
Und am Abend, solange die Gänse noch warm,
Da hat sie Frau Runde gerupft voller Harm.
Dann — wie das meistens üblich ist —
Wirft sie die Leichen auf den Mist. —
Doch am andern Morgen im ersten Graun
Woll'n Runde's ihren Ohren nicht trau'n.
Vom Nachbarhause ruft's schon: „Herr Gevatter,
Wat is denn dat vör'n Goosegesnatter?"
Familie Runde springt aus dem Bette



Und sieht auf dem Hofe 'ne nackte und fette,
Und schließlich kommt auch die letzte Gans
Hergewackelt ohne Federn und Schwanz,
Und alle rufen wie besessen:
„Mein Gott, die hab'n ja nur Maische gefressen
Und haben sich total betrunken,
Daß sie für tot sind umgesunken."
Dann legt' man sich noch für'n Stündchen ins Bett.
Also geschehen: zu Schöppenstedt.

IV.

In Schöppenstedt hatte es lange Zeit nicht geregnet; deshalb beschlossen die Stadtväter, die Botenfrau nach Braunschweig zu schicken, damit sie dort bei einem Apotheker anfrage, ob er nichts verschreiben könne, daß man in Schöppenstedt auch einmal ein Gewitter bekäme. Die Frau machte sich auf den Weg nach Braunschweig. Als sie in die Apotheke gekommen war und ihre Bitte vorgebracht hatte, sagte ihr der Apotheker, dem der Schalk aus den Augen lachte, sie möchte sich einen Augenblick geduldigen. Bald darauf kam er wieder, überreichte der Botenfrau eine Schachtel mit den Worten, sie müsse recht vorsichtig damit umgehen. Die Botenfrau bedankte sich und ging wieder heim. Unterwegs peinigte sie die Neugier. Auf dem Olla, einer Anhöhe vor der Stadt, holte sie die Schachtel aus der Tasche und hörte ein heftiges Summen darin. Die Frau dachte: „Ich muß gewiß einmal die Schachtel ein bißchen öffnen." Sie tat es auch und da flogen — Hummeln (Brummer) heraus und in der Richtung nach Braunschweig zu davon. Als die Botin das sah, rief sie: „Nah Schöppenstidde! Nah Schöppenstidde!" Aber die Hummeln hörten nicht. Es soll an dem Tage auch wirklich geregnet haben.

V.

In einer wasserarmen Zeit wollten einige Schöppenstedter einen neuen Brunnen bauen. Als sie dachten, er wäre tief genug, warfen sie einen Stein hinunter, um zu erfahren, wie tief der Brunnen eigentlich wäre. Aber auf diese Weise konnten sie es nicht feststellen. Da machte einer den Vorschlag, daß sich alle aneinander hängten und in den Brunnen hinabließen, um so seine Tiefe zu messen. Gesagt, getan. Sie hängten sich alle aneinander. Als der letzte die Beine



seines Vordermannes ergriffen hatte, sagte der oberste, der mit den Händen am Rande des Brunnens hing: „Holt jüch mal 'nen Oogenblick feste! Ick mott mick mal in de Hänne spucken!“ Als er los ließ, lagen sie alle unten und wußten doch noch nicht, wie tief der Brunnen war.

VI.

Einst wollten die Schöppenstedter ihre Kirche auf einen andern Platz bringen und begannen, daran zu schieben. Zum Zeichen, wie weit die Kirche gerückt werden sollte, legte einer seine Jacke hin. Während sie nun auf der andern Seite schoben, nahm ein Vorübergehender die Jacke weg. Als die Schöppenstedter eine Weile geschoben hatten, sahen sie nach, wie weit die Kirche schon an die Jacke herangeschoben wäre. Als sie nun die Jacke nicht mehr fanden, waren sie fröhlich; denn sie meinten, sie hätten die Kirche schon bis auf die Jacke raufgeschoben.

VII.

Vor langen Jahren kommt ein Reisender nach Schöppenstedt und nimmt im „Stadtkeller“ Wohnung. Am Abend, als die Stammgäste sich einstellten, führt er das große Wort, erzählt Schöppenstedter Streiche, fragt die anwesenden Gäste, ob sich das alles wirklich zugetragen habe. Einige von den Gästen geben ihm treffende Antworten zurück, andere gehen gar nicht auf sein Gerede ein. Als er nicht nachläßt zu fragen und immer wieder Schöppenstedter Streiche hören will, sagt einer der Gäste, er solle sich nur an den Hausknecht des „Stadtkellers“ wenden; der mache gute Schöppenstedter Streiche. Als die Gäste nach Hause gehen, flüstert einer dem Hausknecht etwas ins Ohr. Am andern Morgen, als der Hausknecht die Stiefel des Reisenden aus dessen Zimmer holt, sagt der Reisende zu ihm: „Sie können ja wohl gute Schöppenstedter Streiche machen? Nun, machen Sie mal einen!“ „Täuben Sei man sau lange, bett datt ick wedder kome,“ war die Antwort. Nach einiger Zeit kommt der Hausknecht wieder zurück und bringt ihm zwei Pantoffeln. „Hier hett Sei öhre Stewwel wedder!“ „Das sind ja Pantoffeln!“ ruft der Reisende; „wo haben Sie denn meine Stiefel?“ „Dat sind se,“ sagt der Hausknecht. „Mensch, haben Sie meine Stiefel entzwei geschnitten?“ „Ja, Sei wollen ja mal en Schöppenstedter Streich von mick hebben, ditt is ein.“



301. Till Eulenspiegel in Magdeburg.

Einmal kam Till Eulenspiegel nach Magdeburg und kündigte an, er wolle vom Dache des Rathauses aus in die Luft fliegen. Zur angegebenen Stunde kamen von allen Seiten die Menschen herbeigeströmt, und der Marktplatz stand gedrängt voll. Eulenspiegel erschien auf dem Dache, machte zunächst ein paar Armbewegungen, lachte dann die Leute aus und sagte: „Ihr behauptet immer, ich sei ein Narr. Aber jetzt sehe ich, daß ihr noch viel närrischer seid. Denn wie könnt ihr glauben, daß ich fliegen kann, da ich doch kein Vogel bin! Ihr seid aber doch hergekommen und sperrt Mund und Nase auf.“ Damit verschwand er. Manche Leute schimpften nun, manche lachten, die meisten aber sagten: „Recht hat er. Wir sind doch furchtbar dumm gewesen!“

302. Eulenspiegel in Braunschweig.

Als Eulenspiegel nach Braunschweig kam, ging er zu einem Bäcker und vermietete sich als Geselle. Nun fragte er den ganzen Tag: „Meister, was soll ich denn jetzt backen?“, bis dieser einmal zornig wurde und sagte: „Meinetwegen Eulen und Meerkatzen!“ Da buk Eulenspiegel lauter Eulen und Meerkatzen. Als der Meister sah, was der Schelm gemacht hatte, warf er ihn hinaus; Eulenspiegel aber nahm sich das Gebäck mit und verkaufte es für viel Geld.

Jetzt hat man Eulenspiegel in Braunschweig ein Denkmal gesetzt. Da sitzt er auf den Brunnenrand und schlenkert lustig mit seinem Pantoffel. Schräg gegenüber ist heute noch die Bäckerei, in der er gewesen ist, und zum Andenken an Till werden dort heute Eulen und Meerkatzen aus feinem Kuchenteig gebacken. Wer also mal nach Braunschweig kommt und hat genug Geld, der kann sich solche Eule oder Meerkatze kaufen. Die schmecken fein!

303. Till Eulenspiegel in Stendal.

Eulenspiegel ist auch einmal in Stendal gewesen. Dort wollte er sich bei einem Tuchmacher als Geselle verdingen. Der Meister gab ihm Wolle zum Schlagen. Till schlug kräftig drauf los. „Du schlägst die Wolle nicht hoch genug, du mußt sie höher schlagen,“ sprach der Meister. Schnell ergriff Eulenspiegel die Wolle, sprang die Treppe hinauf und schlug oben die Wolle. „Narr,“ meinte der Meister, „warum schlägst du

sie nicht lieber auf dem Dach?" „Das kann ich auch, wenn Ihr wollt, Meister," antwortete der Schalk, rannte auf den Boden, hob Ziegeln aus dem Dache, daß er hindurchschlüpfen konnte, und schlug, auf dem Dachfirst reitend, seine Wolle. Da blieben die Leute auf der Straße stehen und lachten mächtig, und der Meister mußte schließlich auch lachen.

Am nächsten Tage gab der Meister Eulenspiegel Wolle zum Kratzen. Als er nach einigen Stunden wiederkam, um zu sehen, ob die Arbeit fertig wäre, lag die Wolle unberührt da. „Galgenstrick! Was hast du denn getan?" fragte der Meister. Eulenspiegel antwortete: „Lieber Meister, ich habe immer gesagt: Wollchen, wo juckt es dich denn, daß ich dich kratzen kann? Aber die Wolle hat mir bis jetzt noch nicht geantwortet, und da dachte ich, wenn's ihr nirgends juckt, ist auch das Kratzen nicht nötig."

Darauf wollte es der Meister mit etwas anderem versuchen und redete den Narren an: „Geselle, magst du spinnen?" „Gewiß," entgegnete Eulenspiegel; „morgen sollt Ihr Euer blaues Wunder erleben." Am andern Morgen kam der Meister wieder und sah wirklich „sein blaues Wunder". Am Tische saß Eulenspiegel, und auf dem Tische krochen eine Anzahl Spinnen aller Art, große und kleine, lang- und kurzbeinige, dick- und schmalleibige. Der Schalk gab acht, daß sie nicht vom Tische liefen, und trieb allerhand Kurzweil mit ihnen. Da sagte der Meister: „Du denkst wohl, weil die Spinnen spinnen können, benutze ich sie als Gesellen? Solche Gespinste kann ich nicht brauchen. Nun laß sehen, ob du wenigstens gut weben kannst. Aber sorge vorm Weben für einen guten Aufzug und einen tüchtigen Einschlag." „Schön, Meister," sagte Till, „heute abend soll alles fertig sein." Abends kam Till aus der Herberge mit einer Menge betrunkener Gesellen vor das Haus des Meisters. Sie tobten und lärmten gewaltig und schlugen zum Schlusse eine Anzahl Fenster ein, daß die Scheiben klirrend zu Boden fielen. Zornig fuhr der Meister auf: „Gesell, bist du des Teufels?" Eulenspiegel aber erwiderte: „Meister, habe ich nicht getan, was Ihr befahlt? Habt Ihr nicht einen schönen A u f z u g gesehen und den E i n s c h l a g gehört?" Da wollte es der Meister aber nicht länger mit ansehen und jagte den losen Vogel davon.



304. Eulenspiegel in Halle.

Einst kam Eulenspiegel von Magdeburg her mit einem andern Gesellen über den Petersberg nach Halle. Mit heiterer Miene und fröhlichen Scherzen war Till den Berg hinaufgestiegen; als es aber wieder bergab ging, wurde er ganz traurig. Da fragte ihn der andere: „Sag, Bruder, warum bist du immer so traurig, wenn's bergab geht, während du beim Hinaufsteigen lustig bist?" Da sagte Eulenspiegel: „Das will ich dir sagen, Kamerad. Sieh, bergauf freue ich mich, daß ich bald das leichtere Bergabgehen vor mir habe; ist es aber so weit, so macht mich der Gedanke traurig, daß es bald wieder einen neuen Berg hinauf geht."

Da lachte der andere. Nach einer Weile hörten sie, wie von Halle herüber Glockengeläut erklang. Der Geselle fragte Eulenspiegel: „Sag mal, Till, weißt du, aus welcher Stadt das Glockengeläute kommt?" Da erwiderte Eulenspiegel: „Das ist Halle, da werden die Dummen nicht alle. Und jetzt läuten sie den Esel zu Grabe." „Welchen Esel?" fragte der andre. „Nun den, der auf Rosen geht," war die Antwort. (Ein auf Rosen gehender Esel ist Halles Stadtwappen.) Das erschien dem andern unsinnig, und als ein Wanderer des Weges kam, fragte er ihn, wer gestorben sei, und erfuhr, daß das Stadtoberhaupt begraben würde. Da sagte Eulenspiegel: „Habe ich nicht gesagt, daß sie den Esel zu Grabe läuten?" Er machte nämlich besonders gern Bemerkungen über den Magistrat, Bürgermeister und sonstige Obrigkeiten. Dann fuhr er fort: „Und weißt du, wie sie in Halle die Neuwahl abhalten? Sie rennen alle mit dem Kopf gegen die Wand, und wer den dicksten Schädel hat, wird Bürgermeister." Währenddessen waren sie an die Stadtmauer gekommen, und da zufällig ein Stück der Mauer eingestürzt war, wies Eulenspiegel darauf hin und sagte: „Siehst du, hier haben sie schon angefangen."

Als Eulenspiegel nach einiger Zeit Halle wieder verlassen wollte, hatte er kein Geld mehr. Da ging er zu Klaus Schneider, einem reichen Pfänner, von dem bekannt war, daß er gutmütig war und den Leuten oft Geld lieh. Klaus sagte: „Ich will dir gern etwas borgen, aber du mußt mir einen Bürgen bringen, der in Halle ansässig ist und sein eigenes



Dach überm Kopf hat.“ „Das will ich,“ sagte Till. Am andern Morgen kam er wieder und sagte, er habe einen gefunden, der hätte aber Klumpfüße und könne nicht gehen; Klaus möchte so gut sein und mitkommen. Klaus nahm Hut und Stock, und nun gingen sie beide nach dem Markte zu. Dort führte ihn Eulenspiegel vor den Roland, über den damals zum Schutz gegen den Regen ein Dach gespannt war, und sagte: „Hier ist er; er ist in Halle ansässig und hat sein eigenes Dach.“ Da mußte der Pfänner gute Miene zum bösen Spiele machen, und so zog denn Eulenspiegel mit einem Batzen Geld in der Tasche von dannen. Wenn du aber wissen willst, ob er das Geld je wieder gebracht hat, mußt du seinen Bürgen fragen; vielleicht weiß der es.

305. Till Eulenspiegel in Erfurt.

Als Eulenspiegel nach Erfurt kam, machte er eine Wette, daß er einem Esel das Lesen beibringen könnte. Einige Spaßvögel gingen auf die Wette ein, sicher, daß Till sie verlieren würde. Dieser nahm nun eine Fiebel untern Arm, ging in den Stall und legte sie in die Krippe des Esels. Nach einer Weile rief er die Leute. Sie kamen lachend und sagten: „Gib die Wette nur auf und bezahle!“ Eulenspiegel aber erwiderte: „Wartet nur ab!“ In diesem Augenblicke schrie der Esel „ia“. Ja sagte Eulenspiegel: „Ich habe meine Wette gewonnen. Wie ihr hört, habe ich dem Esel in der kurzen Zeit schon die beiden Buchstaben I und A beigebracht.“

XV. Verschiedenes.

306. Die eisernen Köpfe an der Jakobikirche.

An der Jakobikirche in Magdeburg sind zwei eiserne Köpfe. Das sind die Köpfe zweier unschuldig Hingerichteter. Früher war nämlich neben der Jakobikirche der Gerichtsplatz. Nun hatten einmal zwei arme Menschen, die vor Hunger nicht mehr aus noch ein wußten, einem Bauern aus der Vorratskammer ein Brot und eine Wurst gestohlen. Gleichzeitig hatte ein Feind des Bauern, um diesen zu schädigen, den ganzen Hof in Brand gesteckt. Man faßte die beiden Lebensmitteldiebe ab und bezichtigte sie der gemeinen Brandstiftung.



All' ihr Jammern und Beschwören half nichts, und sie wurden auf dem Gerichtsplatze als Brandstifter auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Da geschah das Seltsame, daß zwar ihre Leiber zu Asche wurden, ihre beiden Köpfe aber verbrannten nicht; denn sie waren zu Eisen geworden, und der Henker konnte sie auch mit dem Beil nicht zerschlagen. Da wurde die Sache noch einmal untersucht, und man fing den richtigen Brandstifter. Man ließ denn zur Erinnerung und zur Sühne die beiden eisernen Köpfe an der Jakobikirche einmauern, wo sie heute noch zu sehen sind; und man kann Mund, Nase, Augen, Haar usw. noch ganz deutlich erkennen.

307. Der Basilisk zu Halle.

Ein Basilisk (eine Art Drachen, dessen Blick den Menschen tötet) entsteht, wenn ein Hahn ein Ei legt und es ausbrütet. Sieht der Basilisk sich selber, so tötet er sich selbst mit seinem eigenen Gifte.

In Halle war es Sitte, daß am Osterabend die Armen der Stadt umsonst ein Solbad nehmen durften in der salzigen Quelle, die beim Bad Wittekind aus der Erde sprudelte. Im Jahre 1457 hatten die Stadtväter — sei es aus Hartherzigkeit, sei es aus Vergeßlichkeit — diesen alten Brauch nicht geübt. Da zeigte sich ein fürchterlicher Basilisk und verstopfte die Salzbrunnen. Als er gerade in einem tiefen Brunnen saß, den er auch verstopfen wollte, ließ man einen Strohmann in den Brunnen hinab, den man mit lauter Spiegeln behängte; da sah sich der Basilisk in den Spiegeln und tötete sich selbst durch seinen Gifthauch.

308. Die kluge Nonne.

In Arendsee in der Altmark ist ein altes Kloster, das früher von adligen Benediktiner-Jungfrauen bewohnt war. In der Klosterkirche befindet sich ein Gemälde an der Orgel, auf dem die Vorsteherin des Klosters mit einem weiten Mantel abgebildet ist; unter dem Mantel stehen die sämtlichen Klosterjungfrauen, und neun gucken darunter hervor. Über dem Gemälde sind die Worte zu lesen: „Die Versammlung des Jungfreulichen Klosters Arenthsee." Das Bild hat folgende Bedeutung:



Im Kriege wurde das Kloster überfallen und sollte ausgeplündert werden. Bloß der Vorsteherin gestattete man freien Abzug. Man erlaubte ihr nur das mitzunehmen, was sie unterm Mantel fortschaffen könnte. Da nahm sie die Klosterjungfrauen unter ihren Mantel, und so wurden alle Nonnen gerettet.

309. Die kochenden Erbsen.

Einmal waren Knaben auf den Burgberg bei Lichtenberg gegangen. Als sie in den Trümmern der Burg umherkrochen, sahen sie auf dem Herde in der alten Küche ein lustiges Feuer brennen, und über demselben stand ein Topf, in dem gelbe Erbsen so tüchtig kochten, daß einige über den Rand sprangen und in die Asche fielen. Es stand aber niemand dabei, und auch sonst ließ sich nirgends ein Mensch sehen oder hören. Da nahmen die Knaben die herausgekochten Erbsen auf und steckten sie in die Tasche, um damit zu spielen. Als sie nach Hause gekommen waren und sie aus der Tasche nahmen, da waren die Erbsen golden geworden. Nun zogen Junge und Alte in hellen Haufen nach der Burg, aber jetzt war alles dunkel, und der Topf mit den kochenden Erbsen war verschwunden.

310. Der Ring zu Dessau.

Die Fürstin von Anhalt ließ einmal die Brocken, die nach dem Essen auf dem Tischtuch liegen geblieben waren, aus dem Fenster ihres Schlosses zu Dessau schütten. Da kam eine Kröte und verzehrte die Krümel. Einige Zeit später kam eine unbekannte Frau zu der Fürstin, als sie nachts im Bette lag, und sagte zu ihr, ihre Frau Kröte danke sehr fleißig für die Brocken und schicke in dankbarer Erkenntnis diesen Ring, den die Fürstin immer tragen möge; dann würde der Stamm nie aussterben. Auch möge sie in der Christnacht auf das Feuer achten, daß kein Brand entstünde.

Seitdem wurde in den fürstlichen Gemächern am Christabend sorgfältig auf das Feuer geachtet, und der Hausmeister mußte die ganze Nacht durch wachen und acht geben, daß nirgends Feuer ausbräche. Dieser Brauch hat noch bis zum Jahre 1757 bestanden.



311. Die Edelmannsgruft bei Oschersleben.

In der Nähe von Oschersleben, zwischen Emmeringen und Schermke, liegt die Edelmannsgruft. Einst wollte ein reicher Ritter spazieren fahren, einfach durch die Felder, ohne Ziel. Der Kutscher aber, der nicht wußte, welchen Weg er einschlagen sollte, fragte mehrmals, wohin er fahren sollte. Da sagte der Edelmann wütend: „Meinetwegen zum Teufel!“ In derselben Minute öffnete sich der Berg, an dem sie gerade waren, und verschlang das Fuhrwerk. Die Wagenspur, die in den Berg hineinführt, sieht man heute noch; sie ist aber fast ganz mit Gras bewachsen.

312. Der betrogene Geizhals.

In Irxleben war mal ein reicher Bauer; der hat sein Geld in der Scheune vergraben und es dem Teufel anempfohlen und ihm aufgetragen, er dürfe nicht eher von der Stelle weichen, ehe nicht hier zwei Brüder abgeschlachtet wären.

Das hatte ein Knecht mit angehört, der auf dem Hahnenbalken saß. Kaum war der Bauer weg, so nahm er zwei junge Hunde von einer Mutter, schlachtete sie an der Stelle und nahm den Schatz heraus.

313. Der Gluhschwanz.

Zu einer Zeit waren die Leute in Velstove alle arm, nur ein Bauer war reich. Da sagten die Leute, den Reichtum habe ihm der Gluhschwanz gebracht. Wirklich sahen eines Abends junge Leute, die zusammen standen, daß der Drache sich in den Schornstein des reichen Nachbars hineinküselte. Da zogen sie, um dem Dinge auf die Spur zu kommen, rasch ein Rad vom Wagen und steckten es verkehrt wieder an. Nun konnte der Gluhschwanz nicht wieder entweichen. Bald schlugen Flammen aus dem Haus; denn er hatte sich herausgebrannt.

314. Der heimlich gebackene Kuchen.

In Ol'msteh (Olvenstedt) is 'n Buurhoff, doa hebben immer de Poaters (katholische Geistliche) espoikt. Een' Morjen hebben de Meekens moal Kauken ebackt, un doa hebben se sik heimlich en poar Kauken mehr ebackt. Dunn sechte de



eene tau de annere: „Wu lejjen we denn nu de Kauken hen, dat se unse Fruë nich süht?“ „Ih, de lejjen we op'n Torm.“ Opp'm Hoff, doa stund nämlich sönn oller Torm; doa droagen se nu den Kauken ropp. Wie se nu Koffee drinken willen, doa joahn se nu wedder ropp un willn sik de Kauken runder hoalen. Doa kriejen se oawerst en furchterlichen Schreck: Doa sitten de Poaters um'n Disch un verteeren öhrn Kauken. Doa sünd de Meekens rasch wedder runder elopen, un keene is wedder ropp ejoahn.

315. Ritter Georg.

In Magdeburg-Rothensee hauste in alten Zeiten ein greulicher Lindwurm, der jedes Jahr als Opfer eine Jungfrau forderte. Nun war in einem Jahre die Tochter eines reichen Ritters als Opfer ausersehen; der Vater, der schon zu alt war, um den Drachen zu bekämpfen, war darüber tottraurig, wußte aber nicht, wie er das Unheil abwenden konnte. Da kam ein fremder Ritter namens Georg nach Magdeburg; der verliebte sich in die Tochter des Ritters, und als er hörte, daß sie das diesjährige Opfer des Lindwurms werden sollte, zog er aus und griff den Drachen an. Lange dauerte der Kampf, aber schließlich brachte Georg dem Untier so viele Wunden bei, daß es verendete. Der Ritter heiratete nun seine Geliebte, und der beglückte Vater ließ zur Erinnerung an den Drachenkampf den Ritter zu Pferde in Stein ausmeißeln, wie er den Lindwurm mit seiner Lanze niederstícht. Früher befand sich dies Bild auf einem Hause am Breitenweg; heute ist ein ähnliches Bild über der Eingangstür zur Börse zu sehen, Alter Markt Nr. 5.

Da, wo der Kampf stattgefunden hatte, bildete sich von dem Blut des Drachen ein roter See, und als man später ein Dorf an der Stelle erbaute, nannte man es Rothensee. Heute ist Rothensee der nördlichste Vorort von Magdeburg.

Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen.

1. Frei nach Andree, Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1896. Desgl. Nr. 4, 14 I, 26, 30, 121, 189.
2. Mündlich von Herrn Franke-Wanzleben. Desgl. 105.
3. Frei nach Pastor Dr. Kühne-Zerbst, aus den „Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte und Altertumskunde," Band 2, Heft 5. Desgl. 29, 233.
5. Aus Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, Br. 1895. Desgl. 62, 66, 118, 119, 153, 175, 269, 277, 290, 309, 313.
6. Aus Gräffe, Sagenbuch des preußischen Staates, Glogau 1867. Desgl. 81, 126, 138, 187, 200, 207, 223, 246, 248, 249, 272, 280, 283, 294, 307.
7. Frei nach dem „Altmärker Sagenschatz", gesammelt vom Lehrerverbande der Altmark, Leipzig und Berlin 1908. Desgl. 10, 38, 46, 58, 77, 102, 114, 205, 222, 260, 271, 296.
8. Aus Brüder Grimm, Deutsche Sagen, 2. Auflage, Berlin 1865. Desgl. 15, 96, 107, 111, 113, 125, 135, 192, 208, 229, 295.
9. Aus Emil Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thürigen, Halle 1846. Desgl. 21, 34, 39, 41, 42, 108, 109, 112, 122, 124, 145, 176, 194, 213, 214, 215.
11. Frei nach Richter (von Golmen), Sagenschatz aus dem mittleren Norddeutschland, Glogau 1900. Desgl. 45, 120, 157, 164, 167, 168, 270.
12. Aus Witzschel, Sagen aus Thüringen, Wien 1866. Desgl. 288.
13 Aus Temme, Die Volkssagen der Altmark, Berlin 1839. Desgl. 50, 57, 60, 61, 67, 68, 69, 79, 131, 137, 151, 179, 181, 196, 206, 285, 297, 308.
14 II. Mündlich von Herrn Universitätsprofessor Dr. Gesemann-München. Desgl. 88.
16. Aus Pohlmann, Sagen aus der Altmark, Stendal 1901. Desgl. 36, 43, 44, 52, 75, 82, 95, 97, 123, 132, 182, 191, 197, 221, 240, 275, 276, 284.
17. Von Wegener, aus den „Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg", 15. Jahrgang, M. 1880. Desgl. 312, 314.
18. Nach Emil Obst, Beschreibung und Geschichte des Kreises Bitterfeld, B. 1887. Desgl. 27, 48, 155, 279, 282.
19. Von Studienrat Otto Schütte, im „Braunschweiger Magazin", Br. 1899. Desgl. 22, 31, 32, 73, 74, 100, 161, 219.

20. Frei nach der Gedichtsammlung von Segniz, Meißen 1839, von Gerhard Kahlo. Desgl. 54, 56, 292.
23. Aus Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848. Desgl. 33, 35, 37, 47, 65, 70, 71, 72, 89, 103, 104, 110, 129, 133, 136, 140, 171, 177, 178, 186, 188, 193, 195, 201, 232, 241, 268.
24. Mündlich vom Primaner Haußmann-Wolfen. Desgl. 209, 210.
25. Nach Rhamm, Hexenglaube in braunschweigischen Landen, Wolfenbüttel 1882.
28. Aus dem Werk „Die Provinz Sachsen in Wort und Bild", Berlin 1900. Desgl. 55, 128, 166, 170, 184, 185, 199, 212, 235, 238, 255.
40. Frei nach Lehrer Karl Höse, Chronik der Stadt und Grafschaft Barby, B. 1901. Desgl. 183, 291.
49. Mündlich von Herrn Studiosus Paul Schäfer-Mühlhausen i. Thür.
51. Von Pastor Hübener-Werben an der Elbe.
53. Aus Dr. Otto Richter, Deutscher Sagenschatz, Eisleben 1877. Desgl. 64, 76, 90, 257, 305.
59. Mündlich von Gerhard Kahlo. Desgl. 127, 159, 174, 204, 225, 226, 227, 230, 237, 254, 256, 281, 301, 302, 306, 315.
63. Aus Harrys, Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens, Celle 1840. Desgl. 92, 198.
78. Mündlich von meiner Schülerin Ruth Graf. Desgl. 180.
80. Mündlich vom Schüler Kurt Rabetcke-Schöppenstedt.
83. Mündlich vom Sekundaner Fritz Müller-Delitzsch.
84. Mündlich von der Schülerin A. Schubert-Braunschweig.
85. Mündlich von Herrn A. Graf-Wanzleben Desgl. 86.
87. Mündlich von meiner Schülerin Anneliese Vöhler.
91. Mündlich von der Schülerin Anna Schipper-Braunschweig.
93. Frei nach Geißler, Sagen der Stadt Magdeburg und Umgegend, M. 1846, von Gerhard Kahlo. Desgl. 154, 160, 216, 217, 244, 253.
94. Frei nach dem Gedicht von Paul Kurths, Magdeburger Sagen, M. o. J., von Gerhard Kahlo.
98. Mündlich von Herrn Pastor Traue-Schwarz bei Kalbe a. S.
99. Mündlich vom Sekundaner Kurt Kühne-Delitzsch.
101. Frei nach Büttner Pfänner zu Thal, Aus der Heimat, Leipzig 1888. Desgl. 265, 273, 304.
106. Nach Leinung und Stumvoll, Aus Magdeburgs Sagen und Geschichte, M. 1894. Desgl. 146, 149, 150, 173, 228, 258.
115. Aus Pröhle, Deutsche Sagen, 2. Auflage, Berlin 1879. Desgl. 158, 165, 300 VI, 310, 311.
116. Aus der Chronik der Stadt Hitzacker.
117. Mündlich von Frau Paula Goedicke-Salzwedel.
130. Mündlich von Herrn Lehrer Walther Schulze-Salzwedel.
134. Mündlich von meinem Vater, Vorschullehrer a. D. Martin Kahlo-Magdeburg. Desgl. 169, 243, 245, 250, 278, 286.
139. Von Wilhelm Perlberg-Barby.
141. Mündlich von Fräulein Martha Gericke-Tangermünde.
142. Aus Ebeling, Stadt Egeln und Umgegend, E. 1903. Desgl. 299.
143. Nach Hülße, Sagen der Stadt Magdeburg, M. 1886. Desgl. 144, 162, 224, 236, 259, 263.

147. Aus Haenselmann, Abt Berthold Meiers Legenden und Geschichten des Klosters St. Aegidien zu Braunschweig, Wolfenbüttel 1900.
148. Mündlich von Herrn Studiosus K. Simon-Helmstedt. Desgl. 156, 211, 234.
152. Frei nach Schubart, Die Glocken in Anhalt, Dessau 1896.
163. Frei nach Beste, Vorstellungen unserer Väter vom Teufel, Braunschweiger Magazin vom Jahre 1840, Seite 251.
172 I. Aus der Unterhaltungsbeilage zur „Zerbster Extrapost", Nr. 7 vom 11. Februar 1922. II. Mündlich von Frau Korn aus Zerbst.
190. Mündlich von Herrn Lehrer Martin Ehlis-Salzwedel.
202. Von Pastor Mertens Uchtenhagen.
203. Mündlich von Herrn Lehrer Adolf Bert-Salzwedel.
218. Mündlich vom Schüler Fritz Meyer-Schöppenstedt. Desgl. 220.
231. Mündlich von der Schülerin L. Markworth-Braunschweig.
239. Mündlich von Herrn Lehrer Borchers-Wanzleben.
242. Frei nach Adele Gründler, Aus dem Hasenwinkel, Konstanz o. J. Desgl. 264.
247. Mündlich von Fräulein Ilse Hauschild-Tangermünde.
251. Mündlich von Herrn Regierungsbaurat Blanck-Salzwedel.
252. Von Rektor Lehrmann-Kalbe a. M.
261. Frei nach Schimmel-Steffens, Heimatkundliches Schülerheft, Wanzleben 1920.
262. Von Pastor Wollesen nach der Chronik von Werben.
266. Mündlich von Ursula Goedicke-Salzwedel.
267. Mündlich von Frau S.raubel-Aschersleben.
274. Aus den alten Quellen zusammengearbeitet von Gerhard Kahlo.
287. Frei nach Pölzig, Stendal in Sage und Geschichte, St. 1887. Desgl. 303.
289. Von Hauptlehrer Wolff, aus „Unsere Heimat", Beilage zum „Stadt- und Landboten", Kalbe a. S., herausgegeben von Pastor Traue-Schwarz.
293. Aus Hoede, Urwüchsige Gestalten und Geschichten, Berlin 1921.
298. Frei nach W. von Knieprode, aus der Zeitschrift „Eichsfelder Land", Nr. 2, Heiligenstadt 1921.
300 I. Mündlich von Günther Dahle, II. von Hermann Schlimm, III. von Erich Fricke, IV von W. Schröder, Meinecke und Dasch, V. von Otto Köchy, VII. von Robert Bürger, Schüler aus Schöppenstedt.

Anmerkungen:

6. Das ehemalige Magdeburger Stadtgymnasium befand sich in der Großen Schulstraße. Die Universität von Wittenberg ist jetzt in Halle.
11. Der Mönch soll Luther gewesen sein.
15. Werwolf heißt Mannwolf. (wêr althochdeutsch = Mann; vergleiche lateinisch vir = Mann!)
29. Friedrich August starb 1793 ohne Kinder; die Zerbster Lande fielen darauf an die Dessauer Linie.
113. Dosten ist Origanum vulgare, Dorant Marrubium vulgare.
115. Diese Sage wird ähnlich auch in Irxleben (bei Magdeburg) erzählt.

127. Der wilde Jäger ist eigentlich der altgermanische Gott Wodan. Er wurde seit der Einführung des Christentums zum bösen Geist, ebenso wie Donar zum Teufel wurde.
128. Hackelberg (auch Hackelberend genannt) ist dasselbe wie der wilde Jäger, also eigentlich Wodan.
149. Heute gibt es zwei Magdeburger Vorstädte namens Neustadt, die Alte und die Neue Neustadt.
171. Grizehne heißt heute als Bahnstation Kalbe-Ost.
172 II. Der Butterdamm ist eigentlich der Butendamm (= Außendamm).
195. Es gibt nach dem Volksglauben eine weiße Wunderschlange; wer von ihr ißt, versteht die Sprache der Tiere.
199. In Wirklichkeit hat Schiller schriftlich um Lotte angehalten, und sie gab ihm ihr Jawort auch schriftlich.
209. Eine Wüstung ist eine Stelle, an der früher ein Dorf lag, das durch Krieg, Feuer, Hochwasser oder Schleifung (nach Auswanderung der Bewohner) zerstört wurde.
225. Vergleiche zu dieser Sage „Eichblatts D. Sagenschatz", Band 6, Schell, Sagen des Rheinlandes, Nr. 222.
230. Das Krökentor stand in der Gegend, wo heute die Nordfront beginnt.
237. Gero lebte ums Jahr 1000 n. Chr. Geb.
242. Andere Quellen sagen, Gunthart habe um 1550 gelebt.
254. Eine ähnliche Sage wird auch in Magdeburg erzählt; darnach heißt noch heute ein Haus auf dem Knochenhauerufer „Zum schwarzen Raben".
274. Halle ist wahrscheinlich eine keltische Gründung; es heißt auf deutsch „Salz".
282. Ähnlich schon bei Martin Luther in seinem Buche „Vom Mißbrauch der Messe".
300. Ähnliche Streiche erzählt man auch aus Schilda.
315. Die Sage von diesem Ritter Georg hat Ähnlichkeit mit der Legende vom Heil. Georg. Das Bild an der Börse ist der Heil. Georg; an dem Hause Breiteweg — Ecke Schulstraße war ein blauer Lindwurm; leider ist dies Bild einem Neubau zum Opfer gefallen.

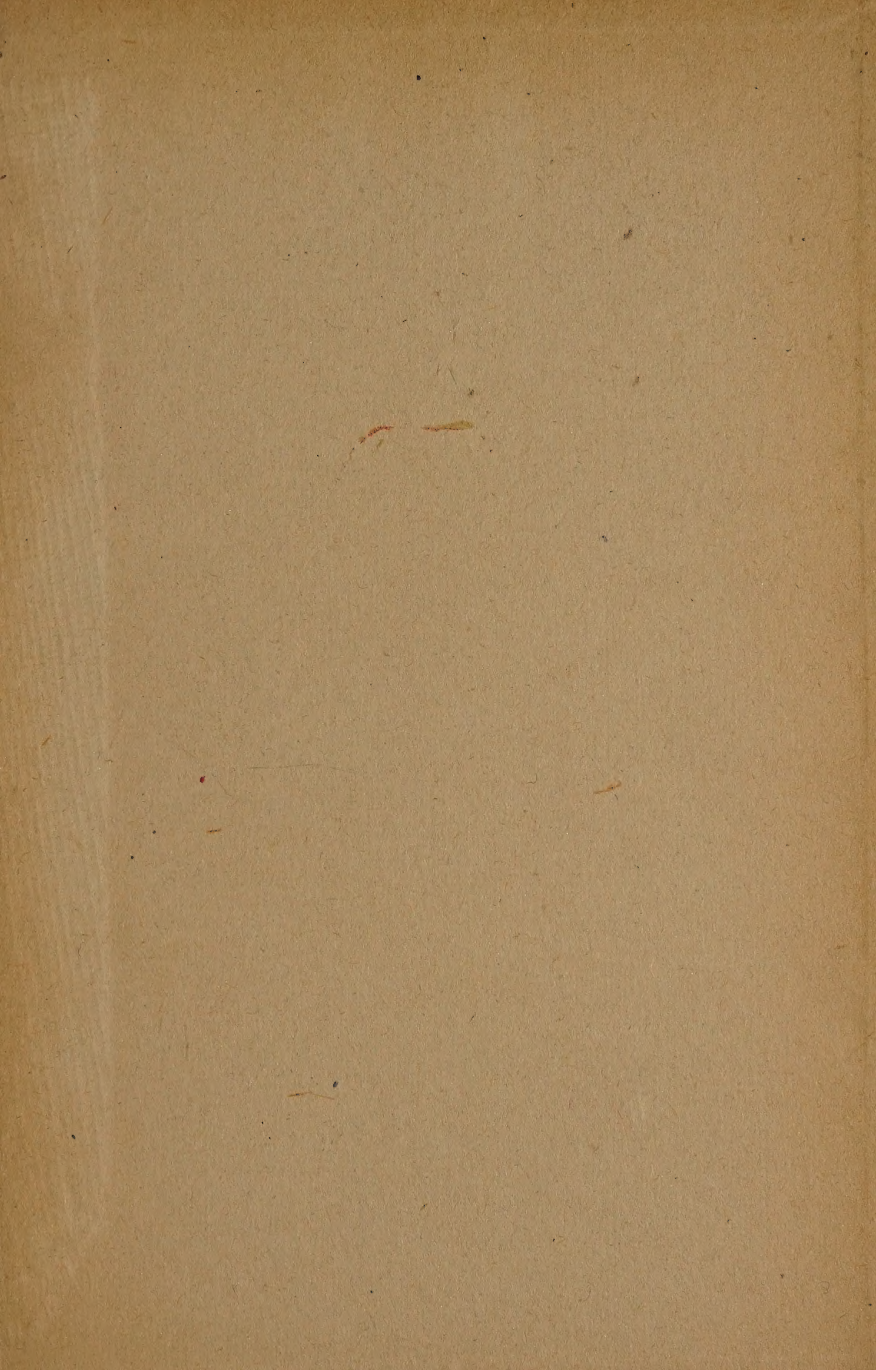


Ortsverzeichnis.

(Die Zahlen zeigen die Nummern der Sagen an. Es bedeutet: A. = Anhalt, Br. = Braunschweig, Altm. = Altmark, Thür. = Thüringen, Kr. = Kreis.)








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122879254